

Archiv der Gossner Mission

im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_0943

Aktenzeichen

6/22

Titel

Artikel, Aufsätze und Predigten zur Missionsarbeit

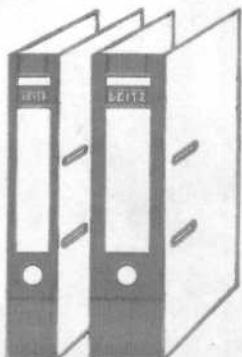
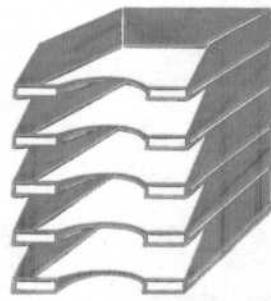
Band

Laufzeit 1974 - 1981

Enthält

u.a. Aufsatz zum Film: "Durch Wort und Tat" über die vereinigte Nepalmision; Zeitungsartikel zu Mission und Politik; Brief aus Indien zur Lage vor Ort; Geschichte der Gossner Mission; Abschlussbericht über die Arbeit der Gossner Mission von 1971 - 1977

- 1 GM *Gossner Mission*
- 2 ÜBER DIE GM
- 3 ANDERE
- 4 PREDIGTEN



LEITZ

1
2
3
4
5
6
7
8
9
0

1

LEITZ
1656 Trennblatt
zum Selbstausschneiden
von Registertasten

Hilfe zur Selbsthilfe

Es gehört zum Allgemeingut, daß nur die Hilfe sinnvoll ist, die zur Eigeninitiative der betroffenen Menschen führt und Selbsthilfe-Aktivitäten fördert.

Ein schönes Beispiel für eine solche "Hilfe zur Selbsthilfe" haben wir in unserer Projektarbeit in Zambia erlebt.

Sietske Krisifoe, Krankenschwester und eine unserer Mitarbeiterinnen, arbeitet seit mehreren Jahren auch in der kleinen Gesundheitsstation von Kanchindu mit. Kanchindu liegt im Gwembe-tal, ganz in der Nähe des Kariba-Stausees. Die Station wird von einem Medizinischen Assistenten geleitet und betreut ca. 40 Dörfer mit 10.000 Einwohnern. Das nächste Hospital ist 65 km entfernt und für die Menschen nur schwer zu erreichen, da kaum Transportmöglichkeiten bestehen.

Diese Gesundheitsstation hatte für die stationären Patienten nur eine alte Wellblechbaracke ohne Fenster. Betten und Bettzeug waren verschlossen. Man konnte es eigentlich keinem Menschen mehr zumuten, sich hier pflegen und behandeln zu lassen. Aus hygienischen und menschlichen Gründen hätte man neu bauen und das neue Haus neu einrichten.

müssen. Aber es fehlte an Geld, und die Regierung hielt nicht ihr Versprechen zu helfen.

Als Frau Krisifoe 1978 einige Kleiderpakete aus der Buddesrepublik erhielt, beschlossen die Mitarbeiter der Gossner Mission, diese Kleider an die Bevölkerung zu verkaufen und den Erlös für einen Neubau der Gesundheitsstation in Kanchindu zurückzulegen. Gleichzeitig wurden mehrere deutsche und holländische Gemeinden angeschrieben, diese Kleideraktion zu unterstützen. Die Kleider verkauften sich sehr gut. Wo wurden innerhalb weniger Monate ca. 10.000,- DM eingenommen.

Im Mai 1979 rief Frau **Krisifoe** daraufhin die Dorfältesten und politischen Führer der Umgebung von Kanchindu zusammen und erläuterte ihnen ihren Plan. Diese nahmen sofort die Idee positiv auf und beschlossen ihrerseits, die Bevölkerung aufzufordern, den Neubau mitzufinanzieren. Es wurde eine Liste der Dörfer erstellt und festgelegt, daß die Frauen je 2,30 DM, die Männer 4,60 DM, Geschäftsleute 23,- DM und Lehrer 11,50 DM aufzubringen haben.

Frau Krisifoe schrieb zu diesem Beschuß: "Schon 8 Jahre lebte ich in Zambia, darum war ich sehr skeptisch und erwartete nicht viel, denn ich wußte, daß die meisten

Dorfbewohner selber nicht genug Geld für den täglichen Lebensunterhalt haben. Auch hatten wir mit anderen Selbsthilfe-Projekten keine guten Erfahrungen gemacht. Das Echo der Bevölkerung war immer sehr gering geblieben".

Umso überraschender verlief es dieses Mal. Innerhalb weniger Monate brachten die Dorfbewohner in gemeinsamer Aktion 9.200,- DM auf, ein Drittel der Gesamtkosten.

Im August 1979 konnte mit dem Ausschachten begonnen werden. Die Fundamente wurden gelegt bevor der Regen kam. Die meiste Arbeit geschah in Eigeninitiative. Es brauchten nur 2 Maurer und vier zusätzliche Kräfte zum Zementmischen eingestellt zu werden.

Als ich im Juli dieses Jahres Kanchindu besuchte, waren die Maurerarbeiten fast abgeschlossen. An den Gesichtern der Menschen konnte ich ablesen, daß sie stolz auf ihre neue "Klinik" sind, die sie weithin selbst gebaut und finanziert haben. Die offizielle Einweihung soll im Dezember dieses Jahres stattfinden.

Die Leute haben ein wirkliches Opfer gebracht, denn die meisten Dorfbewohner haben kein geregel-

tes Einkommen, nur wenige finden Gelegenheitsarbeiten, einige Frauen verdienen sich durch Bierbrauen etwas zusätzliches Geld, andere besitzen einige Ziegen oder Kühe. Wer Arbeit gefunden hat, verdient im Monat 92,- DM, womit er mindestens 10 Personen ernähren muß.

Es ist schwer zu sagen, was zu diesem Erfolg geführt hat. Der Hauptgrund mag darin zu suchen sein, daß die Menschen die Bedeutung dieser Gesundheitspflege erkannt haben. Ein anderer nicht unwesentlicher Grund ist vielleicht, daß sie erfahren haben, daß die Gossner Mission hinter dieser Aktion steht. Dadurch hatten sie Vertrauen, daß sie nicht im Stich gelassen werden und ihr Geld auch wirklich für den Zweck ausgegeben wird.

Auf jeden Fall ist dieses Beispiel, das einmalig im Gwembe-tal ist, ein Ansporn, ähnliche Aktionen in anderen Bereichen zu beginnen, denn nichts ist überzeugender als eine initiierte und gut organisierte Begeisterung, die ihr Ziel erreicht.

Gemeinden bei uns können mithelfen, daß solche Aktionen fortgesetzt werden, indem sie Pakete ins Gwembe-tal schicken. Die Anschrift ist: Gossner Service Team, P.O. Box 4, Sinazese via Choma, Zambia. (ein 10 kg-Paket kostet 32,50 DM per See-Fracht)

E. Mische

Industriearbeiter - die vergessenen
Armen?

Der Streit um den Bericht des Ev. Missionswerkes auf der EKD-Synode in Garmisch-Partenkirchen hat unter anderem eine Gruppe von Menschen wieder in unser Blickfeld gerückt: die Armen. Die Masse der Armen in der Dritten Welt, aber auch die Armen bei uns. Der Gedanke ist uns sehr fremd. Arme - gibt es die überhaupt in der Bundesrepublik? Aber vielleicht sehen wir sie nur nicht!

Ich möchte mit der Beschreibung der typischen Arbeitssituation einer Gruppe von Industriearbeitern aufmerksam machen auf eine gar nicht so kleine Zahl von Menschen. Trotz ihrer festen Einkommen meine ich, daß wir sie zu den "Armen" rechnen müssen. In der Bibel sind "Arme" nicht nur die Hungernden und Kranken. Zu den Armen, denen das Reich Gottes verheißen wird, zählen auch die Ausgestoßenen und achtlos Herumgeschobenen, Menschen auf deren Gaben und Fähigkeiten die Gesellschaft keinen Wert legt. Darf oder muß nicht ein Teil der Arbeitnehmer zu den Armen in diesem Sinne gerechnet werden?

Zur Klärung dieser Frage möchte ich Sie zur Besichtigung eines großen Automobilwerkes einladen. Es beschäftigt 42.000 Menschen. Während der zweistündigen Führung sehen wir fast nur Männer und Frauen, die an Fließbändern in einer Vielzahl von

einfachen, schnellen aber, genau festgelegten Handgriffen zunächst Motoren zusammensetzen. Dann werden diese auf das Fahrgestell montiert. Am Schluß des Rundganges kommt die Karosserie am Band vom oberen Geschoß herabgeschwemt und wird mit dem Fahrgestell verschraubt. Unter den Arbeitern heißt dieser Augenblick scherhaft die "Hochzeit".

Zwei Gruppen zu je vier Arbeitern pro Schicht haben hier ihre Arbeit. Acht Stunden am Tag die gleiche Arbeit. Immer vier führen die herabschwebende Karosserie an den richtigen Platz auf das Fahrgestell. Ein Hammerschlag, Federn werden eingehängt, Schrauben festgezogen. Währenddessen läuft das Band mit dem neuen Auto und den vier Männern weiter. Die ganze Arbeit dauert vielleicht zwei bis drei Minuten. Dann gehen die vier an ihren Ausgangspunkt zurück, vorbei an ihren vier Kollegen, die den nächsten Wagen übernommen haben, und die Arbeit beginnt von neuem: Zusammenführen, ein Hammerschlag, Federn einhängen, Schrauben festziehen. Miteinander sprechen können sie nur während des zurückgehens. Muß einer der vier austreten, so muß ein Springer geholt werden, ein Arbeiter, der weiß, was hier zu tun ist, und der für die paar Minuten einspringt. Das Band bestimmt das Tempo der Arbeit. Die vier haben darauf keinen Einfluß.

Niemand fragt, ob diese Männer nicht mehr können als Federn einhängen und Schrauben festziehen. Die Entwicklung der Technik, die systematische Zerstücklung der Arbeit, um der Erhöhung der Produktion willen, hat ihnen diese Handgriffe zugeteilt.

Konfirmanden, mit denen ich dieses Werk besichtigte, sagten spontan: "Da möchte ich niemals arbeiten!" Sie spürten, wie menschliches Leben verkümmern muß, das ohne Handlungsspielraum, ohne Entscheidungsfreiheit in diesen Arbeitsgang eingespannt wird.

Verkündigung der frohen Botschaft für die Armen dürfte auch bedeuten, daß menschlicher Empfindungsgeist, technisches Können zur Humanisierung der Arbeitswelt genutzt werden. Christen sollten daran mitarbeiten, daß Menschen in der Arbeitswelt als Menschen eingeplant werden und nicht nur als Arbeitskräfte in den Lücken, die ihnen rein unter Kostengesichtspunkten rationell geplante technische Entwicklung zuweist.

Werner Petri - Gossner Mission Mainz

Dr. Paul Singh, Missionsdirektor der
indischen Gossnerkirche, berichtet:

Meine Erfahrungen mit Nicht-Christen

1710 - 9 b
1710 - 6 a
1710 - 9 a
1710 - 8
1710 - 1
1710 - 3

Es war schon Sommer, die Temperatur
im Freien beinahe 50 ° C. Ich war
zur Taufe von 15 Erwachsenen aus
Munda-Adivasi-Familien eingeladen.

In diesem Jahr war vor der Taufe
eine "Verkündigungs-Kampagne" vor-
bereitet worden, zu der Menschen ver-
schiedensten Herkommens - Adivasis,
Hindus und Moslems - eingeladen worden
waren. Sie sollten hören, was ich,
ein Mann aus einer Hindu-Familie,
der Christ geworden war, zu sagen
hatte.

Auf dem Festplatz waren acht "Be-
grüssungstore" aufgestellt worden.
Jede Gruppe hieß uns auf ihre Art
willkommen - die Christen mit ihren
christlichen Gesängen und Tänzen;
die Hindus mit ihrem typischen jahres-
zeitlichem Kriegstanz in ihren tra-
ditionellen Kleidern. Ähnlich tanz-
ten auch die Adivasis und Moslems
ihre traditionellen, der Jahreszeit
entsprechenden Tänze.

Auch Regierungsbeamte und Polizisten
nahmen am Programm teil. Das dauerte
beinahe 1 1/2 Stunden. Dann begann
ich über "Christen und unser Hei-
land Indien" zu sprechen. Im Laufe
meiner Ansprache erwähnte ich meine
in Deutschland gesammelten Erfahrun-
gen: Schulpflicht, vielfältige Er-
nährung, Selbstbedienungsläden, all-

gemeine Arbeits- und Lebensmoral. Ich berichtete davon mit dem Ziel, die Beeinflussung der Gesellschaft durch christlichen Glauben und christliches Leben zu veranschaulichen und um zu zeigen, daß dennoch niemand gezwungen wird, Christ zu werden. Das Evangelium ist für alle da. Christus opferte sich für alle, es braucht keine weiteren Opfer. Dann erwähnte ich auch, wie ich Christ wurde und welche Schwierigkeiten ich deswegen hatte. Und doch hasse ich meine Familie nicht, die mich hasste und mich sogar zu vernichten versuchte, erklärte ich.

Nach meiner Rede war eine Tee-Party vorbereitet worden, an der hauptsächlich Nicht-Christen teilnahmen. Beamte und andere leitende Persönlichkeiten baten mich, so oft wie möglich in das Gebiet zu kommen, damit die Leute besser über Schulbildung und abwechslungsreiche Ernährung erfahren. Sie würden es sogar akzeptieren, wenn die Menschen Christen würden, wenn sie nur die Wichtigkeit dieser neuen Entwicklung verstehen lernten.

Am Abend nach der Taufe bereiteten zwei unserer Freund aus der Gruppe einen Kranken-Gebets-Gottesdienst vor. Es kamen auch viele Nicht-Christen, und erfuhren die Heilung von ihren Leiden durch das Gebet.

Am nächsten Morgen musste ich früh aufbrechen, aber der reichste Mann der Gegend - ein Hindu - drängte mich, in seinem Haus zu frühstücken. Als ich zusammen mit anderen eintraf, wusch seine Frau zuerst meine Füße und salbte sie mit Öl - die allerhöchste Ehrerbietung. Ich war sehr bewegt, denn diese Menschen würden es nie zugelassen haben, daß auch nur der Schatten eines Christen auf sie fällt.

12 Zeilen à 35 Anschläge

22.4.80

druck 7.6.80

Berliner Missionswerk

Kollekten-Empfehlung für Himmelfahrt 1981

Die Arbeit der Gossner Mission in Indien, Nepal und Zambia

Aus der Arbeit der Gossner Mission ist 1919 die indische Gossnerkirche hervorgegangen. Sie ist heute eine der Partnerkirchen unserer Landeskirche. Fachleute werden nur noch gelegentlich für Spezialaufgaben von hier nach Indien entsandt. Aber auf unsere finanzielle Hilfe ist die Gossnerkirche noch immer angewiesen. Aufgrund einer gegenseitigen Vereinbarung soll diese Hilfe in Zukunft stärker für solche Projekte verwendet werden, durch die die wirtschaftliche Lage der Kirche insgesamt, einzelner Gemeinden oder ganz allgemein der Menschen in Indien gestärkt werden kann. Denn nur so wird die Kirche in die Lage versetzt, langsam von ausländischer Hilfe unabhängiger zu werden. Bei solchen Projekten stehen Landwirtschaft und Handwerk an erster Stelle.

In Nepal arbeitet die Gossner Mission seit 1972 in der Vereinigten Nepal Mission mit. Schwerpunkt ist zur Zeit ein Dorfberatungs-Programm in einer abgelegenen Gebirgsgegend Mittelnepals, durch das die Bevölkerung auf den Gebieten der Landwirtschaft, der Gesundheit, der Lagerung und Weiterverarbeitung ihrer Feldfrüchte und der Weiterbildung beraten werden. In Nepal kann Mission nur durch solche liebevolle Solidarität geschehen, da Aufforderung zum Religionswechsel durch Gesetz verboten ist.

In ähnlicher Weise arbeitet in Zambia das Gossner Service Team in einem ländlichen Entwicklungsprogramm mit. Damit soll ein Zeichen gesetzt werden für die Verantwortung der Christen für alle Menschen, die mit ihrer Notlage nicht allein fertig werden können. In Zambia wird dieses christliche Tatzeugnis allerdings ergänzt durch eine Zusammenarbeit mit der einheimischen Kirche in der Gemeindearbeit, bei der Predigerausbildung und bei der kirchlichen Gemeinwesenarbeit.

In allen ihren Arbeitsgebieten bemüht sich die Gossner Mission darum, den Menschen bei ihren Eigenanstrengungen zur Seite zu stehen, damit sie sich nicht immer weiter vergeblich abmühen, sondern allmählich die Früchte ihrer Arbeit auch ernten und davon leben können.

Das Kuratorium der Gossner Mission hat sich auf seiner Sitzung am 8./9. Mai 1980 vor allem mit der Wiederaufnahme der Arbeit seines Mainzer "Seminars für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft" befaßt. Neben der Diskussion der anstehenden Arbeitsvorhaben - der Planung eines Industriepraktikums für Theologiestudenten (August/September 1980) und eines Halbjahresseminars für Pfarrer und kirchliche Mitarbeiter (Oktober 80-März81) - stand im Mittelpunkt der Beratungen die Frage nach dem theologischen Stellenwert kirchlicher Industrie- und Sozialarbeit im Rahmen weltweiter krisenhafter Entwicklungen.

Das Kuratorium der Gossner Mission ist davon überzeugt: Die oekumenische Gemeinschaft fordert die Kirchen in der Bundesrepublik dazu heraus, der Botschaft von der Liebe und Gerechtigkeit Gottes eine glaubwürdigere Gestalt zu geben. So verlangen vor allem die weltwirtschaftlichen Entwicklungen eine intensivere Beschäftigung mit den Problemen der Arbeitswelt und der industriellen Entwicklung bei uns und in Übersee. Von besonderer Bedeutung erschien dabei die Frage, in welcher Weise die unterschiedlichen Erscheinungsformen von Armut und Abhängigkeit in der Dritten Welt und innerhalb der Industriegesellschaften theologisch aufgenommen und als Herausforderung stärker ins Zentrum der kirchlichen Arbeit gerückt werden können. Dazu gehören auch die Fragen nach der Rolle der Armen im Heilsplan Gottes, die Suche nach einer Umverteilung von Macht und die Notwendigkeit einer menschengerechten Weltordnung.

In diesem Sinne nahm das Kuratorium der Gossner Mission die im Jahresbericht des EMW auf der Garmischer Synode vorgelegten Fragen nach einem neuen Lebens- und Arbeitsstil auf. Es ging davon aus, daß um der Zukunft der Menschheit willen die im EMW-Bericht entfalteten Überlegungen zu einem neuen missionarischen Verständnis der Gemeinde einer möglichst intensiven Diskussion auf allen kirchlichen Ebenen bedürfen. Die Gossner Mission wird sich deshalb auf einer Studententagung im Februar 1981 mit der Bedeutung dieser Fragen für das Verständnis um die Gestalt der eigenen Arbeit beschäftigen.

Außerdem befaßte sich das Kuratorium der Gossner Mission mit dem Ansatz, der bisherigen Arbeit und den Perspektiven der "Oekumenischen Entwicklungsgenossenschaft" und faßte den Beschuß, mit ~~dem~~ ^{einem} Betrag von DM 30.000,- Gesellschafter der EDCS zu werden.

telefonisch an Dr. von
Schmidt durchgegeben
am 14. 5. 80

6.

Das Kuratorium der Gossner-Mission hat sich auf seiner Sitzung am 8./9. Mai 1980 ^{vor einem} ~~in besonderer Weise~~ Mit der Wiederaufnahme der Arbeit seines Mainzer "Seminars für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft" Diskussion befaßt. Neben der ~~Planung~~ der anstehenden Arbeitsvorhaben - der Planung eines Industriepraktikums für Theologiestudenten (August/September 80) und eines Halbjahresseminars für Pfarrer und kirchliche Mitarbeiter (Oktober 80-März 81) - stand im Mittelpunkt der Beratungen die Frage nach dem ^{theologischen} ~~Stellenwert~~ Kirchlicher Industrie- und Sozialarbeit im Rahmen weltweiter krisenhafter Entwicklungen. (Theol. Begriff!)

Das Kuratorium der GM ~~ging davon aus, daß die ökumenische Gemeinschaft~~ ^{ist davon überzeugt:} ~~der Christenheit~~ die Kirchen in der Bundesrepublik dazu herausfordert, der Botschaft von der Liebe und Gerechtigkeit Gottes eine glaubwürdigere Gestalt zu geben. So verlangen vor allem die weltwirtschaftlichen Entwicklungen eine intensivere Beschäftigung mit den Problemen der Arbeitswelt und der industriellen Entwicklung bei uns und in Übersee. Von besonderer Bedeutung erscheint dabei die Frage, in welcher Weise die unterschiedlichen Erscheinungsformen von Armut, ^{und} ~~und~~ Abhängigkeit in der Dritten Welt und innerhalb der Industriegesellschaften theologisch aufgenommen ^{und in der eigenen} ~~und für eine Auftragsgemäße~~ "Industrie- und Sozialarbeit" und ~~als~~ ^{als} ~~starkes~~ ^{größte} Herausforderung für die eigene "Industrie- und Sozialarbeit" begriffen werden können: 1) *Rindshäfe*

In diesem Sinne nahm das Kuratorium der Gossner-Mission die im Jahresbericht des EMW auf der Garmischer Synode vorgelegten Fragen nach einem ~~Lebens- und Arbeitsstil auf~~ ^{Lebens- und Arbeitsstil auf} neuen Lebensstil der Gemeinde auf. Es ging davon aus, daß um der Zukunft der Menschheit willen, die im EMW-Bericht entfalteten Überlegungen zu einem neuen missionarischen Verständnis der Gemeinde einer möglichst intensiven Diskussion auf allen kirchlichen Ebenen bedürfen. Die GM wird sich deshalb auf einer Studententagung im ~~Frühjahr~~ 1981 mit der Bedeutung dieser Fragen für das Verständnis und die Gestalt der eigenen Arbeit beschäftigen.

Die 6M (RSC/M)
will in die Bergr.
DR 30 Pendelrufe
der 3. Entf. fero
wede
Eine entf. Entf. fero
faste d.

Pf. Krüner
7063 Welsheim

Rene
Wid W

+ Dazu gehören auch die sonstigen Fragen nach der Rolle
der Armen im Heilplan Gottes, die Suche nach einer
Umverteilung von Macht und die Notwendigkeit
eines neuordnungsgeclten So. Weltordnung

GOSSNER MISSION

1 Berlin 41 (Friedenau)
Handjerystraße 19-20
Fernsprecher: (030) · 851 30 61 · 851 69 33
Postscheckkonto: Berlin West 520 50-100
Bankkonto: Berliner Bank, BLZ 100 200 00
Kto.-Nr. 0407480700

Programme der Gossner Mission in Zambia

Sisal-Programm

Im Gwembetal wächst ungenutzt viel Sisal. Diese Sisalstaude könnte zu Matten, Stricken, u.ä. weiter verarbeitet werden. Dadurch könnte gerade den Frauen eine neue Beschäftigungsmöglichkeit geboten werden.

In diesem Jahr sind die ersten Versuche mit der Verarbeitung von Sisal mit einigen Frauen begonnen worden. Geplant ist, daß im großen Stil diese Beschäftigung ausgeweitet wird.

Um diese Arbeit durchzuführen, muß eine einfache Sisalmaschine, die mit der Hand betrieben wird, gekauft werden. Die Maschine kostet ca. DM 7.000,--

Es handelt sich um eine einfache Technologie, die von den Frauen leicht erlernt werden kann.

Turbine mit Maismühle

In der Nähe von Nkandabwe liegt ein kleiner Stausee, der früher zur Bewässerung einiger Felder benutzt wurde. Das Gefälle beträgt 10 Meter. Nach sorgfältiger Überlegung ist hier eine Wasserturbine eingebaut, die eine Maismühle betreiben wird. Diese Mühle soll 1980 in Betrieb genommen werden. Maismühlen bedeuten für die Frauen eine große Erleichterung, da in der Regel der Mais gestampft wird. Mais ist Hauptnahrungsmittel.

Die Installierung der Turbine hat ca. DM 15.000,-- gekostet und wurde von einem deutschen Studenten zusammen mit der Universität von Lusaka durchgeführt.

VSP - Valley Self Help Promotion

Hierbei handelt es sich um eine neu gegründete Gesellschaft zur Förderung von Selbsthilfe-Programmen. Zwei Arten von Projekten werden gefördert:

- a) VSP bewilligt Kredit an Einzelpersonen oder Gruppen für Programme, die selbsttragend werden und Profite machen. Dazu gehören Kleinindustrie, Transport, Handel mit Verbrauchsgütern. VSP hat z.B. Fahrradersatzteile gekauft und gelagert und später an die lokale Bevölkerung weiterverkauft. Denn es hat sich herausgestellt, daß das Gwembetal weithin vom normalen Handel abgeschnitten ist, so daß die Bewohner nicht in der Lage sind, auch die einfachsten Güter zu kaufen.

- b) VSP unterstützt zweitens Selbsthilfe-Leistungen. Z.B. stellt VSP bei der Wasserversorgung Geräte und fachlichen Rat zur Verfügung, während die Dorfbewohner selbst die Bohrarbeiten durchführen müssen.

VSP braucht zunächst einen Kapitalsockel, um die vielfältigen Aktivitäten zu finanzieren. Es handelt sich z.Z. um über 25 Programme und Projekte, die von VSP unterstützt werden. Später soll VSP aus eigener Finanzkraft existensfähig sein und als eine Art Entwicklungsbank für kleinere Entwicklungsprojekte fungieren.

Zur Ablage
Aktenplan-Nr. 6221
Datum 18.11.77
Handzeichen P

Abschlussbericht für 1971 - 1977

Missionsdirektor Seeberg 14.10.1977

Dies ist ein zusammenfassender Bericht über die Jahre 1971 bis 1977, in denen ich im Auftrag des Kuratoriums als Direktor der Gossner Mission meine Aufgaben wahrnahm. Wohl bestimmt das Kuratorium die Richtlinien der Arbeit, aber sowohl die Tradition als auch die Bestimmungen in der Satzung geben dem Direktor ein reiches Mass an Freiheit der Entscheidung, an Einflussnahme und Mitbestimmung, soviel, dass er gut beraten ist, wenn er die Verantwortung so weit wie möglich mit seinen Mitarbeitern teilt. Dies habe ich getan, und ich danke den Mitarbeitern hier und in Übersee, den jetzigen und den bereits ausgeschiedenen von Herzen, dass sie freundlich, konstruktiv, ideenreich, geduldig und gern mit mir zusammengearbeitet haben.

Überarbeit

Die vergangenen sechs Jahre sind durch Kontinuität gekennzeichnet. Bestehende Aufgaben und Dienste wurden fortgesetzt; neue nicht begonnen. Die Leidenschaft des Aufbruchs zu neuen Ufern fehlte, ebenso fehlten bahnbrechende Ideen. Es waren arbeitsreiche, aber ruhige Jahre. Die Gossner Mission machte keine Schlagzeilen, wobei ich mir erlaube, die kleinen Aufregungen um die Festrednerin Dorothee Sölle zu übersehen. Grosse Probleme blieben uns erspart, weil unsere Übersee-Aufgaben nicht dort zu leisten waren, wo fast unerträgliche politische Spannungen auszuhalten sind wie im Nahen Osten, in Südafrika oder Aethiopien.

Unsere Arbeit in Zambia ist für die vergangenen sechs Jahre unterschiedlich zu beurteilen, und zwar ist in der ersten Hälfte der Berichtszeit mehr der Eifer und in der zweiten mehr die Geduld zu loben. Wir erinnern uns der Zeit heftiger Diskussionen im Kreis der Mitarbeiter und auch des Kuratoriums um Arbeitsziele und -planungen, an mancherlei Zweifel und Ungewissheit, ja Streit und Hektik. Inzwischen ist stattdessen eine ruhige Besonnenheit, ein geduldiges Bemühen zu beobachten - eine erfreuliche Entwicklung. Das Gossner Service Team knüpft an die ortsüblichen Techniken und

und Begabungen ^{an} und sieht seinen Dienst mehr als Mäeutiker denn als Experten. Der Aufbau von Genossenschaften bleibt ein Schwerpunkt unserer Arbeit. Überraschend ist das grosse Vertrauen der Regierungsstellen in Lusaka, die unkompliziert diese Arbeit fördern und 1975 den Vertrag mit der Gossner Mission verlängerten. Die Zusammenarbeit mit der zambischen Kirche ist noch nicht befriedigehd, doch bemühen sich besonders die zwei Theologen im Team um eine Intensivierung. Freilich steht dieser positiven Beurteilung die Ungewissheit gegenüber, ob nicht durch eine offene militärische Auseinandersetzung im Grenzgebiet Rhodesiens unsere Arbeit eingeschränkt oder gar aufgegeben werden muss. Wir hoffen sehr, dass es trotz düsterer Prognosen dennoch eine politische Lösung in diesem Konflikt gibt. Zambia ist für die Gossner Mission innerhalb weniger Jahre zum Hauptarbeitsgebiet in Übersee geworden, nicht nur, weil dort die meisten Mitarbeiter tätig sind, sondern auch, weil die Kooperation mit den Afrikanern reibungslos verläuft und weil es als mittelfristiges Engagement beispielhaft für zukünftige Unternehmungen ist. 1972 wurde von der Gossner Mission erstmals eine Mitarbeiterin nach Nepal entsandt, ein Jahr später eine zweite. Das blieb ein bescheidener Beitrag im Rahmen der grossen UMN. Die Möglichkeiten für eine Einflussnahme auf die Gesamtverantwortung blieben deshalb eher eingeschränkt. Ich habe den Eindruck, dass die Gossner Mission durch ihr Arbeitsgebiet Nepal mehr die Empfangende als die Gebende ist. Die UMN ist eine grossartige oekumenische Werkstatt auf Grund der unterschiedlichen geographischen und konfessionellen Herkunft der Mitarbeiter. Die ständige Auseinandersetzung mit dem Hinduismus bedeutet eine gesunde Herausforderung. Auch hier ist die mittelfristige Verpflichtung positiv zu würdigen. Dass die Gossnerkirche trotz wiederholter Bitten und Aufforderungen sich an dieser Arbeit nicht wie seinerzeit zugesagt beteiligt hat, bleibt enttäuschend, sollte aber kein hinreichender Grund sein für die Gossner Mission, die Arbeit kurzfristig zu beenden.

Die Arbeit auf dem traditionellen Überseegebiet Indien kann ich für den Berichtszeitraum leider nicht in der gleichen Art charakterisieren. Zwar ist die Missionsarbeit der Kirche, die fast ganz von der Gossner Mission finanziert wurde, kontinuierlich weitergegangen mit mehr als 200 hauptamtlichen Mitarbeitern. Im Blick auf die eingesetzten Mittel sind die Ergebnisse freilich nicht befriedigend. Die meisten Missionsstationen sind inzwischen zu Gemeinden geworden, die sich von anderen nur dadurch unterscheiden, dass hier Gehälter und Sachausgaben von Deutschland gezahlt werden. Die Verantwortung für diese Entwicklung liegt bei den Anchals; Dr. Singh als dem Leiter der Missionsarbeit sind nur beratende und abrechnungstechnische Funktionen zugestanden worden. Seitdem ein Anchal nicht mehr mit der Kirchenleitung kooperiert, sind die von uns bereitgestellten Finanzmittel als Waffe für innerkirchliche Auseinandersetzungen benutzt worden.

Die diakonischen Einrichtungen, die auf unsere Initiative in den sechziger Jahren entstanden, haben insofern eine erfreuliche Entwicklung erfahren als die grosse Zahl der deutschen Fachkräfte durch indisches Personal ersetzt werden konnte. Diese Umstellung wurde 1975 abgeschlossen. Dennoch ist die Diakonie in der Gossnerkirche ein Fremdkörper geblieben. Das landwirtschaftliche Zentrum wurde durch Machtkämpfe zerrieben; die Handwerkerschule Fudi fand seit 1971 durch die Hereinnahme der Katholiken und Anglikaner eine gesunde oekumenische Basis, gleichzeitig verlor die Gossnerkirche ihr Interesse an dieser Institution. Die Krankenhäuser Amgaon und Takarma haben gute Mitarbeiter; aber die Kirchenleitung kümmert sich nicht um sie.

Im Blickfeld der letzten Jahre stand eindeutig der Versuch, die verfassungsrechtlichen Strukturen der Kirche zu verbessern. Der Waffenstillstand nach dem Streit in den fünfziger Jahren zerbrach endgültig. In den mehrjährigen Verhandlungen gab es keinen Erfolg; am Ende ist heute die Gossnerkirche mindestens in zwei Teile zerbrochen. Weil ich mich selbst intensiv um friedliche und vernünf-

tige Lösungen bemüht habe, schmerzt mich diese Entwicklung ganz besonders. Dabei ist weniger das Ergebnis deprimierend, sondern die Art und Weise, wie es zustande kam. Die Bemühungen dieser Jahre waren gekennzeichnet durch das Fehlverhalten der verantwortlichen Kirchenführer. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, beklage ich bei ihnen das Fehlen eines guten Willens und der Fähigkeit, friedliche Strukturen zu entwickeln, Zusagen einzuhalten, Entscheidungen zu treffen; ich bedauere, feststellen zu müssen, dass persönlicher Ehrgeiz, Rechthaberei, ja Lüge, Hass und Korruption dem Ansehen der Gossnerkirche innerhalb und ausserhalb Indiens schwer geschadet haben.

Die Gossner Mission hat die indische Kirche in diesen Jahren negativ beeinflusst, weil durch finanzielle Hilfen die geistige und geistliche Vergiftung beschleunigt wurde. Von daher habe ich vorgeschlagen, jedenfalls diese Gefahrenquelle zu verstopfen und die Beziehungen zur indischen Kirche zeitlich begrenzt zu unterbrechen, damit der Entgiftungsprozess beginnen kann. Der Indien-Ausschuss konnte sich dazu nicht entschliessen. Im Protokoll ^{einer} der Kuratoriumssitzung von 1920 ist vermerkt, dass Präses Stosch auf Grund des innerkirchlichen Streits für die Einstellung der Indienarbeit plädierte. Er kannte Indien seit Jahrzehnten. Sein Rat wurde nicht angenommen. Die Gossner Mission leitete ^{jetzt} neue Liebe, Ideen, Hoffnungen und Mittel in die Gossnerkirche. Sie waren leider keine Hilfe zur Selbsthilfe.

Die von der Indienkommission angeregte Konsultation wird keine neuen Erkenntnisse und Ergebnisse bringen. Das Kuratorium muss klar sagen, was die Gossner Mission zu tun gedenkt. Der Text des Briefes an die Gossnerkirche vermittelt den für mich fatalen Eindruck, als sei nichts Besonderes in diesen Jahren in der Gossnerkirche geschehen.

Gemeindedienste

Wir haben in den siebziger Jahren mehr Gemeindedienste anbieten können als in den Jahren davor; Schwerpunkte lagen in Bayern, Westfalen, Ostfriesland. Es ist anstrengend, unterwegs zu sein, sich jeweils auf neue Situationen einstellen zu müssen; und doch hat es Freude gemacht. Wir haben dann und wann Zweifel ausgesprochen, ob die zu kurzen Aufenthalte in den Gemeinden nicht zu geringe missionarische Wirkungen hervorrufen. Vielleicht wäre weniger mehr, wenn wir - wie in Modellversuchen erprobt - mehrere Tage in einer Gemeinde verbringen und die Informationen vertiefen. Wichtiger noch ist eine andere Erwägung, die mit der Frage zusammenhängt, was wir mit unseren Gemeindediensten bewirken wollen. Früher war die Antwort einfach: Meldungen, welche Auswirkungen die Gebete und die Opfer der Gemeinde auf dem Missionsfelde gehabt haben. Diese Siegesmeldungen wurden ^{später} ersetzt durch allgemeine Informationen über die politische, wirtschaftliche, religiöse Situation in Übersee.

Heute entdeckt die Missionsgesellschaft zusammen mit der Gemeinde zu Hause auf Grund der Übersee-Erfahrungen, dass Mission zu Hause nicht tut. Bekehrung zum Glauben heute hat eine radikale Tiefe, bedeutet sie doch eine entschiedene Änderung unserer äusseren Lebensweise. Der bisherige Lebensstandard, Konsumgewohnheiten, politische Abstinenz werden in Frage gestellt. Diese Mission zielt auf den Alltag der reichen Christen. Massenbekehrung ist bei solcher Anrede kaum wahrscheinlich. Die Arbeit an und mit kleinen Gruppen, die als Sauerteig für die grosse Gemeinde wirken können, steht uns vor Augen. In diesem Sinne möchten wir die zukünftige Arbeit in Mainz sehen. Die dort vorhandenen Räume laden geradezu ein zu Seminaren und Gruppenbegegnungen; die etwas theoretisch-akademisch betriebene UIM-Arbeit kann einen neuen verheissungsvoller Anfang machen mit vielen, besonders jungen, Leuten, die auf der Suche nach einem neuen Lebensstil Antworten aus dem gelebten Evangelium erwarten.

Mit Teilnehmern an solchen Seminaren - ob sie zu Hause oder in Mainz „bekehrt“ wurden - müsste ein ständiger Kontakt bleiben - so wie es schwach versucht würde im Mainz-Kasteler Konvent. Dies würden dann die zukünftigen Freundeskreise der Gossner Mission, nicht nur mehr Empfänger von Informationen, sondern selbst Missionare ihrer Zeit und Umgebung.

Kirchen und Missionswerke

Nach diesen - wie Sie vielleicht zu Recht anmerken - Träumen und Visionen habe ich mich jetzt mit einigen Anmerkungen der Realität zuzuwenden: das Verhältnis der Gossner Mission zu den Missionswerken und Kirchen. Im Berichtszeitraum stand die Gossner Mission vor der Entscheidung, sich in das Berliner Missionswerk zu integrieren oder lediglich zu kooperieren. Niemand unter uns verkannte den inneren Zusammenhang von Kirche und Mission; dennoch bestanden und bestehen starke Zweifel, ob die Konsequenz aus dieser Erkenntnis die organisatorische Zusammenlegung von landeskirchlicher Verwaltung und Missionsgesellschaften in einem Missionswerk erforderlich. Selbstverständlich benötigen die Landeskirchen eine oekumenische Abteilung, durch die Beziehungen zu befreundeten Überseekirchen geregelt ^{werden} und sofern Missionsgesellschaften sich als Sachwalter solcher Beziehungen ~~wussten~~, war ihre Auflösung gerechtfertigt. Wenn jetzt diese oekumenischen Abteilungen der Landeskirchen Missionswerke genannt werden, so handelt es sich um eine irreführende Bezeichnung. Die Missionswerke haben es im Inland mit engagierten Gemeindegliedern zu tun und in Übersee mit der Stabilisierung kirchlicher Strukturen. Von Mission kann nicht mehr die Rede sein.

Die Gossner Mission hat diesen Schritt nicht vollzogen; ~~nicht weit~~ ^{und leicht} gesehen davon, dass ihre Verknüpfung mit westdeutschen Gemeinden und Kirchen, sowie die Arbeit in Mainz nicht in ein regionales Werk der Berliner Kirche einzugliedern waren. Gegen den Widerstand des Vorsitzenden des Kuratoriums habe ich in diesen Jahren konsequent den Grundsatz vertreten, mit dem Berliner Missionswerk zwar

freundschaftlich zusammenzuarbeiten, aber keine organisatorische Verschmelzung anzustreben. Ich halte dafür, dass die Gossner Mission gut beraten ist, diesen Weg auch für die Zukunft fortzusetzen. Dabei sei sie sich freilich bewusst, dass darin die Eigenverpflichtung eingeschlossen ist, als kleine selbständige Organisation bezüglich Arbeitsmethoden und -zielen beweglich zu bleiben.

Die westdeutschen Missionswerke begegnen der Gossner Mission bisher mit freundlicher Duldung (Bayern, EMS) oder als willkommener Partner (VEM).

Wird die Gossner Mission als eine der ganz wenigen landeskirchlich geprägten, aber nicht in ein Missionswerk integrierten Missionen isoliert werden? Die bisherigen Erfahrungen zeigen, dass das Interesse von Gemeinden und Gruppen an unserer Arbeit grösser geworden ist. Andererseits ist auch nicht zu verkennen, dass die Gossner Mission durch die Missionswerke mehr und mehr von den Verwaltungen und Leitungen der Landeskirchen abgeschrieben wird. Das kann zur Folge haben, dass die finanzielle Unterstützung seitens dieser Landeskirchen nicht so problemlos bleiben wird wie bisher. Schon dieses Jahr zeigt sich, dass von Berlin und Hannover etwas geringere Beträge einkommen ^{als} wie im Vorjahr, während die Zuschüsse aus Bayern und über EMS seit einigen Jahren gleich bleiben. Westfalen und auch Lippe bilden eine wohltuende Ausnahme, *weil sie die Zuwendungen leicht erhöhten*.

Angesichts solcher Tendenzen muss die Tatsache als hoch erfreulich bewertet werden, dass Vertreter der genannten Landeskirchen sich im Juni d.J. grundsätzlich beraten haben, in welcher Weise sie mithelfen können, die Probleme der zukünftigen Arbeit der Gossner Mission zu lösen. Dieses Angebot sollte dankbar angenommen werden.

Das überregionale Evangelische Missionswerk scheint die gehegten Hoffnungen nicht zu erfüllen, die besonderen Anliegen der überregionalen und nicht integrierten Missionsgesellschaften zu vertreten. Man kann den bisherigen Zustand ironisch beschreiben: Das EMW ist fest in der Hand und unter der Kontrolle der regionalen Missionswerke. Aber vielleicht muss man diesem Unternehmen eine etwas längere Anlaufzeit gönnen.

Die eigene Organisation

In der ersten Hälfte der Berichtszeit hat das Kuratorium sich nicht unerheblich mit sich selbst beschäftigt. Es war in der Tat nötig, die Satzung der Gossner Mission zu überdenken und neue Formulierungen zu diskutieren. Ein völlig neuer Entwurf mit mehr Paragraphen stand zur Debatte. Das Ergebnis, auf das wir uns einigten, mag für Außenstehende verblüffend sein. Wir liessen mit zwei Ausnahmen alles beim alten. Einige argumentierten, dass es sich nicht lohne, in der Übergangszeit bis zur völligen Integration in das BMW eine neue Satzung zu beschliessen. Die Mehrheit des Kuratoriums hatte andere Gründe; sie setzte die bisherige Tradition der Gossner Mission fort, der ein Ordnungsdenken fremd war. Eine sehr unkomplizierte, einfache Verwaltung, die der Exekutive grösstmögliche Freiheit lässt, ist bis zum heutigen Tage ein Charakteristikum der Gossner Mission. Dabei wird in Kauf genommen, dass in besonderen Krisen und Konfliktfällen das notwendige Instrumentarium fehlt. Das haben wir schmerzlich erlebt während des Streits der Mitarbeiter in Mainz. Solche Ausnahmefälle können wir nicht ignorieren, aber auch nicht überbewerten. Mit nicht geringem Stolz darf ich insgesamt eine positive Bilanz ziehen: Die äusseren Verhältnisse der Gossner Mission sind in besserer Verfassung als je zuvor, die Finanzen geordnet, die Verwaltung übersichtlich, die Arbeitsverträge sorgfältig, der Arbeitsstil in der Geschäftsstelle konfliktfrei.

Ich erwähnte zwei Veränderungen in unserer Satzung. Die eine forderte die Steuerbehörde, die andere betrifft Zusammensetzung und Amts dauer des Kuratoriums. Seit 1974 besteht ein Drittel des Kuratoriums aus sechs von Landeskirchen bestellten Repräsentanten; die Amtszeit für alle Kuratoren beträgt sechs Jahre. Ich habe den Eindruck, dass die Veränderungen einschliesslich der erfolgten Neuwahlen das Profil dieses Gremiums nicht verändert haben. Nach wie vor werden die unterschiedlichen Meinungen dezidiert zum Ausdruck gebracht. Dieser Dauerstreit zeigt einen ziemlich freien

Geist, der unter uns herrscht und den ich für notwendig halte. Ich danke dem Kuratorium für das Vertrauen, das es dem Missionsdirektor entgegengebracht hat, auch bei unterschiedlicher Interpretation bestehender Sachfragen. Ich glaube, dass ich dieses Vertrauen nicht missbraucht habe.

Dank

Ich habe an anderer Stelle bereits zum Ausdruck gebracht, dass es für mich und für die Gossner Mission gut ist, wenn das Direktorat jetzt neu besetzt wird. Auch andere leitende Mitarbeiter, besonders für Mainz, werden hinzukommen. Ich bitte Sie, diesen Mitarbeitern Mut zu machen und mit ihnen neue Wege zu wagen. Experimente sind immer ein Wagnis, weil sie fehlschlagen können; dennoch sind sie vonnöten.

Seit meinem Dienstantritt hat das Kuratorium 45-Mal getagt und beraten; fünfmal habe ich gefehlt, weil ich die Gossnerkirche besuchte. Ich verabschiede mich heute von Ihnen, indem ich Ihnen noch einmal für die brüderliche Begleitung und auch für die Kritik danke. Ich habe gern bei der Gossner Mission meinen Dienst getan. Ich habe viel gelernt, auch an meinen Fehlern. Ich bin reich beschenkt worden mit Einsichten und Erfahrungen. Ich werde die Arbeit der Gossner Mission mit allen guten Wünschen und mit meiner Fürbitte begleiten.

Leute in Ratingen -

gern würde ich sagen: "Schwestern und Brüder", aber ich weiß nicht, ob euch das angenehm ist, denn ich bin Judas, Judas Ischärioth.

Bin ich Judas?

Liebe Gemeinde, Ihnen geht es vielleicht ähnlich wie mir: bei Judas, da denke ich zuerst einmal an den Verrat. Er hat ja auch in der Bibel den Beinamen: "der, der ihn verriet". Da fallen mir Dinge ein, die auch schon den Evangelisten eingefallen sind: Judas, ein Werkzeug des Satans, der aus Habgier den wirklich Freien für einen Judas-John auslieferte, für soviel, wie man für einen Sklaven bekam, Judas, der die Unverschämtheit hatte Jesus durch einen Kuß zu verraten, der dann nachher, als er sah, wohin seine Tat Jesus gebracht hatte, nicht einmal einen Richter findet, den alle fallen lassen, dem nur noch der Strick bleibt, um sich aufzuhängen. Unbestattet, bei streunenden Hunden, Raben und Hyänen, unter seinesgleichen, Ruhelos wie Kain.

Wenn ich diesen Gedanken folge, kann ich nicht sagen: "Ich bin Judas", Dieser Judas ist um einiges zu groß für mich in seiner Bosheit und in seiner Verworfenheit, als daß ich etwas von ihm bei mir wiederentdecken könnte.

Noch dieses Bild von Judas muß irgendwie falsch sein. Wie hätten sonst die 11 Jüngerkollegen fragen können: "Herr, b i n i c h 's?"

Es muß ~~me~~ deshalb einen Weg geben, Judas so zu sehen, daß ich etwas von mir in ihm wiedererkennen, daß ich sagen kann: "Ich bin Judas", Deshalb ein zweiter Versuch, ein Bild von Judas zu malen:

Vielleicht war der Kuß im Garten Gethsemane echt und nicht geheuchelt, Vielleicht wollte Judas Jesus mit einem durchdachten Plan aus der Reserve locken, wollte ihn durch den Verrat zum Handeln zwingen, Jesus sollte sich - so könnte sein Plan gewesen sein - den Aufständischen in den Bergen Judäas als Anführer zur Verfügung stellen, um gegen die verhaßte römische Besatzung loszuschlagen und die kompromißlerischen religiösen Führer davonzujagen.

So könnte es gewesen sein, daß Judas nur das Beste wollte. Er machte einen Plan nach Feldherrenart, um den geliebten, aber müden Jesus anzustacheln. Aber Jesus spielt das Spiel nicht mit.

Judas hat mit seiner Taktik sich selbst und Jesus ausgetrickst, statt Römer und Pharisäer, wie er geplant hatte.

In diesem Bild ist die Person des Ju'as sehr viel mittelmäßiger und deshalb mir sehr viel näher. Da erkenne ich auch was von mir wieder, wenn einer um der guten Sache willen mit Menschen spielt und dann verliert, alles und sich selbst verliert.

verschuldeten Landarbeitern von dem Geld geben können. Man hätte glatt 10 Zugochsen davon finanzieren können und hätte dadurch verhindert, daß 10 Kleinbauern wegen Überschuldung ins Gefängnis gesperrt werden und ihre Familien verkommen.

- Gearde das hab ich ja von Jesus gelernt, daß wir uns um die Armen kümmern müssen. Daß die Armen und die Huren unsere Schwestern und Brüder sind.

Ich hab mich damals geärgert über Jesus, daß er die Maria in Schutz genommen hat. Das war doch so eine einfache Redhung: Auf der einen Seite 10 Familien in Not - auf der anderen Seite eine luxuriöse Salbung. Aber Jesus rechnete nicht mit. Er sagte nicht mal: "Da ist ein Fehler in der Rechnung." Er sagte einfach: "Komm, laß mal."

Wie gesagt, damals hat mich das geärgert. Ich hab gedacht: Jesus will es einfach allen recht machen und verrät damit seine Prinzipien. Denn er muß sich doch klarmachen, was das bei der Mari auflöst, wenn ersagt: "Die Armen sind morgen auch noch da." Das kennt man doch, dieses ewige "morgen". Die Rechtfertigung des Zauderers, des Unentschlossenen, der seine Bequemlichkeit hinter diesem "morgen" versteckt.

So was in der Richtung hab ich damals gedacht. Und ich meine auch heute noch: Das ist nicht falsch. Aber irgendwie beschränkt, nicht weit genug. - Heute sehe ich das aus einer

3) Bin ich Judas? ---- Ja.

Ich bin Judas.

Er steckt in meinem Kopf. Ich hab ihn von meinen Vätern übernommen. Was ich so tue, meistens ist er dabei.

- Schluß jetzt mit den Vorüberlegungen, Judas will seine Geschichte suchen.

Hört, Leute in Ratingen, von mir, dem Judas, dem der eigene Kopf im Weg ist. Der das Beste will und dabei die Liebe stört.

Fangen wir an mit der Verschwendug in Bethanien. Niemand, außer Jesus hat damals verstanden, worum es ging. Maria hat es vielleicht gespürt, ich weiß es nicht. Ich jedenfalls habe es damals nicht verstanden, und Johannes, der Evangelist, hat's auch nicht kapiert. Er hat sich seinen eigenen Vertrag drauf gemacht, in dem er mich einen Dieb schimpft. Nur so kriegt er die Sache ins Lot.

Ich kann dem Evangelisten Johannes heute nicht mehr böse sein. Denn - seltsam - er macht mit mir das gleiche, was ich mit Maria gemacht habe. Ich wollte Maria ins Lot bringen. Ich bin gewissermaßen ein Anwalt des rechten Winkels. Alles muß stimmen.

- Da kommt das Mäfchen Maria und vergeudet ein Vermögen mit dem teuren Parfüm. Ganz abgesehen davon, daß ich das Zeug nicht riechen kann - es brennt mir in der Nase - mir ging es wirklich um die Armen. Wolldecken, Bröt, Darlehen hätte man

anderen Perspektive. Ich vermute fast, Jesus ging es da in Bethanien mehr um mich als um Maria.

Wenn ich die Augen zumache und ihn so vor mir sehe, dann sagt er mir mit seinem Blick:

"Judas, du willst den Armen helfen. Aber wie du den Armen helfen willst, das macht mir schon Angst.

Du kriegst eine Menge Geld zusammen für die Armen.

Du willst immer nur geben, - Vielleicht verstehst du es nicht, aber ich muß dir sagen: Das ist zu

wenig. Du willst nur das Beste für die Armen, Aber weißt, was das Beste ist? Das Beste bist du selbst,

- Hatt's du schon einmal bei einer Landarbeiterfamilie angeklopft und um Obdach/ und Esseh gebeten? - Du weist das von dir und sagst: "Ich kann den armen Leuten doch nicht zur Last fallen."

Gerade das ist es, was dir fehlt. - Erst wenn du lernst, von den Menschen zu nehmen, wirst du ihr Bruder, wenn du ihre Liebe aushältst. Wenn du immer nur gibst, bleihst du der reiche Onkel, der vom ewigen Geben einsam, hart und spröde wird, der zum Brunnen geht und bricht."

- Das hat Jesus mir nicht mit Worten gesagt, damals. Denn dann hätte ich es falsch verstanden, als Lehre, als kluge Worte. Ich beginne erst jetzt im Nachhinein zu verstehen, wenn ich mir seinen Blick vorstelle.

Die Maria hat nicht viel überlegt. Sie wollte was ganz Verrücktes tun, um Jesus ihre Liebe zu zeigen. Und Jesus hat die Liebe genossen, ohne Kosten-Nutzen - Überlegungen. Er hat darauf vertraut, daß ihre Liebe zu ihm dann auch seine Brüder.

6) die Armen, einschließt.

Ich hätte das damals nicht gekonnt, die Liebe der Maria zu genießen und darauf zu vertrauen, daß ihre Liebe so groß ist, daß sie auch die Brüder einschließt. - Ich konnte nicht mal ^{einmal} zuschauen sondermaß mußte ga die Liebe durch Belherung stören, S

In der Zwischenzeit ist mir vieles klarer geworden. Ich habe gelernt, Aber mir wird das meist zu spät klar. Ich sag mir immer wieder: "Judas, vertrau der Liebe". Und wenn dann wieder so eine Situation da ist, wo es drauf ankommt, dann pack ich meist doch wieder den rechten Winkel aus und störe die Liebe durch Belehrung, die das sogenannte Beste will.

Am Freitag werde ich wieder für einige Jahre nach Afrika ziehen. Ich war schon oft dör, denn - wie ihr wißt - nicht's ist mir wichtiger, als den Armen zu helfen. Ich habe einiges erreicht, Javon will ich heute nicht sprechen. Das haben andere schon oft getan. Ich will ^{doch} von meinen Niederglagen in Afrika erzählen.

Vor 150 Jahren war ich als Missionar in Afrika um die Heiden zu bekehren und zu zivilisieren. Ich habe damals ausgerechnet, wieviele Stimmen im höheren Chor noch fehlen, damit der Herr wieder kommen kann. Ich habe viel gerechnet und hart gearbeitet. Ich habe den Heiden von Jesus erzählt, habe Krankenhäuser und Schulen gebaut, Aber immer wieder hat mir das verflixte Rechnen einen Strich durch die Liebe gemacht. Ich hab den Leuten nicht

vertraut, die ihre Trommeln mit in den Gottesdienst nehmen wollten und habe gesta gesagt: All das ist heidnisch, eure Musik, eure Kunst, euer Tanz, eure Vielweiberei. - Wie gesagt, ich habe viel Gutes getan als Missionar, wenn ich nur nicht soviel gegeben und gerechnet und belehrt hätte, wenn ich nur mehr die Liebe der Menschen genossen hätte,

Vor 10 Jahren war ich als Entwicklungshelfer in Afrika, hier mit dem vollen Pathos des Helfens Straßen und Pisten gebaut hat, rationellere Anbaumethoden in der Landwirtschaft eingeführt hat, Menschen an Maschinen ausgebildet hat, durch den Export des Fortschritts die Unterentwicklung stoppen wollte - Wenn ich nur gekonnt hätte, wie ich wollte. Aber die Einheimischen spielten nicht mit. Ich hab immer gesagt: "Wir müssen uns unheimlich beeilen, um den Anschluß an die Industrieländer zu erreichen." Aber sie, wenn sie ein paar Stunden gearbeitet hatten, setzten sich unter einen Baum, zum Palavern, Kartenspielen, Bier trinken. Ich hab immer gesagt: "Dafür haben wir jetzt keine Zeit". Sie haben geknickt und sind sitzengeblieben. - Ich habe viel Gutes getan als Entwicklungshelfer, wenn ich nur nicht soviel gegeben und gearbeitet und belehrt hätte, wenn ich nur mehr die Liebe der Menschen genossen hätte.

Ich war als Politiker in Afrika. - Nur zur Klarstellung: das ist schon etwas länger als 3 Wochen her.

Gossner
Welt Mission

gabe bei der Vergabe von Entwicklungsgeldern: Die Partner müssen seriös sein, die politischen Verhältnisse müssen stabil sein - schon wegen der Rückzahlungen - die Entwicklungshilfe muß ins außenpolitische Konzept der Bundesregierung passen, das Projekt soll durch Exportaufträge die Arbeitsmarktlage in der BRD verbessern, und es soll dann auch noch zur Entwicklung eines Landes in Afrika beitragen.

Da muß man am laufenden Band rechnen, Ertragsstudien und Expertisen prüfen, viel und hart verhandeln, und das immer unter Zeitdruck. - Meine afrikanischen Partner hätten mir lieber die Schönheiten ihres Landes gezeigt, aber ich war ja nicht zum Urlaub dort. - Ich habe viel Vernünftiges erreicht als Politiker, - wenn ich nur nicht soviel gerechnet, verhandelt und geprüft hätte, wenn ich nur mehr die Liebe der Menschen genossen hätte.

Ich habe euch von meinen Niederlagen in Afrika, von meinen Sünden erzählt, Immer wieder ist es mir passiert, daß ich mit dem Rechnen, dem Belehren und dem Schon-immer-Bescheid-wissen die Liebe gestört habe, Immer wieder ist es mir passiert, daß ich danach gefragt habe: "Was kann ich den Leuten in Afrika geben", als daß ich mich zu ihnen gesetzt hätte, um zu erfahren, wer diese Leute sind und was sie mir geben wollen.

Leute in Ratingen, seht ihr meine Sünde?

Ich habe Angst davor, daß ihr sagen könntet: "Es gibt Schlimmeres". Für mich gibt es nichts Schlimmeres. Ich bin Judas.

Leute in Ratingen, Schwestern und Brüder, ich bitte euch, nehmt mich an mit meiner Sünde.

Ich bitte euch: Vertraut mir, daß ich nicht immer nur wie Judas sein will. Ich ^{hoffe} hoffe darauf, daß ich manchmal auch wie Maria sein werde.

Ihr müßt mir helfen. Ich will mir von euch helfen lassen.

Bitte, macht mir meine Hoffnung stark, ja, meine Hoffnung macht mir stark.

Bitte, gebt mir eure Hand drauf, mir, dem Judas Ischarioth gebt eure Hand,

Zur Ablage
Aktenplan-Nr. 6221
Datum 4.8.77
Handzeichen Dörle

d.1.8.77

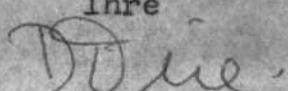
Herrn
Superintendent i.R.
Frerichs
Georgswall 6
2960 Aurich

frie/v.w

Lieber Herr Superintendent Frerichs,

ob Sie an der beiliegenden Predigt für das Sonntagsblatt interessiert sind? Sie wurde von Pfarrer Peter gehalten, als er sich für den Dienst in Zambia verabschiedete. Und ob Sie beigefügten Dank in der E!Z! für uns unterbringen können? Wir wären Ihnen sehr dankbar.

Herzliche Grüße

Ihre

(Dorothea H. Friederici)

Anlagen

Die Gossner Mission dankt

Wieder einmal ist eine große Spende von fast DM 5.000,-- über die Landeskirchenkasse Hannover bei uns eingegangen. Das Geld wurde von Freunden aus verschiedenen Gemeinden gesammelt. Wir danken allen Spendern herzlich!

Ganz besonders dankbar sind wir, weil die Spender sich durch die augenblickliche verwirrende Situation der Gossnerkirche in Indien nicht haben entmutigen lassen. Unsere Freunde in Indien sind in äußerlicher und innerlicher Not. Sie brauchen gerade jetzt ganz besonders die Unterstützung durch Gebete. - Trotz der Schwierigkeiten in der Kirchenleitung geht die Arbeit in den Gemeinden, Schulen, Krankenhäusern und auf dem Missionsfeld weiter. Im Namen dieser treuen Mitarbeiter danken wir allen Spendern!

In den letzten Monaten haben wir mehrere neue Mitarbeiter nach Zambia entsenden können. Das ist eine teure Angelegenheit. Aber bisher haben wir dank der großzügigen Spenden unserer Freunde noch alle erwünschten Mitarbeiter gefunden und nach Zambia schicken können. Die Tongas, bei denen das Gossner Service Team arbeitet, brauchen unsere Hilfe.

Für Nepal suchen wir dringend neue Mitarbeiter. Die dortige hinduistische Regierung übergibt der Mission immer neue Arbeitsgebiete. Mehr als 1/3 der angebotenen Einsatzorte für christliche Fachleute konnten bisher nicht besetzt werden. Gott hat uns dort eine Tür geöffnet, sollten wir dieses Angebot nicht annehmen? Neue Arbeitsgebiete erfordern auch neues finanzielles Engagement. Bisher haben wir in dieser Beziehung helfen können. Das aber war und ist nur möglich, weil viele Freunde unsere Arbeit unterstützen.

Ihnen allen dankt im Namen der

GOSSNER MISSION

Gottesdienst in Ratingen, Ostermontag, 11.4.77
Joh. 12, 1-8

Leute in Ratingen

gern würde ich sagen: "Schwestern und Brüder", aber ich weiß nicht, ob euch das angenehm ist, denn ich bin Judas, Judas Ischarioth.

Bin ich Judas?

Liebe Gemeinde, Ihnen geht es vielleicht ähnlich wie mir: bei Judas, da denke ich zuerst einmal an den Verrat. Er hat ja auch in der Bibel den Beinamen: "der, der ihn verriet". Da fallen mir Dinge ein, die auch schon den Evangelisten eingefallen sind: Judas, ein Werkzeug des Satans, der aus Habgier den wirklich Freien für einen Judaslohn auslieferte, für soviel, wie man für einen Sklaven bekam. Judas, der die Unverschämtheit hatte, Jesus durch einen Kuß zu verraten, der dann nachher, als er sah, wohin seine Tat Jesus gebracht hatte, nicht einmal einen Richter findet; den alle fallen lassen; dem nur noch der Strick bleibt, um sich aufzuhängen. Unbestattet, bei streunenden Hunden, Raben und Hyänen, unter seinesgleichen. Ruhelos wie Kain.

- Wenn ich diesen Gedanken folge, kann ich nicht sagen: "Ich bin Judas". Dieser Judas ist um einiges zu groß für mich in seiner Bosheit und in seiner Verworfenheit, als daß ich etwas von ihm bei mir wiederentdecken könnte.

Doch dieses Bild von Judas muß irgendwie falsch sein. Wie hätten sonst die 11 Jüngerkollegen fragen können: "Herr, b i n i c h's?"

Es muß deshalb einen Weg geben, Judas so zu sehen, daß ich etwas von mir in ihm wiedererkennen, daß ich sagen kann: "Ich bin Judas". Deshalb ein zweiter Versuch, ein Bild von Judas zu malen:

Vielleicht war der Kuß im Garten Gethsemane echt und nicht geheuchelt. Vielleicht wollte Judas Jesus mit einem durchdachten Plan aus der Reserve locken, wollte ihn durch den Verrat zum Handeln zwingen. Jesus sollte sich - so könnte sein Plan gewesen sein - den Aufständischen in den Bergen Judäas als Anführer zur Verfügung stellen, um gegen die verhaftete römische Besatzung loszuschlagen und die kompromißlerischen religiösen Führer davonzujagen.

So könnte es gewesen sein, daß Judas nur das Beste wollte. Er machte einen Plan nach Feldherrenart, um den geliebten, aber müden Jesus anzustacheln. Aber Jesus spielt das Spiel nicht mit.

Judas hat mit seiner Taktik sich selbst und Jesus ausgetrickst, statt Römer und Pharisäer, wie er geplant hatte.

In diesem Bild ist die Person des Judas sehr viel mittelmäßiger und deshalb mir sehr viel näher. Da erkenne ich auch was von mir wieder, wann einer um der guten Sache willen mit Menschen spielt und dann verliert, alles und sich selbst verliert.

Bin ich Judas? ----- Ja.

Ich bin Judas.

Er steckt in meinem Kopf. Ich hab ihn von meinen Vätern übernommen. Was ich so tue, meistens ist er dabei.

- Schluß jetzt mit den Vorüberlegungen. Judas will seine Geschichte suchen.

Hört, Leute in Ratingen, von mir, dem Judas, dem der eigene Kopf im Weg ist. Der das Beste will und dabei die Liebe stört.

Fangen wir an mit der Verschwendung in Bethanien. Niemand, außer Jesus hat damals verstanden, worum es ging. Maria hat es vielleicht gespürt, ich weiß es nicht. Ich jedenfalls habe es damals nicht verstanden, und Johannes, der Evangelist, hat's auch nicht kapiert. Er hat sich seinen eigenen Vers darauf gemacht, in dem er mich einen Dieb schimpft. Nur so kriegt er die Sache ins Lot.

Ich kann dem Evangelisten Johannes heute nicht mehr böse sein. Denn - seltsam - er macht mir mir das gleiche, was ich mit Maria gemacht habe. Ich wollte Maria ins Lot bringen. Ich bin gewissermaßen ein Anwalt des rechten Winkels. Alles muß stimmen.

- Da kommt das Mädchen Maria und vergeudet ein Vermögen mit dem teuren Parfüm. Ganz abgesehen davon, daß ich das Zeug nicht riechen kann - es brennt mir in der Nase - mir ging es wirklich um die Armen. Wolldecken, Brot, Darlehen hätte man verschuldeten Landarbeitern von dem Geld geben können. Man hätte glatt 10 Zugochsen davon finanzieren können und hätte dadurch verhindert, daß 10 Kleinbauern wegen Überschuldung ins Gefängnis gesperrt werden und ihre Familien verkommen.

- Gerade das habe ich ja von Jesus gelernt, daß wir uns um die Armen kümmern müssen. Daß die Armen und die Huren unsere Schwestern und Brüder sind.

Ich hab mich damals geärgert über Jesus, daß er die Maria in Schutz genommen hat. Das war doch so eine einfache Rechnung: Auf der einen Seite 10 Familien in Not - auf der anderen Seite eine luxuriöse Salbung. Aber Jesus rechnete nicht mit. Er sagte nicht mal: "Da ist ein Fehler in der Rechnung." Er sagte einfach: "Komm, laß mal."

Wie gesagt, damals hat mich das geärgert. Ich hab gedacht: Jesus will es einfach allen recht machen und verrät damit seine Prinzipien. Denn er muß sich doch klarmachen, was das bei der Maria auslöst, wenn er sagt: "Die Armen sind morgen auch noch da." Das kennt man doch, dieses ewige "morgen". Die Rechtfertigung des Zauderers, des Unentschlossenen, der seine Bequemlichkeit hinter diesem "morgen" versteckt.

So was in der Richtung hab ich damals gedacht. Und ich meine auch heute noch: Das ist nicht falsch. Aber irgendwie beschränkt, nicht weit genug. - Heute sehe ich das aus einer anderen Perspektive, Ich vermute fast, Jesus ging es da in Bethanien mehr um mich als um Maria. Wenn ich die Augen zumache und ihn so vor mir sehe, dann sagt er mir mit seinem Blick:

"Judas, du willst den Armen helfen. Aber wie du den Armen helfen willst, das macht mir schon Angst. Du kriegst eine Menge Geld zusammen für die Armen. Du willst immer nur geben. - Vielleicht verstehst du es nicht, aber ich muß dir sagen: Das ist zu wenig. Du willst nur das Beste für die Armen. Aber weißt, was das Beste ist? Das Beste bist du selbst. - Hast du schon einmal bei einer Landarbeiterfamilie angeklopft und um Obdach und Essen gebeten? - Du weißt das von dir und sagst: "Ich kann den armen Leuten doch nicht zur Last fallen." Gerade das ist es, was dir fehlt. - Erst wenn du lernst, von den Menschen zu nehmen, wirst du ihr Bruder, wenn du ihre Liebe aushälst. Wenn du immer nur gibst, bleibst du der reiche Onkel, der vom ewigen Geben einsam, hart und spröde wird, der zum Brunnen geht und bricht."

- Das hat Jesus mir nicht mit Worten gesagt, damals. Denn dann hätte ich es falsch verstanden, als Lehre, als kluge Worte. Ich beginne erst jetzt im Nachhinein zu verstehen, wenn ich mir seinen Blick vorstelle.

Die Maria hat nicht viel überlegt. Sie wollte was ganz Verrücktes tun, um Jesus ihre Liebe zu zeigen. Und Jesus hat die Liebe genossen, ohne Kosten-Nutzen - Überlegungen. Er hat darauf vertraut, daß ihre Liebe zu ihm dann auch seine Brüder, die Armen einschließt.

Ich hätte das damals nicht gekonnt, die Liebe der Maria zu genießen und darauf zu vertrauen, daß ihre Liebe so groß ist, daß sie auch die Brüder einschließt. - Ich konnte nicht einmal zuschauen sondern mußte die Liebe durch Belehrung stören.

In der Zwischenzeit ist mir vieles klarer geworden. Ich habe gelernt. Aber mir wird das meist zu spät klar. Ich sage mir immer wieder: "Judas, vertrau der Liebe". Und wenn dann wieder so eine Situation da ist, wo es drauf ankommt, dann pack ich meist doch wieder den rechten Winkel aus und störe die Liebe durch Belehrung, die das sogenannte Beste will.

Am Freitag werde ich wieder für einige Jahre nach Afrika ziehen. Ich war schon oft dort, denn - wie ihr wißt - nicht's ist mir wichtiger, als den Armen zu helfen. Ich habe einiges erreicht, davon will ich heute nicht sprechen. Das haben andere schon oft getan. Ich will Euch von meinen Niederlagen in Afrika erzählen.

Vor 150 Jahren war ich als Missionar in Afrika, um die Heiden zu bekehren und zu zivilisieren. Ich habe damals ausgerechnet, wieviele Stimmen im höheren Chor noch fehlen, damit der Herr wieder kommen kann. Ich habe viel gerechnet und hart gearbeitet. Ich habe den Heiden von Jesus erzählt, habe Krankenhäuser und Schulen gebaut. Aber immer wieder hat mir das verflixte Rechnen einen Strich durch die Liebe gemacht. Ich hab den Leuten nicht vertraut, die ihre Trommeln mit in den Gottesdienst nehmen wollten und habe gesagt: All das ist heidnisch, eure Musik, eure Kunst, euer Tanz, eure Vielweiberei. - Wie gesagt, ich habe viel Gutes getan als Missionar, wenn ich nur nicht so viel gegeben und gerechnet und belehrt hätte, wenn ich nur mehr die Liebe der Menschen genossen hätte.

Vor 10 Jahren war ich als Entwicklungshelfer in Afrika, der mit dem vollen Pathos des Helfens Straßen und Pisten gebaut hat, rationellere Anbaumethoden in der Landwirtschaft eingeführt hat, Menschen an Maschinen ausgebildet hat, durch den Export des Fortschritts die Unterentwicklung stoppen wollte. - Wenn ich nur gekonnt hätte, wie ich wollte. Aber die Einheimischen spielten nicht mit. Ich hab immer gesagt: "Wir müssen uns unheimlich beeilen, um den Anschluß an die Industrieländer zu erreichen." Aber sie, wenn sie ein paar Stunden gearbeitet hatten, setzten sich unter einen Baum, zum Palavern, Kartenspielen, Bier trinken. Ich hab immer gesagt: "Dafür haben wir jetzt keine Zeit". Sie haben genickt und sind sitzengeblieben. - Ich habe viel Gutes getan als Entwicklungshelfer, wenn ich nur nicht soviel gegeben und gearbeitet und gelehrt hätte, wenn ich nur mehr die Liebe der Menschen genossen hätte.

Ich war als Politiker in Afrika. - Nur zur Klarstellung: das ist schon etwas länger als drei Wochen her.

Wißt ihr, da geht es um eine fast unlösbare Aufgabe bei der Vergabe von Entwicklungsgeldern: Die Partner müssen seriös sein, die politischen Verhältnisse müssen stabil sein - schon wegen der Rückzahlungen - die Entwicklungshilfe muß ins außenpolitische Konzept der Bundesregierung passen, das Projekt soll durch Exportaufträge die Arbeitsmarktlage in der BRD verbessern, und es soll dann auch

noch zur Entwicklung eines Landes in Afrika beitragen.

Da muß man am laufenden Band rechnen, Ertragsstudien und Expertisen prüfen, viel und hart verhandeln, und das immer unter Zeitdruck. - Meine afrikanischen Partner hätten mir lieber die Schönheiten ihres Landes gezeigt, aber ich war ja nicht zum Urlaub dort. - Ich habe viel Vernünftiges erreicht als Politiker, - wenn ich nur nicht soviel gerechnet, verhandelt und geprüft hätte, wenn ich nur mehr die Liebe der Menschen genossen hätte.

Ich habe euch von meinen Niederlagen in Afrika, von meinen Sünden erzählt. Immer wieder ist es mir passiert, daß ich mit dem Rechnen, dem Belehren und dem Schon-immer-Bescheid-wissen die Liebe gestört habe. Immer wieder ist es mir passiert, daß ich mehr danach gefrat habe: "Was kann ich den Leuten in Afrika geben", als daß ich mich zu ihnen gesetzt hätte, um zu erfahren, wer diese Leute sind und was sie mir geben wollen.

Leute in Ratingen, sehr ihr meine Sünde?

Ich habe Angst davor, daß ihr sagen könntet: "Es gibt Schlimmeres". Für mich gibt es nichts Schlimmeres. Ich bin Judas.

Leute in Ratingen, Schwestern und Brüder, ich bitte euch, nehmt mich an mit meiner Sünde. Ich bitte euch: Vertraut mir, daß ich nicht immer nur wie Judas sein will. Ich hoffe darauf, daß ich manchmal auch wie Maria sein werde.

Ihr müßt mir helfen. Ich will mir von euch helfen lassen.

Bitte, macht mir meine Hoffnung stark.

Bitte, gebt mir eure Hand drauf, mir, dem Judas Ischarioth gebt eure Hand.

Peter Veiß

Kenneth Kaunda von Zambia

zu Berlin Sonntagsblatt
6.

Zambia ist seit 12 Jahren unabhängig. Sein erster Präsident ist noch im Amt. Kenneth Kaunda stammt aus der Familie eines Missionslehrers. Er ist ein tief frommer Mensch, der versucht, seinen christlichen Glauben auch in der Politik zu praktizieren.

Während des "Unabhängigkeitskampfes" schon hat er sich mit aller Macht gegen Gewalt durch seine Missstreiter gewandt und streng auf friedliche Mittel geachtet. Bei einer Massenbewegung ist dies ein äußerst schwieriges Unternehmen.

Auch gegenüber dem südlichen Afrika ist Kenneth Kaunda bis in die jüngste Vergangenheit ein Mahner für eine Verhandlungslösung des Rassenkonflikts ohne Waffengewalt gewesen. Noch im letzten Jahr hat er sich durch seine "Entspannungspolitik" gegenüber Südafrika beinahe total gegenüber den anderen schwarzafrkanischen Staaten isoliert. Inzwischen hat aber auch er einsehen müssen, die weißen Regierungen im südlichen Afrika zu einer friedlichen Lösung des Rassenkonflikts nicht bereit sind.

Auch nach innen hat Kenneth Kaunda stets eine Politik des Ausgleichs betrieben. Mitunter gab es Schwierigkeiten mit aggressiven Persönlichkeiten oder Bewegungen im Lande, die

Zur Ablage
Aktenplan-Nr. 022
Datum 29.11.76
Handzeichen Tönn

dem Präsidenten die Gefolgschaft aufkündigen wollten. Demonstrationen an der Universität zugunsten der MPLA in Angola haben zum Beispiel im Frühjahr 1976 dazu geführt, daß die Universität zum zweiten Male innerhalb von fünf Jahren für einige Wochen geschlossen wurde. Aus dem Norden Zambias und aus dem Nordwesten wurden kürzlich versteckte Unruhen gemeldet. Die Regierung ist dagegen drastisch vorgegangen und hat zum Beispiel die im Norden sich ausbreitende Kimbanguistenkirche aus Zaire verboten. Dieses Verbot ist ein für Zambia ganz unerhörtes Ereignis.

Manches deutet darauf hin, daß der Präsident bzw. seine Regierung zunehmend in Schwierigkeiten geraten. Das ist im Grunde auch verständlich, denn eine neue Generation drängt nach und will die Männer der ersten Stunde ablösen.

Die Gossner Mission hat bisher in der Zusammenarbeit mit der zambischen Regierung die besten Erfahrungen gemacht. Zwar ist die Schwäche einer jungen Verwaltung in Zambia offenbar, doch hat es am guten Willen zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit zum Wohl der Menschen nie gefehlt.

Durch die Auseinandersetzung im südlichen Afrika und durch den Generationenkonflikt ist nun auch die zam-

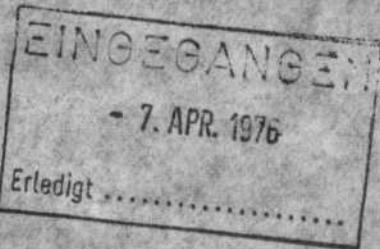
bische Gesellschaft einer Zerreißprobe ausgesetzt. Ob sich dadurch die innenpolitische Landschaft entscheidend verändern wird, weiß heute niemand. Aber daß die zambische Gesellschaft diese Probe bestehen wird, dafür sind die Voraussetzungen durch den mäßigenden Einfluß von Kenneth Kaunda außergewöhnlich günstig.

INFO-Nachmittag 8. Mai 1976

Lichtbildervortrag Ilse MARTIN
"Ärztliche Mission in indischen Dörfern"

Ilse Martin hat 22 Jahre als Krankenschwester in der indischen Gossnerkirche gearbeitet. Mit ihrer Initiative wurde das Dschungel-Krankenhaus Amgaon aufgebaut (60 Betten). In den letzten Jahren plante und verwirklichte sie Krankenpflegestationen in verschiedenen Dörfern und war mehr Ärztin als Schwester. 1975 hat sie ihre Arbeit ihren indischen Mitarbeitern übergeben und ist nach Deutschland zurückgekehrt.

Für: Mission 2/76 (BMW)



KIRCHBAU IN MAAMBA

Maamba ist Zambias einziges Kohlebergwerk. Es liegt im Karibatal und existiert seit 1967. Seitdem ist dort mitten im Busch auf dem Gelände der "Mine" eine Siedlung mit etwa 10.000 Menschen entstanden. Sie kommen aus allen Teilen Zambias, viele von ihnen sind Christen. Schon 1970 hat deshalb die katholische Kirche 2 Priester und 2 Schwestern dort stationiert, und in weniger als 2 Jahren entstanden eine schöne große Kirche, eine Grundschule, ein Frauenbildungszentrum und eine Feierhalle.

Für die kleine evangelische Gemeinde sorgte der einheimische Pfarrer, dessen Gemeinde das ganze südliche Gwembetal umfaßt. Für ihre Gottesdienste in Maamba hatte die Gemeinde eine kleine Hütte aus Baumstämmen mit einem Grasdach gebaut. Das war im Jahre 1970. Das Kirchlein überstand jedoch nicht einmal die nächste Regenzeit. Der Pastor war zunächst in einem Ort etwa 40 km von Maamba stationiert, wurde dann jedoch nach Maamba versetzt und in einem Haus der Mine untergebracht.

Die evangelischen Gottesdienste fanden nun in einem Klassenzimmer der katholischen Schule statt. In letzter Zeit reichte der Platz jedoch nicht mehr aus, und die Mine stellte eine Feierhalle für die Gottesdienste zur Verfügung.

Da mußten wohl gelegentlich erst die Bierflaschen vom Wochenendtanz weggeräumt werden. Es ist darum verständlich, daß sich die Gemeinde ihre eigene Kirche wünschte.

Zunächst hatte einer der Ingenieure, die sich auch zur Gemeinde hielten, eine Kirche entworfen, wie sie auch in England stehen könnte, und die nach Aussehen und Kosten der katholischen nicht nachgestanden hätte. Inzwischen hat sich aber die Gemeinde auf ein einfaches Gebäude im Barackenstil geeinigt. Und das war sicher besser so.

Aber auch diese einfache Kirche kostet noch etwa 120.000 DM. Die Gemeinde bringt pro Jahr etwa DM 2.000 an Kollekten auf. Die Kirchenleitung in Zambia hat einen Zuschuß von DM 1.500 bewilligt. Die Kollekten der Gemeinde müssen zum größten Teil an die Kirchenleitung abgeführt werden. Wie soll also der Kirchbau gelingen?

Das Baugrundstück gehört der Mine. Sie hat es kostenlos zur Verfügung gestellt. Dazu auch allen Zement für Fußboden und Mörtel, alle Bausteine für die Mauern, freien Transport für alle Baumaterialien und schließlich 2 Maurer. Das macht sicherlich mehr als die Hälfte der Baukosten aus.

Die Männer der Gemeinde beteiligen sich an den Bauarbeiten und tragen dadurch zu Einsparungen bei. Die Gossner Mission beteiligt ~~isch~~ mit einer größeren Summe, weil auch unsere Mitarbeiter im Gossner Service Team zu jener Gemeinde gehören. 1

Am Sonnabend, dem 13. März 1976, stand die neue Kirche bis über die Fenster gemauert da. Am Abend tobte ein Gewittersturm, wie man ihn dort seit Jahrzehnten nicht erlebt hatte. Am nächsten Morgen erzählte Pfarrer Mulowa der Gemeinde in dem Dorfe, wo er zu predigen hatte, die eine Längsmauer der Kirche in Maamba sei vollständig eingestürzt. Am nächsten Wochenende war sie allerdings schon wieder aufgebaut, diesmal mit einigen Stützpfeilern. Pfarrer Mulowa meinte dazu: Jetzt sieht sie endlich wie eine Kirche aus, vorher doch nur wie eine Baracke.

Nun gibt es also in Maamba zwei schöne große Kirchen. Sie stehen etwa 200 Meter voneinander entfernt. Die Grundstücke gehören der Mine. Die beiden Kirchen wirken europäisch. Die Gemeinden [„] sind ganz überwiegend afrikanisch. Finanziert wurden beide Kirchen fast ausschließlich mit fremder Hilfe. Ist das alles nun ein Zeichen weltweiter Bruderschaft oder ein Zeichen verfehlter Kirchenpolitik? Die Gemeinde

Die Gemeinde in Maamba freut sich
auf ihre neue Kirche! Frauen wir
uns mit ihnen?

(Kriebel)

d. 26. 2. 76

Zur Ablage	
Wochenplan-Nr.	622
Datum	2. 3. 76
Handzeichen	D. Friederici

Evangelische Pressestelle
für Weltmission
Herrn Frank Kürschner
Mittelweg 143

2000 Hamburg 13

frie/P

Sehr geehrter Herr Kürschner!

Ich habe versucht, etwas über die wenigen evangelischen Christen Nepals zu Papier zu bringen. Viel ist das nicht geworden. Wo nichts ist, kann man nichts schreiben.

Ansonsten ist das was die Katholiken geschrieben haben gut und richtig. Wo etwas geändert werden muß, habe ich es aufgeschrieben.

Im April bis Juni sind erstmals zwei nepalesische Christinnen Gast in Deutschland. Eventuell lohnt es sich, mit denen ein Interview o. ä. für "Das Wort in der Welt" zu machen.

Vom 7. - bis 14. 4. bin ich in Indien und Nepal. Ich freue mich darauf.

Ach, betr. Honorar. Falls für das Geschriebene eins vorgesehen ist, bitte mit meinem Namen auf das Konto der Gossner Mission überweisen.
Danke!

Ihre
gez. Dorothea H. Friederici

i. A.

Nach Diktat verreist

N E P A L

Statistische Daten:

Einige Änderung der Angaben nötig bei

Bildung: Analphabeten Quote 88 %

Keine allgemeine Schulpflicht

Schulsystem mit politechnischen Zweigen in den Klassen nach Klasse 4, nach eigenem Entwurf den nepalesischen Anforderungen entsprechend, wurde 1973 eingeführt.

Missionsschulen wurden vom Staat übernommen, ihr Lehrsystem dem staatlichen angepasst.

Eine Universität in Kathmandu, gegründet 1960

Evangelische Kirche:

1952 kamen die ersten evangelischen Missionare nach Nepal.

1954 wurde die "United Mission to Nepal" (Vereinigte Nepal Mission) gegründet. Ihr gehören heute 32 Missionsgesellschaften aus vierzehn Ländern an. Die UNN arbeitet mit einem jeweils für fünf Jahre gültigen Vertrag mit der Regierung. Ihr in der Verfassung verankertes Ziel ist es, die Menschen in Nepal in beruflichem Können und Führerschaft auszubilden. Sie macht es sich zur Aufgabe, den Menschen in Nepal in ihren Nöten zu dienen im Namen und im Geiste Christi, und Christus durch Wort und Leben bekannt zu machen.

1963 wurde ein Gesetz erlassen, was jedem Menschen erlaubt, seine Religion zu leben, aber den Religionswechsel mit einer Höchststrafe von sechs Jahren Gefängnis bedroht.

1965 wurde die "Nepal Christian Fellowship" (nepalesische christliche Bruderschaft) gegründet. Es ist ein loser Zusammenschluß der Christen in Nepal. Zu ihr gehören (1975) etwa 1.000 Christen. Mit Absicht gibt es keine genauen Zahlen, wegen der gesetzmäßigen Bedrohungen dieser "Religions-Wechsler".

Die Missionare sind zum Teil Mitglieder dieser Bruderschaft, sind aber an keinem Ort in führender Stelle in einer christlichen Gemeinde.

Es gibt einen voll ausgebildeten nepalesischen evangelischen Theologen: Pastor Robert Kathak, der in England studiert hat.

Immer wieder werden Christen in Nepal verhaftet. Andererseits sind aktive Christen in bedeutenden Positionen in verschiedenen Regierungsstellen. Die Strafe droht nur dem, der verklagt wird. Gefängnisstrafen dauern selten länger als ein oder zwei Jahre.

Dazu siehe auch "Christenverfolgung - ja oder nein?" des beiliegenden Textes.

Bücherhinweis:

außer den drei angegebenen noch

Nice Fletcher

"Ärztin in Nepal"

W 17. 2. 76 2 Die

EVANGELISCHE PRESSESTELLE FÜR WELTMISSION

der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Weltmission
und des Deutschen Evangelischen Missions-Rates

Frau Dorothea Friederici
c/o Gossner Mission
Handjerystr. 19/20
1000 Berlin 41

2 Hamburg 13, Mittelweg 143
Telefon: 040 / 44 01 80 und 45 64 24
Fernschreiber: 02 / 14 504
Klaus Viehweger (Telefon privat: 040 / 5 50 81 45)
(Leiter der Pressestelle)
Hartwig Liebich (Telefon privat: 040 / 82 86 42)
Albert Röhl (Telefon privat: 04123/46 77)
Karin Schöning (Telefon privat: 040 / 7 24 46 86)
(Administration)

15. Januar 1976
Kü./Bf

Sehr geehrte Frau Friederici,

vielen Dank für Ihre Bereitschaft, für uns einen Kurzbeitrag über die evangelischen Kirchen in Nepal zu schreiben. Das Internationale Katholische Missionswerk MISSIO hat kürzlich eine Materialsammlung zur wirtschaftlichen, sozialen und kirchlichen (katholischen) Situation in den 25 ärmsten Ländern der Welt veröffentlicht. Die Pressestelle für Weltmission bereitet eine Ergänzung zu dieser Dokumentation mit Informationen über die Situation der evangelischen Kirchen in diesen Ländern vor, um die so ergänzte Materialsammlung in ihrer Öffentlichkeitsarbeit einzusetzen.

Wir würden uns freuen, wenn Sie uns hierbei unterstützen und möchten Sie bitten, einen kurzen Beitrag über die evangelischen Kirchen in Nepal zu schreiben oder schreiben zu lassen. Ein Honorar kann von der Pressestelle für Weltmission gezahlt werden.

Wir senden Ihnen Hinweise zur Erstellung der Beiträge und bitten Sie außerdem, den Länderkurzbericht über Nepal aus den MISSIO-Materialien zu beachten. Falls dort nur auf die katholische Kirche eingegangen wird, möchten wir Sie bitten, in Ihrem Beitrag neben den evangelischen auch kurz die anderen christlichen Kirchen sowie ggf. die Zusammenarbeit der verschiedenen christlichen Kirchen zu behandeln.

Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie den Beitrag bis Anfang März 1976 fertigstellen könnten.

Mit freundlichen Grüßen


(Frank Kürschner)

Anlagen:

Länderbericht über Nepal
Hinweise zur Erstellung
des Beitrages

Können sie sich selbst helfen?

(Kirche im Karibatal, Zambia)

In der kleinen selbstgebauten Ziegelkirche am Ufer des Karibasees kommen am Sonntag morgen gegen 10.00 Uhr die ersten Gemeindeglieder an. Sie begrüssen sich vor der Kirchentür, aber schon bald sitzen sie auf den roh gezimmerten Bänken und vertreiben sich die Zeit damit, Choräle aus ihrem Gesangbuch mehrstimmig zu singen. Alle tragen ihren Sonntagsstaat, einige der Männer Krawatten und Anzüge. Der Gottesdienst verläuft dann etwa wie bei uns, wenn auch sehr viel gelockerter und fröhlicher. Der Prediger wird hin und wieder mit einem Choral unterbrochen, Teile des Fürbittengebetes werden spontan von Gemeindegliedern gebetet, mit Gesang zieht die Gemeinde schliesslich aus der Kirche, und draussen verabschieden sich alle voneinander. Die Kollekte hat nicht viel erbracht, aber das ist "im Busch" auch kein Wunder, wo kaum jemand Arbeit hat und die eigene Ernte kaum für die Familie reicht.

Eine Idylle? Schöne, heile Gemeindewelt? Dem Besucher mag es so erscheinen. Ist das nicht genau das, wofür unsere Missionare gearbeitet haben und gestorben sind? Und doch hat der Pfarrer dieser kleinen Gemeinde am Karibasee im Süden Zambias grosse Sorgen. Er ist kein weisser Missionar, er ist Tonga wie die meisten seiner Gemeindeglieder, er spricht ihre Sprache und denkt ihre Gedanken. Aber kaum jemand aus den Dörfern lässt sich taufen. Er weiss auch einige der Gründe dafür. Er kann keine Schulbildung mehr anbieten, wie das die weissen Missionare taten, denn die Schulen sind jetzt alle verstaatlicht. Er betreibt auch keine Krankenstation mehr, denn auch das Gesundheitswesen ist vom Staat übernommen. Sogar von den christlichen Lehrern an den ehemaligen Missionsschulen kommen nur noch einige sonntags zum Gottesdienst, seit die Kirche nicht mehr ihr Arbeitgeber ist.

Ja, der Gottesdienst! So schön er auch auf den Besucher wirkt, um mitsingen zu können, muss man im Gesangbuch lesen. Um nicht aufzufallen, muss man heile Hemden, Hosen und Kleider tragen und schliesslich eine kleine Münze auf den Kollektenteller legen. Das alles können zwar die Lehrer und die Regierungsangestellten, die landwirtschaftlichen Berater und das Personal der Krankenstationen. Sie bilden denn auch das Gros der Kirchgänger. Die Mehrzahl der Menschen in den Dörfern ist jedoch der Meinung, dass das Christentum nur **etwas** für die "Gebildeten", die "Weissen" und die "Reichen" sei. Und darum lässt sich kaum jemand taufen.

Haben das die Missionare gewollt? Nein. Ist dieser Zustand die Schuld des jetzigen einheimischen Pfarrers? Nein. Er tut mit Hingabe, was er auf dem theologischen Seminar in Kitwe gelernt hat: Er hält nicht nur Gottesdienste (nach der Agende der englischen Methodisten), sondern besucht die Menschen in ihren Dörfern und Häusern, erteilt Religionsunterricht in den Schulen und Taufunterricht in den Kirchen, er bildet seine Laienprediger weiter und betreut Frauengruppen. Können wir Europäer ihm helfen? Kaum. Denn sein grösstes Problem ist ja gerade, dass das Christentum in seiner Gegend den Menschen zu europäisch erscheint. Jedes weisse Gesicht und jeder Ratschlag eines Weissen kann diesen Eindruck nur verstärken.

Und doch können wir etwas für ihn tun. Denn das Gefühl, dass das Christentum etwas Fremdes sei, kommt auch daher, dass die christliche Gemeinde das Leben nicht mehr wirklich zum Besseren wendet, seit Schulen und Krankenstationen nicht mehr kirchliche Einrichtungen sind. Jetzt müssten andere Probleme gelöst werden, etwa die Wasserversorgung in den Dörfern, die Verbesserung der landwirtschaftlichen Erträge, die Gründung von Genossenschaften, die Ausbildung und Unterstützung von Dorfhandwerkern. Die einheimische christliche Gemeinde ist dazu jetzt noch nicht in der Lage. Niemand hat sie auf diese Aufgaben vorbereitet. Wohl aber hat die Christenheit insgesamt sowohl die Kenntnisse wie auch die Mittel, um auf diese Weise praktisch zu bezeugen, dass die Liebe Gottes nicht nur unseren Glauben, sondern auch unser Wohlergehen meint.

Wir müssen nur darauf achten, dass nicht auch diese Hilfe wieder zu "europäisch" ausfällt. Hier können und müssen wir aus der Missionsgeschichte lernen. Im Gespräch mit den Christen im Karibatal muss herauskommen, welche Probleme in den Augen der Menschen dort die dringendsten sind, und welche Lösungen sich die Betroffenen selbst vorstellen können. Das ist deshalb entscheidend wichtig, weil ja die Betroffenen selbst aktiv werden müssen, wenn ihnen wirklich zur Selbstständigkeit geholfen werden soll. Das können und wollen sie auch, aber eben nur so, wie und wofür es ihnen selbst sinnvoll erscheint. Unser Beitrag besteht dann darin, ihnen die Kenntnisse und die Mittel zur Verfügung zu stellen, die sie selbst nicht haben.

Was auf dem Gebiet praktischer Entwicklungsarbeit ganz einleuchtend ist, gilt schliesslich auch für die Theologie und Liturgie dieser Kirche in Afrika. Auch auf diesen Gebieten muss ja das Christentum in Afrika erst noch heimisch werden. Noch erscheint es den meisten Menschen als etwas "Europäisches". Aber auch diese Aufgabe muss die Kirche in Afrika selbst planen und anpacken. Dann freilich wird sie auch wieder auf Kenntnisse und Mittel angewiesen sein, die wir ihnen zur Verfügung stellen können.

Siegwart Kriebel

S. K r i e b e l
GOSSNER MISSION
Handjerystr. 19-20
1000 Berlin 41

Vorbereitung einer Missionspredigt über Gal. 2,16-20 für Septuagesimae 1976

Thema: Gott hat uns ohne Vorleistungen von unserer Seite um Jesu Christi willen gerechtfertigt, darum brauchen auch wir niemanden zu bestimmten Leistungen zu verpflichten, sondern können darauf vertrauen, dass der Geist Christi in jedem die ihm gemäss Frucht schafft.

Kirchengemeinde und Weltmission

- 1) Für unsere Gemeinden gilt wie für unsere Prediger: Wir sind leistungsorientiert. An der Norm für unsere Leistungen lassen wir nicht gern rütteln. Manche brauchen vermeintlich die Stütze kirchlicher Sitte und Überlieferung, etwa sonntäglichen Kirchgang oder tägliches Tischgebet. Andere können keinen Gedanken fassen, ohne ihn mit der sozialen Ungerechtigkeit hier oder anderswo zu konfrontieren. Der Text setzt beide ins Unrecht. Aber nicht so, dass Untätigkeit das Ziel wäre, sondern so, dass Gott nicht Leistungen von uns erwartet, um uns dann zu rechtfertigen, dass Gott vielmehr zuerst und ganz bedingungslos uns "in Christus" hinein, bzw. "Christus in uns" hinein versetzt hat. Zum Vertrauen auf diese Annahme durch Gott werden wir aufgerufen. Zu nichts anderem. Das setzt eine starke Selbstbeschränkung des Predigers voraus, der so gern seine Gemeinde "aktivieren" möchte, in diese oder jene Richtung. Dagegen ist die Aufgabe hier, das Vertrauen zu Christus Jesus zu begründen und zu beschreiben als Freiheit von jedem Leistungszwang.
- 2) Weltmission befindet sich an einer Wende. Die von den Kirchen Europas und Nordamerikas ausgegangene Mission hat ihre Früchte getragen. Kirchen sind auf allen Erdteilen in fast allen Ländern entstanden. Sie fühlen sich in zunehmendem Masse verantwortlich für die Mission in ihrer Umgebung. Hier und dort leiden sie unter dem kirchlichen und theologischen Gewand, in dem sie den Glauben an Christus empfangen haben. Vereinzelt verweisen sie uns auf die grossen missionarischen Aufgaben in Deutschland in der Erwartung, dass wir erst einmal hier missionarisch tätig werden. Daneben läuft aber die Missionsbewegung von Europa zu anderen Kontinenten kräftig weiter, zumeist jedoch auf Wunsch von und nach Absprache mit den entsprechenden Kirchen in Übersee. Problematisch geworden ist Mission, die sich nicht mit einer einheimischen Kirche abspricht und sich ihr nicht einordnet.

- 3) Was bedeutet die Absage an das Leistungsprinzip angesichts dieser Lage in der Mission?

Es ist nicht unsere Leistung, dass überall auf der Welt Gemeinden entstanden sind. Gott hat uns zuvor angenommen und dann ausgesandt und seine Gemeinde ausgebreitet.

Es braucht uns nicht zu lähmen, dass die von uns in andere Erdteile gebrachte Gestalt von Kirche und Theologie dort nicht heimisch werden kann, sondern dort ihre jeweils angemessene Ausprägung sucht.

Es hängt für uns nichts davon ab, ob sich unsere Brüder und Schwestern in anderen Erdteilen von unseren Glaubensgestaltungen abwenden und sich ihre eigenen suchen.

Es trifft uns auch nicht, wenn sie zu diesem Zweck für eine gewisse Zeit auf unsere Hilfe und Anwesenheit verzichten wollen.

Dennoch ist für uns die Zeit missionarischen Eifers nicht vorbei. Der Geist Christi in uns treibt uns, das Vertrauen zu Christus weiterzugeben und uns ganz unserer Umwelt hinzugeben.

Aufgaben in dieser Richtung finden wir überreichlich sowohl hier in Deutschland wie auch in anderen Ländern auf Wunsch unserer Brüder dort.

Der Wunsch unserer Brüder erstreckt sich auf die Evangelisation ebenso wie auf die Verbesserung der Verhältnisse im umfassenden Sinn. Wir sind frei, ihren Bitten um Hilfe auf jedem Gebiet nachzukommen.

- 4) Was bedeutet das für eine Kirchengemeinde, die sich missionarisch engagiert oder engagieren will?

Wir selbst sind missioniert worden. Der christliche Glaube ist hier heimisch geworden, hat teilweise seine eigene Gestalt gefunden (z.B. Weihnachtsfest), teilweise jedoch leiden Christen auch hier unter "fremden" Gestaltungen christlichen Glaubens (z.B. Reste der lateinischen Messliturgie, Apostolikum, Talar). Freude und Last der Verkündigung in einem fremden Land sind uns selbst widerfahren. Über der Last dürfen wir die Freude nie vergessen. Der Text ruft uns zur Freude über das Geschenk der Rechtfertigung auf, zur Freude über die Freiheit von jeder Leistung und Gesetzlichkeit. In der geschenkten Freiheit können wir die Gestaltungen unseres Glaubenszeugnisses in Feier, Bekennnis, sozialer Tat und Mission suchen, die uns unser Glaube und unser Wesen eingeben. An Überlieferungen sind wir dabei nicht gebunden.

In dieser Freiheit können wir auch den Kirchen in Übersee auf deren Bitte hin helfen, ihr Glaubenszeugnis zu finden und damit den Glauben auszubreiten. Wir sind frei, sie in ihrer Art zu unterstützen, uns ihrer Art anzupassen, zumindest aber, sie in ihrer Art anzuerkennen. Denn wir vertrauen darauf, dass Gott selbst den Geist Jesu Christi in sie gesetzt hat und dass Gott auch sie gerechtfertigt hat, ehe sie eine christliche "Leistung" vollbracht hätten, und dass darum ihre Aktivitäten auch Frucht ihres Glaubens sind.

Schliesslich können wir dankbar von den Gaben lernen, die Gott in unsere Brüder auf anderen Erdteilen gelegt und in ihnen geweckt hat. Ihre Gaben können auch unseren Glauben und unser Glaubenszeugnis bereichern.

Gliederung einer Predigt

- 1) Gott sucht seine Gemeinde in allen Erdteilen, überall befreit er Menschen vom Leistungzwang, indem er sie um Jesu Christi willen rechtfertigt.
- 2) In vielen Ländern ist die Gemeinde Jesu Christi jung, arm und klein. Sie rufen uns zu Hilfe bei ihrem eigenen Aufbau und bei ihrer Ausbreitung.

Beispiel 1:

a) INDIEN

Seit 1919 ist die Ev.-luth. Gossnerkirche in Indien selbständig. Seitdem hat nicht mehr die Gossner Mission in Berlin bestimmt, welche Missionare wo in Indien eingesetzt werden. Vielmehr hat die indische Kirche die Missionare eingesetzt und beaufsichtigt. Zur Zeit lehrt nur noch ein deutsches Theologen-Ehepaar aus der Badischen Kirche an der Theologischen Schule in Ranchi.

Trotzdem ist die Gossnerkirche klein und arm. Die Christen machen in Indien nur 2,5 % der Bevölkerung aus. Ein Pfarrer der Gossnerkirche verdient monatlich DM 50,-- bis DM 70.00,--. Diese kleine Kirche mit etwa 1.000 Gemeinden und 300.000 Christen hat über 200 indische Missionare in nicht-christliche Gegenden Indiens geschickt. Wir helfen bei dieser Mission, indem wir aus Deutschland jährlich DM 150.000,-- schicken, damit diese Missionare leben können.

b) ZAMBIA

Die Vereinigte Kirche von Zambia existiert erst seit etwa 10 Jahren. Sie ist der Zusammenschluss von vier Missionskirchen. Etwa die Hälfte ihrer 80 Pfarrer sind noch Weisse und etwa 80 % ihres Haushalts müssen von den vier Missionsgesellschaften aufgebracht werden. Obwohl in Zambia etwa 40 % der Menschen Christen sind, hat diese Kirche im Augenblick nicht die Kraft zu grösseren missionarischen Anstrengungen. Mission besteht im wesentlichen in der Vermehrung der schon bestehenden Gemeinden durch Einzelbekehrungen und Religionsunterricht an Schulen. Diese Evangelisationsarbeit wird dadurch erschwert, dass in den Augen der Afrikaner das Christentum sehr europäisch und damit fremd wirkt.

- 3) Wir antworten ihrem Ruf, indem wir ihnen mit unseren Gaben und Mitteln helfen, ohne sie auf unsere Art des Glaubenszeugnisses zu verpflichten.

Beispiel 2:

a) INDIEN

Es ist uns Deutschen immer wieder eine Herausforderung, dass die kirchliche Verwaltung der Gossnerkirche nach unseren Maßstäben so schlecht funktioniert. Gehälter werden nicht regelmäßig ausgezahlt, weil die Beiträge der einzelnen Kirchenbezirke an die Zentrale auch nicht regelmäßig eingehen. Dennoch wächst die Kirche und das Gemeindeleben ist sehr viel lebendiger als bei uns, viele Evangelisten heilen Kranke mit Gebet und Handauflegung.

b) ZAIRE

Die Kimbanguisten-Kirche ist nicht von europäischen Missionaren gegründet worden, sondern von einem Afrikaner namens Simon Kimbangu. Sie ist jetzt knapp 20 Jahre alt und breitet sich rasant aus. Abendmahlsfeiern haben schon mit 500.000 Teilnehmern stattgefunden. Diese Kirche hat nicht nur eine in unseren Augen sehr eigenwillige Theologie, sondern auch Krankenheilungen durch Gebet sind an der Tagesordnung. Seit kurzem hat diese Kirche ein theologisches Seminar, an das sie auch europäische Theologen beruft, sofern sie sich dem Lehrplan einfügen.

- 4) Indem Gott uns durch unsere Brüder in andere Erdteile ruft, öffnet er uns zugleich die Augen dafür, dass er auch bei uns viele Menschen von der Gesetzlichkeit zur Freiheit der Kinder Gottes befreien will.
- 5) Wir wollen Gott Raum geben, das durch uns zu tun, was er an uns schon getan hat.

WIR HELFEN INDISCHEN MISSIONAREN

Unsere Väter haben in Indien missioniert - erfolgreich, weil in den betreffenden Gebieten heutzutage indische Missionare ihren Landsleuten das Evangelium verkündigen.

Die indische Gossnerkirche hat 1976 mehr als 200 hauptamtliche Missionare dort an der Arbeit, wo es noch keine Christengemeinden gibt (oder erst seit kurzem).

Von einem Teilgebiet soll im folgenden die Rede sein.

Im sogenannten Surguja-Missionsgebiet sind 69 Missionare an der Arbeit unter Leitung des Bezirksmissionars O. Toppo.

Evangelisiert wird in 157 Orten mit einfachsten Hilfsmitteln, nämlich mit Bibel, Lied, Gebet. Pastor Toppo berichtete dem Direktor der Gossner Mission während eines Besuches, dass viele Nicht-Christen mit ihren Krankheiten kommen und geheilt werden - nicht durch Medikamente, sondern durch Handauflegung und Gebet. Das habe darin seinen Grund, dass der grösste Teil der Krankheiten psychische Ursachen habe; die Angst vor den Dämonen zermürbe viele Leute und das Evangelium sei für diese befreiend und heilend.

1974 wurden im Surgujagebiet - abgesehen von den Kindern christlicher Eltern - 607 Erwachsene getauft; 1975 waren es sicher mehr, aber der Bericht liegt noch nicht vor.

Für das Jahr 1976 müssen für das Surguja-Missionsgebiet DM 50.000,-- von Deutschland zur Verfügung gestellt werden, davon sind DM 40.000,-- vorgesehen für die Gehälter der 69 Missionare und DM 10.000,-- für Aufbau und Reparatur von einfachsten Versammlungshütten und Unterkünften der Missionare in diesem Surguja-Missionsgebiet.

WIR HELFEN INDISCHEN MISSIONAREN

Unsere Väter haben in Indien missioniert - erfolgreich, weil in den betreffenden Gebieten heutzutage indische Missionare ihren Landsleuten das Evangelium verkündigen.

Die indische Gossnerkirche hat 1976 mehr als 200 hauptamtliche Missionare dort an der Arbeit, wo es noch keine Christengemeinden gibt (oder erst seit kurzem).
gemeinden gibt (oder erst seit kurzem)

Von einem Teilgebiet soll im folgenden die Rede sein.

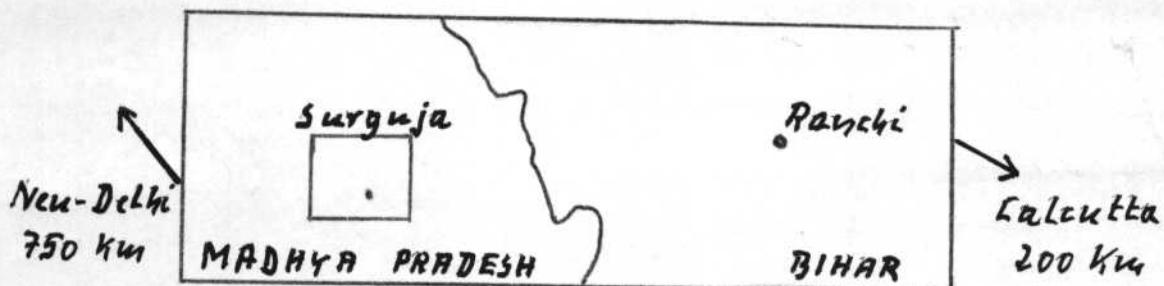
Das Surguja-Missionsgebiet liegt etwa 200 km westlich von Ranchi, dem Zentrum der Gossnerkirche. Amtikapur ist die Hauptstadt dieses Regierungsbezirks, das etwa 100.000 Einwohner haben mag.

In diesem Gebiet sind 69 Missionare an der Arbeit unter Leitung des Bezirksmissionars O. Toppo.

Evangelisiert wird in 157 Orten mit einfachsten Hilfsmitteln, nämlich mit Bibel, Lied, Gebet. Pastor Toppo berichtete dem Direktor der Gossner Mission während eines Besuches, dass viele Nicht-Christen mit ihren Krankheiten kommen und geheilt werden - nicht durch Medikamente, sondern durch Handauflegung und Gebet. Das habe darin seinen Grund, dass der grössere Teil der Krankheiten psychische Ursachen habe; die Angst vor den Dämonen zerstürbe viele Leute und das Evangelium sei für diese befreidend und heilend.

1974 wurden im Surgujagebiet - abgesehen von den Kindern christlicher Eltern - 607 Erwachsene getauft; 1975 waren es sicher mehr, aber der Bericht liegt noch nicht vor.

Für das Jahr 1976 müssen für das Surguja-Missionsgebiet DM 50.000,-- von Deutschland zur Verfügung gestellt werden, davon sind DM 40.000,-- vorgesehen für die Gehälter der 69 Missionare und DM 10.000,-- für Aufbau und Reparatur von einfachsten Versammlungshütten und Unterkünften der Missionare in diesem Surguja-Missionsgebiet.



Mission ohne Weiße?

Mitte November trifft sich die 6. Vollversammlung des Oekumenischen Rates in Nairobi. Vermutlich werden aus diesem Grunde die Probleme und Beiträge der Kirchen in Afrika im Vordergrund stehen.

Vor einem Jahr hat die Allafrikanische Kirchenkonferenz auf ihrem Treffen in Lusaka, der Hauptstadt Zambias, die Kirchen in Afrika aufgefordert, eine zeitlang auf Mittel und Missionare aus Europa und Nordamerika freiwillig zu verzichten. Dadurch sollen die Kirchen in die Lage versetzt werden, ihre Theologie, ihre Liturgie, ihre Struktur und ihre Diaconie den afrikanischen Verhältnissen anzupassen. Denn für viele Afrikaner wirkt das Christentum immer noch wie ein Fremdkörper in Afrika, wie die "Religion des weißen Mannes". Die Abhängigkeit von Mitteln und Missionaren aus dem reichen Westen verstärkt noch diesen Eindruck.

Trotzdem ist unsere Hilfe auch weiter willkommen und notwendig, denn von einem Tag auf den andern ist eine so tiefgreifende Umstellung nicht möglich. Wir müssen jetzt aber lernen, daß das Christentum jetzt auch in Afrika Fuß gefaßt hat und von den dortigen Christen weiter verbreitet wird. Wir können nicht mehr "missionieren", wo wir wollen, sondern nur noch dort, wo wir von den einheimischen Kirchen um unsere Hilfe gebeten werden.

Wir müssen auch lernen, daß Christen in Afrika ihre eigene Art haben, den christlichen Glauben auszudrücken, und daß diese afrikanische Art von unserer europäischen verschieden ist.

Schließlich müssen wir lernen, daß uns die Christen in Afrika mehr und mehr danach fragen, wie wir denn hier bei uns das Christentum verbreiten. Bei dieser Frage müssen wir meist verstummen, denn hierzulande befindet sich die Kirche eher auf dem Rückzug.

Wahrscheinlich werden wir in Zukunft noch viel lernen können von der Begeisterung und von den Missionsanstrengungen der Kirchen auf anderen Kontinenten. Das Missionsfeld jeder Kirche liegt heute in erster Linie vor ihrer eigenen Haustür.

Siegwart Kriebel

Für: Kirchliche Nachrichten
Berlin Charlottenburg, Nov. 75

Können sie sich selbst helfen?

In der kleinen selbstgebauten Ziegelkirche am Ufer des Karibasees kommen am Sonntag morgen gegen 10.00 Uhr die ersten Gemeindemitglieder an. Sie begrüssen sich vor der Kirchentür, aber schon bald sitzen sie auf den roh gezimmerten Bänken und vertreiben sich die Zeit damit, Choräle aus ihrem Gesangbuch mehrstimmig zu singen. Alle tragen ihren Sonntagsstaat, einige der Männer Krawatten und Anzüge. Der Gottesdienst verläuft dann etwa wie bei uns, wenn auch sehr viel gelockerter und fröhlicher. Der Prediger wird hin und wieder mit einem Choral unterbrochen, Teile des Fürbittengebetes werden spontan von Gemeindemitgliedern gebetet, mit Gesang zieht die Gemeinde schliesslich aus der Kirche, und draussen verabschieden sich alle voneinander. Die Kollekte hat nicht viel erbracht, aber das ist "im Busch" auch kein Wunder, wo kaum jemand Arbeit hat und die eigene Ernte kaum für die Familie reicht.

Eine Idylle? Schöne, heile Gemeindewelt? Dem Besucher mag es so erscheinen. Ist das nicht genau das, wofür unsere Missionare gearbeitet haben und gestorben sind? Und doch hat der Pfarrer dieser kleinen Gemeinde am Karibasee im Süden Zambias grosse Sorgen. Er ist kein weisser Missionar, er ist Tonga wie die meisten seiner Gemeindemitglieder, er spricht ihre Sprache und denkt ihre Gedanken. Aber kaum jemand aus den Dörfern lässt sich taufen. Er weiss auch einige der Gründe dafür. Er kann keine Schulbildung mehr anbieten, wie das die weissen Missionare taten, denn die Schulen sind jetzt alle verstaatlicht. Er betreibt ~~auch~~ keine Krankenstation mehr, denn auch das Gesundheitswesen ist vom Staat übernommen. Sogar von den christlichen Lehrern an den ehemaligen Missionsschulen kommen nur noch einige sonntags zum Gottesdienst, seit die Kirche nicht mehr ihr Arbeitgeber ist.

Ja, der Gottesdienst! So schön er auch auf den Besucher wirkt; um mitsingen zu können, muss man im Gesangbuch lesen. Um nicht aufzufallen, muss man heile Hemden, Hosen und Kleider tragen und schliesslich eine kleine Münze auf den Kollektenteller legen. Das

alles können zwar die Lehrer und die Regierungsangestellten, die landwirtschaftlichen Berater und das Personal der Krankenstationen. Sie bilden denn auch das Gros der Kirchgänger. Die Mehrzahl der Menschen in den Dörfern ist jedoch der Meinung, dass das Christentum nur etwas für die "Gebildeten", die "Weissen" und die "Reichen" sei. Und darum lässt sich kaum jemand taufen.

Haben das die Missionare gewollt? Nein. Ist dieser Zustand die Schuld des jetzigen einheimischen Pfarrers? Nein. Er tut mit Hingabe, was er auf dem theologischen Seminar in Kitwe gelernt hat: Er hält nicht nur Gottesdienste (nach der Agende der englischen Methodisten), sondern besucht die Menschen in ihren Dörfern und Häusern, erteilt Religionsunterricht in den Schulen und Taufunterricht in den Kirchen, er bildet seine Laienprediger weiter und betreut Frauengruppen. Können wir Europäer ihm helfen? Kaum. Denn sein grösstes Problem ist ja gerade, dass das Christentum in seiner Gegend den Menschen zu europäisch erscheint. Jedes weisse Gesicht und jeder Ratschlag eines Weissen kann diesen Eindruck nur verstärken.

Und doch können wir etwas für ihn tun. Denn das Gefühl, dass das Christentum etwas Fremdes sei, kommt auch daher, dass die christliche Gemeinde das Leben der Bekehrten nicht mehr wirklich zum Besseren wendet, seit Schulen und Krankenstationen nicht mehr kirchliche Einrichtungen sind. Jetzt müssten andere Probleme gelöst werden, etwa die Wasserversorgung in den Dörfern, die Verbesserung der landwirtschaftlichen Erträge, die Gründung von Genossenschaften, die Ausbildung und Unterstützung von Dorfhandwerkern. Die einheimische christliche Gemeinde ist dazu jetzt noch nicht in der Lage. Niemand hat sie auf diese Aufgaben vorbereitet. Wohl aber hat die Christenheit insgesamt sowohl die Kenntnisse wie auch die Mittel, um auf diese Weise praktisch zu bezeugen, dass die Liebe Gottes nicht nur unseren Glauben, sondern auch unser Wohlergehen meint.

Wir müssen nur darauf achten, dass nicht auch diese Hilfe wieder zu "europäisch" ausfällt. Hier können und müssen wir aus der Missionsgeschichte lernen. Im Gespräch mit den Christen im Karibatal muss herauskommen, welche Probleme in den Augen der Menschen dort die dringendsten sind, und welche Lösungen sich die Betroffenen selbst vorstellen können. Das ist deshalb entscheidend wichtig, weil ja die Betroffenen selbst aktiv werden müssen, wenn ihnen wirklich zur Selbständigkeit geholfen werden soll. Das können und wollen sie auch, aber eben nur so, wie und wofür es ihnen selbst sinnvoll erscheint. Unser Beitrag besteht dann darin, ihnen die Kenntnisse und die Mittel zur Verfügung zu stellen, die sie selbst nicht haben.

Was auf dem Gebiet praktischer Entwicklungsarbeit ganz einleuchtend ist, gilt schliesslich auch für die Theologie und Liturgie dieser Kirche in Afrika. Auch auf diesen Gebieten muss ja das Christentum in Afrika erst noch heimisch werden. Noch erscheint es den meisten Menschen als etwas "Europäisches". Aber auch diese Aufgabe muss die Kirche in Afrika selbst planen und anpacken. Dann freilich wird sie auch wieder auf Kenntnisse und Mittel angewiesen sein, die wir ihnen zur Verfügung stellen können.

Siegwart Kriebel

Gossner Mission

Ecumenical Institute for Urban and Industrial Mission
Eglise et Société Industrielle, Centre Oecuménique

65 Mainz am Rhein
Albert-Schweitzer-Straße 113/115
Telefon: 06131 - 2 04 93 / 2 45 16

Zur Ablage
Aktenplan-Nr. 6221
Datum 21.5.75
Handzeichen P. S. S.

Bericht über die Ost-Asien-Reise vom 14. Februar bis 29. März 1975

von Christa Springer

Anlass der Reise:

Die Abteilung für Urban Industrial Mission (UIM) im Weltkirchenrat hat vor Jahren auf Initiative von Dr. Paul Löffler die UIM der verschiedenen Kontinente in der "World Advisory Group für UIM" zusammengefasst. Zu der Sitzung 1975 dieser Gruppe vom 12. bis 20. 3. in Tokyo wurde ich von der Europäischen Arbeitsgemeinschaft Kirche und Industrie (ECG = European Contact Group), deren Sekretär ich bin, delegiert. Die Kosten für Reise und Aufenthalt trug der Weltkirchenrat. Um die Flugkosten voll auszunutzen, plante ich einige Besuche in Indien, Süd-Korea, Japan und Hongkong ein, die im Zusammenhang mit unserer Gossner-Arbeit stehen; unser Team erheift sich davon vertiefte Kontakte und Einsichten für die eigene Arbeit. Aber auch vom UIM-Desk im Weltrat der Kirchen in Genf erreichte mich die Bitte, möglichst viele Kollegen auf dem Weg nach Japan zu besuchen, weil gerade in Asien die UIM-Arbeit politische Auswirkungen hat und deshalb an vielen Stellen massiven Angriffen bishin zur Inhaftierung von Teammitgliedern ausgesetzt ist.

1. Indien

a) Calcutta

Ich nahm an einer 14-tägigen Studienfahrt nach Calcutta teil, die von unserem ehemaligen Seminarteilnehmer Pfarrer Helmut Donner, Leiter der Evangelischen Erwachsenenbildung der Evangelischen Kirche in Westfalen, organisiert worden war. Herrn Donners intensiver Kontakt zu Selbsthilfeprogrammen in Calcutta kamen vor einigen Jahren zustande, als er im Auftrag der Mainz-Kasteler-Arbeit (Gossner Mission und Konvent) drei Monate als Gastdozent in Durgapur mitarbeitete und dabei auch mit den Problemen Calcuttas konfrontiert wurde. Auch die anderen Mainz-Kasteler, die vorher oder nachher mit dem gleichen Auftrag einige Monate in Indien verbrachten, kamen zurück mit der Einsicht, dass am Beispiel Calcuttas die Grundfragen von urbanen Ballungsräumen deutlich werden und wir alle dort viel für ein richtiges Entwicklungspolitisches Engagement lernen können.

Helmut Donner wuchs in den vergangenen Jahren in eine führende Rolle hinein beim Aufbau eines Europäischen Calcutta Consortiums (ECC), das partnerschaftlich mit CUSCON (Calcutta Urban Service Consortium) zusammenarbeitet. Das Arbeitszentrum Mainz hat sich aus Zeitgründen viel zu wenig daran aktiv beteiligen können, wengleich der Kontakt immer bestand und Mainz auch immer Gelder zur Verfügung hielt.

Diese gemeinsame Studienreise vom 14. bis 28. Februar, an der sich vom Mainz-Kasteler-Konvent auch Pfarrer Michael Bartelt, Mitarbeiter im Sozialethischen Institut der Evangelischen Kirche in Deutschland in Bochum, beteiligte, und zu der Dr. Klaus Lefringhausen von der Entwicklungskammer und Südafrika-Kommission der EKD gehörte, verfolgte das Ziel, mit den Partnern in Calcutta zu sprechen, unter ihrer Anleitung laufende und geplante Projekte in den Bustees (anerkannte Slumgebiete) kennenzulernen und die Gesamtsituation von Calcutta besser zu verstehen. Alle 20 Teilnehmer aus der BRD waren entweder als aktive Gemeindeglieder oder als kirchliche Mitarbeiter schon vor der Reise für ECC tätig. Hinzu kamen eine Engländerin von dem Partnerkreis in Coventry und - durch zeitliches Zusammentreffen ermöglicht - zwei Gossner-Mitarbeiter aus der DDR.

Das ausserordentlich straffe Programm brachte uns in Verbindung mit a) Fachleuten aus der Stadtverwaltung, aus der Regierung von West-Bengalen, aus Wissenschaft und Kirche; b) mit den Mitarbeitern von KBPS (Kalinkata Bustee Pragati Sangstha), dem Zusammenschluss der verschiedenen Hilfsorganisationen in Calcutta für die Bustees, und mit den Betroffenen aus den Bustees.

Wo die Gruppe in Interessengruppen aufgeteilt wurde, wählte ich die Gebiete "wirtschaftliche Entwicklung" und "Politik" und arbeitete dabei besonders mit Helmut Donner, Michael Bartelt und Klaus Lefringhausen zusammen. Aus einer Fülle schriftlichen Materials, durch Vorträge, Diskussionen, Begegnungen und teilnehmende Beobachtungen haben wir versucht, zu verstehen, welche Aufgaben hier in Calcutta und von Calcutta aus gelöst werden können und was in diesem Zusammenhang unsere Rolle und Aufgabe sein wird. In der Gruppe wird jetzt gerade nach der Rückkehr ein Gesamtbericht vorbereitet. Unser Bericht aus der Untergruppe Wirtschaft wurde bereits von Dr. Lefringhausen fertiggestellt und liegt als Anlage bei.

Ich möchte deshalb nur noch einmal unterstreichen, was mir besonders wichtig ist:

An Calcutta habe ich gelernt, wie eng die gleichzeitige Entwicklung von Stadt und Land verknüpft werden muss. Der ~~entwicklungspolitische~~ Grund-~~sat~~z, zunächst alle Hilfsmittel auf die Förderung der Städte zu konzentrieren und dort zuerst die Wirtschaft zu entwickeln, weil eine Akkumulation des Kapitals zu einer weiteren Stärkung der Wirtschaft und dieses als Folge auch zu einer gesunden Entwicklung des Landes führt, erweist sich in der Praxis als falsch.

Auf diesem Hintergrund ist auch die starke Betonung von R = rural zu verstehen, die seit einiger Zeit in UIM ausserhalb von Europa vorgenommen wird. In Asien nennt sich neuerdings dieser Arbeitszweig der Kirchen nicht mehr UIM, sondern nur noch URM. In West-Afrika hat sich das Komitee, in dem Gerhard Mey jahrelang mitarbeitete, von CUIAO (Comité Urbain Industriel pour l'Afrique Occidentale et Centrale) umgenannt in CUIRAO (Comité Urbain Industriel et Rural pour l'Afrique Occidentale et Centrale).

In unserer eigenen Arbeit in Mainz klang dieser Aspekt 1974 an, als wir mit Landespolitikern aus Rheinland-Pfalz und mit der Verwaltungsspitze der Stadt Mainz eine kritische Auseinandersetzung über das wirtschaftspolitische Konzept der Stadt Mainz führten. Auch das Schichtarbeiterprojekt stiess uns erneut auf die Frage nach der Lage der Pendler in den Dörfern und Kleinstädten. Es wäre zu diskutieren, welche Folgerungen wir in unserer Arbeit aus diesen Einsichten, die nicht neu sind, aber uns in letzter Zeit stärker bewusst werden, ziehen. Wir werden nicht ein Zentrum für UIRM (Urban Industrial Rural Mission) werden können. Ergeben sich aber für uns neue Arbeitspartner, neue Formen von Delegationen und Austausch?

- 2 a -
2. Besuch in der Gossner-Kirche in Ranchi (GELC)

Dieser für eine Woche geplante Kurzbesuch stand unter einem unglücklichen Stern. Er musste um zwei Tage verkürzt werden, weil ich in Korea zu einem Vortrag anlässlich des Tages der Arbeit früher als von mir eingeplant erwartet wurde. Und dann verstauchte ich mir am zweiten Tag den Fuss beim Verlassen des Theologischen Seminars in Ranchi und musste bis zur Abreise liegen, kam also nicht aus Ranchi heraus in die Gemeinden auf dem Land.

Meine Eindrücke stammen aus Gesprächen mit dem Kirchenpräsident Dr. Singh, mit sechs Pfarrern, die an UIM-Kursen in Durgapur teilgenommen haben, mit Studenten und Lehrern des Theologischen Colleges, mit Besuchern, die nicht in einem institutionellen Zusammenhang zur Gossner-Kirche stehen, und mit meinen Gastgebern Herrn und Frau Pfarrer Hecker.

Meine Beobachtungen und Gedanken mögen falsch sein, aber ich stelle sie zur Diskussion, damit mein Besuch in Ranchi für unser Team und unsere Berliner Kollegen nicht ohne Niederschlag bleibt.

1. Die GELC ist in ihrem Selbstverständnis eine autonome Kirche und will hinter diese Entwicklung nicht mehr zurück. Sie hat erhebliche interne Probleme und Schwierigkeiten, die von ihr selbst gelöst werden müssen. Lösungshilfen von aussen nutzen ihr nichts und sind auch nicht mehr allen kirchenleitenden Persönlichkeiten willkommen. Es gibt zwar auch andere Stimmen, aber Aussenstehende sollten mehr auf die hören, die ein zeitgemäßes Verständnis von Kirche und Partnerschaft haben.
2. Die Kirchenvertreter sind zu höflich, um ihren Wunsch, nicht mehr bevermündet zu werden, ganz offen auszusprechen.
3. Durch die Verselbständigung der Gossner-Kirche ist in den Gemeinden zum Teil ein Prozess wachsender Eigenverantwortung in Gang gekommen. Hilfe von aussen gefährdet diesen Prozess und sollte unter keinen Umständen angeboten werden. Wenn die Kirche Hilfe braucht, wird sie es selbst sagen und den Zweck selbst bestimmen. Beziehungen von aussen sollten in diesem Stadium auf keinen Fall an der Kirchenleitung vorbei direkt mit Gemeinden oder Projekten aufgenommen werden.
4. Die Kirchenleitung weiss nicht, wie das Wesen der Beziehungen zwischen Gossner Mission und Gossner-Kirche nun wirklich ist. Dadurch entstehen Verunsicherungen, Unklarheiten und neue Abhängigkeiten und scheinen zu verhindern, dass die Gossner-Kirche von sich diese Beziehungen aktiv gestaltet.
5. Die Gossner Mission muss sich fragen, ob es wirklich möglich ist, ein hundertjahre altes in bestimmter Weise geprägtes Verhältnis zu der Kirche in Indien zu transformieren, oder ob es nicht besser ist, sich sehr zurückzuhalten und anderen Kirchen zu helfen, in eine partnerschaftliche Beziehung zur Gossner-Kirche zu treten. Vor allem muss die Gossner-Kirche frei sein, sich neue Partner zu suchen.
6. Die Besucherfrage bedarf dringend einer Regelung. In letzter Zeit kamen zuviele Besucher, meine Person eingeschlossen. Die Gossner-Kirche muss entscheiden können, wann und wieviele Besucher kommen. Bei Freundschaftsreisen muss besprochen werden, wie gross der zeitliche Abstand sein muss, damit die Kirchenleitung und die Gemeinden nicht überfordert werden.

Mit Besuchern muss vorher gründlich erarbeitet werden, welche bewusste und unbewusste Rolle sie spielen und was sie durch ihr Auftreten in den Gemeinden auslösen. Ich könnte mir vorstellen, dass gezielte, verständnisvolle Fragen nach der Umwelt, nach der gesell-

schaftlichen und politischen Lage und Entwicklung von Indien und nach der Rolle der Kirche in diesem Wandlungsprozess von Stadt und Land, alter und junger Generation usw. allmählich das Bewusstsein in der Gossner-Kirche verstärken, dass man sich auch mit diesen Fragen auseinandersetzen muss.

7. Ich war bedrückt, als ich den Lehrplan und die Lehr- und Lernmethoden im theologischen College kurz kennengelernte. Ethik und Sozialethik sind bisher nicht gelehrt worden, neuerdings versucht Herr Hecker das Interesse an Sozialethik zu erwecken. Er und sein Nachfolger werden Partner brauchen, um sich darüber zu beraten, was relevant ist. Wenn immer wieder über die Passivität und mangelnde Initiative der Gossner-Pfarrer geklagt wird, so liegt der Ansatz zu einer Fehlentwicklung m. E. schon im Lebens- und Arbeitsstil der Studenten. Heckers haben, besonders da beide im College mitarbeiten, viele Erfahrungen und Einsichten, die sehr gründlich ausgewertet werden sollten. Solange die Kirche um theologische Lehrer und Besucher bittet, sollten diese ihre Rolle und Möglichkeiten genau durchdenken und nicht erst in der Situation improvisieren.
8. Bei den Pfarrern, die in Durgapur zur Ausbildung waren, ist die Erinnerung daran noch lebendig. Nur bei einem oder zweien ist allerdings eine kleine Arbeit daraus entstanden. Die Pfarrer führen ihre Überlastung ins Feld. Es könnte aber mehr daran liegen, dass sie nur mit theoretischen Einsichten aus Durgapur zurückkamen und nicht geübt haben, wie man in der Praxis vorgeht. Außerdem scheint die Kirche auch keine diesbezügliche Erwartung an sie heranzutragen. Es gibt zwischen den Absolventen der Durgapur-Kurse keine Arbeitsgemeinschaft, keine gemeinsame Planung, Aktion oder Erfahrungsaustausch. Wir sprachen darüber, dass dieses helfen könnte, um jetzt zu ersten Arbeitsschritten zu kommen. Ein Teilnehmer wird nun seine Kollegen dazu einladen. Wie auch an anderen Stellen, so wurde hier von einem Teilnehmer gefordert, erst eine UIM-Organisation zu schaffen, um dann arbeiten zu können. Ich habe von unseren Erfahrungen berichtet, dass man erst mit der Arbeit beginnen muss, ehe dann die organisatorische Form entwickelt wird.

Der Leiter des theologischen Colleges sprach von seinem Plan, nach dem Neubau für das College die alten Gebäude für UIM-Kurse zusammen mit dem Team aus Durgapur zu nutzen. Falls dieses nicht nur eine höfliche Geste mir gegenüber war, wäre zu fragen, welche Voraussetzungen nötig sind, um dann Theorie und Praxis zu verknüpfen. Gibt es in Ranchi dazu Voraussetzungen? Wer kümmert sich darum?

3. Süd-Korea

Auf der Weiterreise überflog ich Kambodscha und Süd-Vietnam und sah unter mir deutlich Da Nang liegen. Das war meine Einstimmung auf Süd-Korea, ein anderes "freies" und geteiltes Land. Die Geheimpolizei hatte schon vor meiner Ankunft meine Gastgeber zu meiner Person vernommen, und sie blieb bis zu meiner Abreise ein interessanter und allgegenwärtiger Begleiter.

Hauptanlass zu diesem Besuch war die Bitte eines ehemaligen Seminarteilnehmers, seine Arbeit in Taegu kennenzulernen. Herr Tjo ist katholischer Laie und bildete sich in der Betriebsseelsorge in Linz, in unserem 16. Seminar und in einem katholischen Seminar in der BRD für kirchliche Industrie- und Sozialarbeit aus. Vor seinem Europa-Aufenthalt war er Sekretär des Erzbischofs von Taegu und Präses der CAJ (katholische Arbeiterjugend), jetzt gehört er zu einem Team, welches für Erwachsene Arbeiterseelsorge und Arbeiterbildung in der Millionenstadt Taegu aufbaut. Im Mai 1975 wird er ein eigenes Zentrum beziehen, das er mit der finanziellen Hilfe österreichischer Katholiken baut. Die Beziehung von Gossner zu Herrn Tjo ist eben durch diese österreichischen Katholiken entstanden, die Herrn Symanowski und mich 1970 um eine Kurz-Schulung in UIM-Methoden bat. Ein teilnehmender Pater wurde kurz darauf Mitarbeiter in Taegu und vermittelte dann Herrn Tjo in unser Seminar.

Herr Tjo und Pater Josef nahmen meinen Besuch zum Anlass, ihre Arbeit voranzutreiben. Ihr Verhältnis zu den Gewerkschaften war zur Zeit meines Aufenthaltes sehr gespannt, weil die CAJ gerade den Rücktritt eines korrupten Gewerkschaftsführers öffentlich gefordert hatte. Wir machten dem "Landesbezirksvorsitzenden" und seinem Stellvertreter in der Gewerkschaftszentrale für die südliche Provinz um Taegu einen Besuch, und es ergab sich ein dreistündiges Gespräch.

In Süd-Korea wird der Tag der Arbeit am 10. März gefeiert, dem Jahrestag der Neugründung von Gewerkschaften nach dem Krieg. Aus diesem Anlass sprach ich vor 300 Teilnehmern zur Frage der "Humanisierung der Arbeit" im katholischen Zentrum (siehe Anlage). Erstmals war es Herrn Tjo und seinen Kollegen gelungen, durch diese Veranstaltung evangelische und katholische Pfarrer und UIM-Teams, Arbeiter und Arbeiterinnen, Universitätsprofessoren, Nonnen und Gewerkschaftsfunktionäre zusammenzubringen. Am nächsten Morgen machte ich im evangelischen UIM-Büro einen Besuch und bekam später auch noch einen kurzen Einblick in ein koreanisches SOS-Kinderdorf.

In Seoul brachte mich Pater Josef mit dem Institut für Labor und Management zusammen. Dort werden in Kursen von 1 bis 4 Wochen und in Abendkursen vorwiegend Gewerkschafter ausgebildet, weil die Gewerkschaften selbst keine Ausbildungsprogramme haben. Aus diesem Institut sind aber auch die Industriepfarrer hervorgegangen, deren Arbeit über Korea hinaus bekanntgeworden ist. Die Direktoren sind ein amerikanischer Jesuit (Theologe) und ein nichtchristlicher koreanischer Oekonom. Sie arbeiten locker mit der christlichen Akademie zusammen, die allerdings mehr für Eliten und einkommensstarke Bevölkerungsgruppen da ist, wie sie sagten. Da auch die Wirtschaft zu wenige Ausbildungseinrichtungen hat, kommen Personalleiter zur Ausbildung in das Institut, insbesondere um Arbeitsrecht und Techniken der Personalführung kennenzulernen. Die beiden Herren wünschen sich einen weiteren Kontakt mit uns, weil ihnen Gesprächspartner mit UIM-Ausbildungserfahrung fehlen.

Durch Gespräche mit einer Industriepfarrerin und der Leiterin eines Arbeiterinnenwohnheimes erhielt ich Einblicke in die Lage der Arbeiterschaft, insbesondere in die unerträglichen Arbeitsbedingungen für Mädchen und Frauen. Die Industriepfarrerin selbst war schon im Gefängnis, wie auch eine Reihe meiner anderen Gesprächspartner bzw. ihre Kollegen.

Die Szene in Südkorea war in den Tagen meines Aufenthalts bestimmt von dem Widerstand einer grossen Tageszeitung gegen das Regime Park und von den Gegenmassnahmen der Regierung; von dem andauernden Protest von 51 katholischen Priestern und 2 Bischöfen; von der Defacto-Anerkennung dieser Widerstandsgruppe durch die gerade tagende Bischofssynode; und von einer Grossdemonstration von katholischen Christen (und anderen?) nach einem Gebetsgottesdienst vor der Kathedrale. Ich hatte Gelegenheit, an einigen dieser politischen Ereignisse teilzunehmen und auch mit dem zweiten Führer der Priestergruppe zu sprechen.

Mein Aufenthalt in Korea stellt hauptsächlich politische Beobachtungen und Gedanken in den Vordergrund:

- a) die Zerstörung von Demokratie und Freiheit durch die USA unter dem Vorzeichen der Bewahrung von Demokratie und Freiheit;
- b) der Zusammenhang von Menschenrechten und Arbeiterbewegung;
- c) die Rolle kirchlicher Gruppen, insbesondere der CAJ, im Kampf für eine humane Gesellschaftsordnung;
- d) die Gemeinschaftsfähigkeit und Tragfähigkeit katholischer Gruppen.

Für unsere eigene Arbeit stelle ich mir die Frage, ob wir viel ausdrücklicher als Gruppe von Christen auftreten müssten, oder ob es in einem so christiani-sierten Land wie der Bundesrepublik nötig ist, gerade an dieser Stelle mit einem christlichen Zeugnis sehr zurückhaltend zu sein. Ferner frage ich mich, ob wir nicht nur in unserem Haus, sondern auch mit den Arbeitern, Gewerkschaftsfunktionären und anderen Arbeitspartnern in unseren Projekten eine viel engere Lebensgemeinschaft bilden müssten, um für alle eine tragfähige Basis zu bekommen, Ängste und Konflikte durchzustehen. Dieses würde unsere Arbeit noch mehr intensivieren und uns zeitlich und menschlich noch mehr auslasten. Eine Entwicklung (wie früher in Mainz-Kastel) in diese Richtung würde also Rückwirkungen auf die Zahl unserer Aktivitäten haben müssen.

4. Japan

1. Teilnahme an der UIM-Weltberatergruppe in Tokyo

Das UIM-Desk in der Kommission für Weltmission und Evangelisation (CWME) im Oekumenischen Rat der Kirchen besteht jetzt 10 Jahre. Bei seinem Beginn war festgestellt worden, dass es sich nicht um ein unbegrenzt laufendes Programm handeln sollte, allerdings wurde keine zeitliche Begrenzung ausgesprochen. So hielt der Stab von CWME und von dem UIM-Desk es für richtig, diese alle zwei Jahre stattfindende Zusammenkunft der Weltberatergruppe für eine Beurteilung der Arbeit zu benutzen, und zu überlegen, ob das Desk aufgelöst werden könne, weil seine Aufgaben erfüllt seien, oder mit welcher Aufgabenstellung es weiterarbeiten müsse. Darüberhinaus gab es Routinearbeiten zu erledigen, wie z. B. Informationsaustausch und die Regelung finanzieller Fragen.

Jede regionale Gruppe (kontinental oder subkontinental) entsendet normalerweise einige gewählte Vertreter und die hauptamtlichen Sekretäre bzw. Vorsitzende der regionalen Gruppen. Für West-Europa war ich das gewählte Mitglied der Weltberatergruppe, während der ausscheidende und der neue Vorsitzende der Europäischen Arbeitsgemeinschaft ex officio dazukamen. Ferner war ein Waldenser Pfarrer aus Mailand eingeladen worden, weil er ein für die europäische Arbeit ungewöhnliches Projekt vertritt. Ost-Europa war durch Pfr. Bruno Schottstädt, DDR, (Gessner Mission und Oekumenisch-Missionarisches Amt des Evangelischen Kirchenbundes in der DDR) und durch einen ungarischen reformierten Pfarrer vertreten. Die Genfer Mitarbeiter hatten darüberhinaus besonders

die Gruppe der Nord- und Süd-Amerikaner und der Asiaten erweitert. Hinzu kamen mehrere Vertreter des gastgebenden Landes und vier Theologen (darunter Professor Moltmann) als theologische Berater. Die Sitzung lief mit ihren 72 Teilnehmern somit unter dem Konzept einer "erweiterten Beratergruppe". Zusätzlich ergaben sich für die eigentliche engere Beratergruppe - zu der ich gehöre - noch drei Geschäftssitzungen.

Aus Gründen, die ich nicht ganz überschau, war die Vorbereitung seitens des UIM-Desk in Genf zu kurz und damit technisch und inhaltlich ungenügend. Außerdem erwies sich die Zahl der Teilnehmer als zu gross, um eine gründliche Arbeit leisten zu können. Die grossen geografischen, sachlichen und persönlichen Unterschiede kamen ohnehin wie bei jedem vorausgegangenen Treffen auf Weltebene erschwerend hinzu. Viel Zeit wurde darauf verwendet, schriftliche und mündliche Arbeitsberichte zu geben. Es erwies sich aber trotzdem als eine kaum zu lösende Aufgabe, die Informationen so zu vermitteln, dass bei den anderen Repräsentanten jeweils ein wirkliches Verstehen für die eigene Situation und Arbeit entstand. Im Vorteil war, wer selbst viel gereist ist und bei anderen mitgearbeitet hat. Besondere Verständigungsschwierigkeiten haben wohl immer die Lateinamerikaner, die relativ isoliert sind und es deshalb so schwer haben, sich in andere hineinzuversetzen. Außerdem beherrschte nur einer von ihnen englisch, während alle anderen auf eine permanente Übersetzung angewiesen waren. Ich selber hatte es leicht, mit vielen Teilnehmern in Kontakt zu kommen, weil ich ca. 1/3 von ihnen schon selber kannte und für viele die Arbeit von Mainz-Kastel und Horst Symanowski ein Begriff ist und ich deshalb "eingeordnet" werden konnte. Die eigentliche Arbeit wurde in drei Arbeitsgruppen vorangetrieben.

1. The People

Schon hier wird bei einem Übersetzungsversuch das Problem deutlich, das ich oben ansprach. Das Volk, die Leute, die Bevölkerung, die Betroffenen - kein Ausdruck trifft ganz, was ein Philippino oder ein Puerto Ricaner meint, wenn er von "people" und "peoples movement" spricht. Er denkt dann an 20.000 Slumbewohner, die zusammen mit ihm gegen den Abriss ihrer Hütten demonstrieren, oder an 5.000 unterernährte Kinder, deren Speisungsprogramm von einem städtischen Beamten einfach gestrichen werden soll. Im Vergleich zur Arbeit in Europa gewann ich den Eindruck, dass Massen in Bewegung geraten sind und in Bewegung gebracht werden, und zwar, weil Grundbedürfnisse nach Nahrung, Kleidung, Wohnung, sozialer Anerkennung und rechtlicher Gleichstellung nicht befriedigt sind. Anhand von Plakaten und Bildern war zu sehen, wie aufregend und eindrücklich dieser Aufstand zur Selbsthilfe ist, mit wieviel phantasievollen Mitteln gearbeitet wird, damit auch die Analphabeten und Menschen mit geringster Schulbildung erfasst werden und teilnehmen können.

Mit unserer Arbeit vergleichbar ist die Bedeutung, dass nicht Almosen gegeben werden dürfen, dass nicht betreut, stellvertretend gehandelt werden darf. Die Leute - people - selbst müssen Träger der Aktionen werden, das Ziel ist rechtliche Absicherung und Überwindung der Willkür von Besitzenden und Regierenden, gleichberechtigte Teilhabe und Mitsprache.

Gravierende Unterschiede sehe ich a) in der Rolle der Gemeinwesenarbeiter und Organisatoren im Vergleich zu unserem Verständnis von unserer Rolle z. B. bei der Schichtarbeitschulung und auf dem Lerchenberg. In Latein-Amerika und Asien ergreifen die Team-Mitglieder sehr stark die Initiative und reißen die Bevölkerung mit. Sie fällen aber keine Entscheidungen ohne die Bevölkerung. Wir versuchen keinen Schritt zu tun, der nicht von den Betroffenen selbst kommt.

Meine Frage ist, ob wir die Hauser-Methode noch viel mehr modifizieren müssen (was ja schon unter uns im Gespräch ist), b) in dem Leidensdruck der Menschen hier und dort, und damit in dem Bewusstsein und der Bereitschaft, an gesellschaftlichen Zuständen etwas zu ändern. Es könnte sein, dass die Massenentlassungen, die Streichungen von freiwilligen Sozialleistungen, Kurzarbeit und ähnliche Auswirkungen der Wirtschaftskrise jetzt hier auch die Lage ändern und so etwas wie "people" entstehen lassen.

2. Die zweite Gruppe Kirche sollte sich mit den Fragen von "evangelism" befassen. Auch hier tauchten wieder die schon erwähnten Probleme der unterschiedlichen Interpretationen und Assoziationen auf. Evangelism ist eben nicht nur, aber auch, Evangelisation. Diese Gruppe erarbeitete m. W. keine neuen Einsichten oder praktischen Ansätze. Sie fasste aber die verschiedenen Möglichkeiten von UIM zusammen, in unterschiedlichen soziologischen und ekklesiologischen Gegebenheiten zu arbeiten. "Die neuen Formen einer christlichen Hingabe, zu der sich UIM bekennt, sind nicht uniform. Das Gemeinsame von UIM ist der Wunsch, den Armen zu helfen, an den Entscheidungen teilzunehmen, die ihr Leben betreffen. Arme, das sind Einkommensschwache, oder untere Bevölkerungsklassen, alte Menschen, Gefangene und Strafentlassene, ausländische Arbeitnehmer oder Jugendliche... UIM befindet sich in einer dialektischen Beziehung innerhalb der Kirche. Es gibt Zeiten, in denen sie sich voll hineinstellt in die geschichtliche Kontinuität der Hauptströme (Main streams) des Christentums. Es gibt aber auch die anderen Zeiten, wenn UIM ganz deutlich auf ihr spezifisches, d. h. von der offiziellen Kirche abweichendes missionarisches Verständnis des Evangeliums hinweist... Es gibt Zeiten, wo UIM darauf hinweisen möchte, dass sich andere christliche Gruppen und Kirchen anscheinend nicht voll an Gottes Auftrag halten, die Machtlosen in der Geschichte zu beteiligen." Diese Arbeitsgruppe hat auch die Tatsache zu verarbeiten gesucht, dass gerade in den letzten Jahren viele UIM-Projekte und Mitarbeiter offen oder verborgen verfolgt worden sind und damit in die Nähe dessen gekommen sind, was Jesus seinen Nachfolgern als Teilhabe an seiner Verfolgung vorausgesagt hat.
3. Die dritte Gruppe Welt hatte die Aufgabe, sich mit der Rolle der Kirche angesichts der Weltprobleme Hunger, Energiekrise und Gesundheit zu beschäftigen, und Aussagen zu versuchen zum Verhältnis der Kirche zu Technokraten und Experten.

Der erste Teil dieses Auftrags wurde kaum aufgegriffen. Die Gruppe versuchte vielmehr, die Fragen aus der Praxis von UIM durchzuarbeiten, die nur auf Weltebene beraten werden können. Zur Sprache kam die gemeinsame Analyse der Probleme, wie sie von multinationalen Unternehmen verursacht werden, und die Frage nach Mitteln und Strategien, diese Probleme an ihren Wurzeln zu bekämpfen. Mit wem muss die Kirche in dieser Angelegenheit zusammenarbeiten, fällt ihr ein spezifischer Beitrag zu?

Der zweite Themenkreis betraf die Landarbeiter (Organising workers in rural areas). Als besonders problematisch wurde hervorgehoben, dass die verschiedenen Formen kirchlicher Hilfe (Entwicklungshilfe, Netprogramme) und die angewandten Technologien so wenig darauf abzielen, die betroffenen Menschen aktiv an der Bekämpfung ihrer Unterdrückung zu beteiligen. So entstehen aus kirchlicher Hilfe oft neue oder fortdauernde Abhängigkeiten.

An den ökumenischen Rat wurde die Bitte gerichtet, allen Programmen Priorität einzuräumen, die den Abbau von Ungerechtigkeit, und die Entwicklung von gerechten sozialen und politischen Strukturen fördern. Eine enge Zusammenarbeit zwischen dem im vorletzten Jahr gegründeten Desk für Rural und Agricultural Mission (RAM) und dem UIM-Desk wurde angeregt.

Als Grundprinzipien der Arbeit wurden drei Leitsätze aus der bishörigen Praxis bestätigt: Das wichtigste Anliegen von UIM ist

- a) Menschen zu motivieren, sich im frühest möglichen Stadium an den verschiedenen Planungsvorgängen in unserer Gesellschaft zu beteiligen;

- b) Menschen zu ermutigen, sich in Gruppen zu organisieren, so dass sie ihren Forderungen den nötigen Nachdruck verleihen können;
- c) Menschen darin zu unterstützen, dass sie ihre Hoffnungen selbst verwirklichen können durch gemeinsame Anstrengungen.

Die theologische Arbeit bestätigte die Erfahrung von vielen von uns, dass keine "Theologie der UIM" entwickelt werden kann, wie z. B. eine "Theologie der Hoffnung" oder ähnliches. Theologisch Wichtiges und Hilfreiches wird gesagt und kann auch anderen weitergegeben werden, wenn man konkret aus der Arbeit erzählt. "Story telling theology" wurde während der Tagung zum vielgebrauchten Stichwort und erinnert an die Art, wie ja auch die Synoptiker in den ersten drei Evangelien ihre Tradition weitergegeben haben.

Am Rande sei noch erwähnt, dass bedauerlicherweise der Sitzungsstil keine Zeit liess für eine wirkliche Begegnung mit den Japanern und ihrer Arbeit. Es gab einen Empfang vom Nationalen Christenrat und einen Nachmittag für Besichtigungen. Ich nahm die Gelegenheit zu einem Besuch bei einer der grossen Gewerkschaften wahr, müsste aber jetzt erst anfangen, darüber Bücher zu lesen und mich damit weiter gründlich zu beschäftigen, weil die Sprachschwierigkeiten die Verständigung sehr erschwerten und natürlich die Zeit zu kurz war, um einen wirklichen Einblick zu bekommen. Deshalb hier nur eine Impression: Die meisten Arbeitnehmer scheinen sich noch freiwillig oder unter Druck den patriarchalischen Verhältnissen in der Wirtschaft zu beugen. Andererseits scheint es sehr harte Gewerkschaftskämpfe zu geben. So ist es üblich, die Frühjahrsmonate alljährlich zu einem Generalstreik zu nutzen. Dieser stand zur Zeit meines Besuches gerade wieder bevor.

Es tat mir besonders leid, nicht eine U und I-Arbeit in Tokyo-Bay kennenzulernen, die dort einige Bedeutung gewonnen haben muss. Seit Jahren erhalten wir in Mainz schriftliche Informationen von dort, und ich sprach auch kurz mit dem Leiter eines Teams von 16 Mitarbeitern. Es wäre für uns sehr aufschlussreich gewesen, wenn ich an Ort und Stelle engere Kontakte bekommen hätte. Es handelt sich um eine Arbeit in einem alten und neuen Ballungsgebiet. In der Tokyo-Bucht ist in den letzten Jahren Land gewonnen worden, das nun von der Petro-Chemie und anderer Schwerindustrie genutzt wird. Als Folge ist ein massives Ballungsgebiet entstanden, in dem Millionen Menschen (5 Millionen?) leben, ohne dass es zu einer urbanen Lebensqualität gekommen sei. Ein grosser Teil der Häuser ist firmeneigen. Die alteingesessene Bevölkerung ist durch die neue Bebauung - Industrie und Wohnbau - von der See abgeschnitten worden, die neue Bevölkerung durch den alten Bebauungsgürtel von dem Hinterland.

Die Ausbeutung der Natur und der Menschen durch die Industrialisierung ist mir noch nie so schrecklich aufgefallen wie in Japan. Mir kommt immer wieder der Begriff des Ausraubens und Beraubens sowohl von Menschen als auch von Landschaften in den Sinn, wenn ich daran denke. Abschliessend sei erwähnt, dass ich ein Zeitungsinterview über unsere Mainzer Arbeit gegeben habe, und mit dem Direktor von CWME, Emilio Castro, zusammen auch ein Fernsehinterview über die Möglichkeiten, in UIM international zusammenzuarbeiten. Dieses Thema liegt mir ja besonders am Herzen, weil ich glaube, dass die Fähigkeit dazu bei vielen unterentwickelt ist. Meine Kritik am Treffen in Tokyo richtet sich auch vorwiegend auf die Tatsache, dass vieles besprochen wurde, was auf eine nationale oder kontinentale Besprechung gehört, während die Chance kaum genutzt wurde, schöpferisch mit dem Teilnehmer-Potential von allen Erdteilen umzugehen.

Yokohama

Anschliessend an die Sitzung verbrachte ich noch vier Tage in Japan mit dem Ziel, hauptsächlich mit unserem ehemaligen Seminarteilnehmer Michihiro Hosokawa (Seminar 12) zusammen zu sein. Ich traf aber auch Professor Takahashi, der in Mainz-Kastel drei Jahre gewohnt hatte. Er ist ein

führender Theologe mit vielen Veröffentlichungen. Sein Schüler und designierter Nachfolger lebt zur Zeit durch seine Vermittlung in unserem Haus. Ferner war ich mit Professor Aikawa, dem Präsidenten des Nationalen Christenrats, mit dem Horst Symanowski in USA zusammengearbeitet hat, einen Abend zusammen. Herr Hosokawa ist Theologe für Neues Testament und hat eine Assistenz-Professur an der Baptistischen Universität in Yokohama. Die Theologische Fakultät wurde dort wegen unerträglicher Spannungen zwischen dem konservativen und progressiven Flügel vor einigen Jahren geschlossen. Zusammen mit zwei anderen Theologie-Professoren liest Herr Hosokawa jetzt noch in den anderen Fakultäten eine Einführung in das NT und in Sozialethik. Sein Haupteinsatz liegt in der Gewerkschaftsarbeit. Er ist Sekretär der Gewerkschaft der Universitätsangestellten.

Während dieser Abschlussstage in Japan traf ich mit drei Theologie-Professoren und mit zwei baptistischen Gemeindepfarrern zusammen, ich besuchte eine baptistische Oberschule und einen Gottesdienst. Herr Hosokawa zeigte mit Yokohama und viele alte Shinto- und Buddha-Tempel. An einem Tag führten wir ins Land hinaus nach Nicco, einem der grossen Nationalheiligtümer Japans.

Zwei Bereiche möchte ich zusammenfassend für die zwei Wochen in Japan ansprechen:

1. Trotz aller Vorinformationen war ich nicht darauf gefasst, die Probleme der Hochindustrialisation so massiv zu erleben. Auf mich wirkte der Grossraum Tokyo-Yokohama vollständig verplant und vergewaltigt. Die Natur und der Mensch sind der Technik ganz unterworfen, der Grad von Hetze, Lärm, Pollution, Einengung schien mir grösser als alles, was ich bisher erlebt habe. Die Menschen sind diszipliniert, aber nicht um das Leben schöner und leichter zu machen, sondern um mehr zu leisten und um in dieser Verzerrung des Lebensraumes überleben zu können.
2. Bei den Theologie-Professoren fiel mir die starke Betonung der westlichen Theologie auf. Sie verbringen zum Teil viele Jahre in USA oder Europa - sehr gern auch bei dem Mainzer Professor Dr. Hahn - um zu studieren und zu promovieren. Ich frage mich, was das für das Christentum in Japan austrägt. Weder die Professoren noch die Gemeindepfarrer (zugegeben, es waren nicht viele, die ich kennenlernte) schienen am täglichen Leben und an ihrer Umwelt interessiert. Das Interesse konzentriert sich auf akademische Theologie und pietistisches Gemeindeleben und darauf, mit Nebenbeschäftigungen mehr Geld zu verdienen. Letzteres ist nötig, weil die Einkommensverhältnisse der Pfarrer wohl sehr schwierig sind.

Auf meine ständigen Fragen, ob die Gemeinde in Japan eine missionarische Gemeinde sei, bekam ich nur zögernde negative Antworten. So entstand bei mir der Eindruck, dass Mission eine Angelegenheit der Ausländer ist.

Japan ist ein Land mit einem verschwindend kleinen Prozentsatz von Christen (um 1 %). So frage ich mich, ob es an der ständigen Konfrontation mit anderen, zahlenmäßig stärkeren Religionen liegt - und nicht anders sein kann - dass sich die christliche Frömmigkeit weltabgewandt entwickelt. Wie ich aber den Shintoismus und Buddhismus verstehe, wäre gerade die Entwicklung einer Ethik für die Bewältigung ganz bedrängender Lebensfragen eine einzigartige Chance, einen christlichen Dienst als Minderheit zu leisten, der trotzdem eine sehr grosse Wirkung haben könnte.

5. Hongkong

Die letzten 4 Reisetage verbrachte ich in Hongkong. Ich war fasziniert von dieser Stadt, in der man als Tourist sicherlich eine sehr schöne Zeit verbringen könnte. Ich wurde von UIM-Kollegen eingeführt

- a) in ein settlement programm für chinesische Familien, die bisher als Flüchtling oder/und Einkommensschwache in Slums gewohnt hatten
- b) in die Arbeit des Hongkong Christian Industrial Comittee,
- c) in die Arbeit der Holy Carpenter School.

Relativ viel Zeit konnte ich mit einer deutschen Missionarin verbringen, die seit 9 Jahren in Hongkong arbeitet (zusammen mit der Vereinigten Evangelischen Mission und mit Salzuflen). Sie fuhr mit mir um die ganze Insel und durch viele Stadtteile und vermittelte mir eine Fülle von Informationen und Zusammenhängen.

Zu a)

Hongkong ist eine Millionenstadt ohne Hinterland. Die Konzentration von Menschen und Bauten ist unbeschreiblich. Sie wirkt aber trotzdem durch das viele Wasser und die grossen unbebaubaren Berggebiete erträglich - ist sie es aber auch für die Bewohner? Die Stadt dehnt sich auch auf das Festlandsgebiet Kowloon aus. Dieser Stadtteil ist durch Vertrag zwischen der britischen Krone und der chinesischen Regierung um das "neue Land" erweitert worden, aber diese Gebiete fallen Ende dieses Jahrhunderts wieder an China zurück. So nutzen Land- und Hausbesitzer und Unternehmer alle Möglichkeiten aus, aus diesem Stück Land bis dahin soviel Profit wie nur möglich zu ziehen.

Bei der schon sprichwörtlich gewordenen Wohnungsnot von Hongkong kommen also 2 Probleme zusammen - die Übervölkerung durch natürliche Vermehrung und beständigen Zustrom von Flüchtlingen, und diese besonderen politischen Umstände, die zur Profitmaximierung zusätzlich reizen. Die meisten settlement Programme bieten den Menschen nicht viel mehr als ein festes Dach über dem Kopf. In grossen Häuserblocks wohnen 6 bis 10 Personen im Durchschnitt in einer Wohneinheit von 9 qm. Für 600 Menschen pro Etage gibt es im Treppenflur 2 Wasserhähne und je 1 Latrine für Männer und Frauen. Seit neuestem ist es die Tendenz der Stadtverwaltung, Menschen in den Slumhütten aus Blech und Pappe weiter wohnen zu lassen, aber diese in unwegsames Felsgebiet abzudrängen, damit sie von der besser wohnenden Bevölkerung und besonders von den Touristen nicht gesehen werden.

Es gibt nun verschiedene Aktivitäten kirchlicher und anderer Art, eine Gemeinwesenarbeit zu entwickeln und Bewohnerräte zu bilden, um ein Minimum an Anhörung, Beeinflussung und Entscheidungen und Versorgung zu erreichen.

Zu b)

Das Industriekomitee wurde 1968 vom Nationalen Christenrat nach einer Reihe von Streiks und Unruhen in der Arbeiterschaft, die zum Teil als Auswirkungen der Kulturrevolution in China bezeichnet werden, ins Leben gerufen. Die Arbeit konzentriert sich jetzt sehr auf Arbeiterbildung und eine kritische Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften. Der Sekretär sagte: "Die Arbeiter haben nicht in allem Recht, was sie tun und fordern, aber in ihrem Kampf für Gerechtigkeit sind sie allein gelassen, darum müssen wir uns an ihre Seite stellen." Innerhalb des Komitees, zu dem die verschiedenen Kirchen und Denominationen gehören, gibt es einen Konflikt mit den Katholiken, die sich weigern, mit linksgerichteten Gewerkschaften zusammenzuarbeiten; das Komitee ist gegenüber der Gemeinwesenarbeit kritisch, so dass sich die unter a) geschilderte Arbeit verselbständigt hat und es nicht eine gemeinsame Urban Industrial Mission gibt.

Besonders interessant fand ich die Machtanalyse (power analysis), an der gearbeitet wird. Von den grössten Dienstleistungs-Betrieben Hongkongs fertigt das Komitee einen Überblick an, wie die Kapitalverflechtung und die Personalverflechtung in den Aufsichtsräten aussieht. Auf der grafischen Darstellung erscheint ein unentwirrbares Netz, das alle mit allen verbindet. Das Komitee sieht bisher allerdings noch keine Möglichkeiten, daraus praktische Folgerungen zu ziehen, abgesehen von einem Lern- und Aufklärungseffekt für die Arbeitnehmer und Gewerkschaften.

Zu c)

In dieser kirchlichen Schule werden Jungen aus der Unterschicht handwerklich ausgebildet. Mir fiel auf, wie oft betont wurde, dass man damit den Bedürfnissen der Industrie zuarbeiten wolle. Lernziel ist "Fleiss, Ordnung und eine saubere Einstellung". Das grosse Schulgebäude, das jetzt noch um ein weiteres achtstöckiges Gebäude vergrössert wird, wird von deutschen kirchlichen Geldern gebaut.

Ich frage mich, ob man bei der Vergabestelle in Deutschland keine Ahnung davon hat, wie sehr in dieser Schule das typische kolonialistische Bildungsprinzip angewandt wird, nämlich nur zu vermitteln, was von den Kolonialmächten gerade gebraucht wird.

Auch an anderen Stellen trat für mich der Kolonialismus in einem unerwartet starkem Maß ungebrochen zutage. Die Chinesen sind politisch, wirtschaftlich, kulturell und sozial benachteiligt. Für mich war es aber überraschend, wie wenig die Briten das verbergen, dieses war für mich die erste unmittelbare Konfrontation mit einem noch offen bestehenden Kolonialismus.

Es ist bei uns bekannt, dass sich Firmen aus der BRD an der Ausnutzung des Flüchtlingselends und des Überangebots an Arbeitskräften in Hongkong beteiligen. Allerdings wandert die deutsche Industrie jetzt schon wieder ab, weil sich allmählich einige Schutzbestimmungen für die Arbeitnehmer durchsetzen. Die jetzt von den deutschen Investoren bevorzugten Länder sind die Philippinen und Süd-Korea.

Abschliessend verweise ich auf die sehr instruktive Ansprache des Vorsitzenden des Hongkong Christian Industrial Committee, Dr. L. K. Ding, unter dem Titel "For whom Hongkong?" (Für wen ist Hongkong da?), die in der Anlage beigefügt ist.

Anhang:

Dr. Klaus Lefringhausen: Zur wirtschaftlichen Situation Calcuttas

Christa Springe : Ansprache zum Tag der Arbeit in Süd-Korea
"Humanisierung der Arbeit"

Dr. L. K. Ding : For whom Hongkong?

Zur wirtschaftlichen Situation Kalkuttas

1. Vorbemerkung

Kalkutta ist mit 8,3 Mill. Einwohnern die viertgrösste Stadt der Welt. Sie gilt gleichzeitig als "die traurigste Stadt der Welt", weil die Entwicklungsprobleme ein quantitatives und qualitatives Ausmass wie sonst nirgendwo erreicht haben. Das hat dazu geführt, dass die internationale Presse oft und gerne Kalkutta zu einem Symbol für die Sinnlosigkeit von Entwicklungshilfe schlechthin gemacht hat.

Entwicklungspolitische Öffentlichkeitsarbeit wird deshalb nicht umhin können, die Herausforderung tendenziöser Berichterstattungen über Kalkutta anzunehmen. Sie muss verhindern, dass Kalkutta zu einem willkommenen Anlass gepflegter Resignation und zu argumentativer Rechtfertigung eines tödenden Zynismus wird. Dass Kalkutta das Image der Entwicklungspolitik wesentlich prägt, ist nicht dadurch zu verhindern, dass man auf Entwicklungspolitische Erfolge anderswo verweist. Die Öffentlichkeitsarbeit muss sich dem konkreten Beispiel Kalkutta stellen.

Es gibt in Kalkutta sehr viele Kenner der Situation, die die in den Presseberichten enthaltene Kritik teilen, dass die öffentliche Verwaltung weitgehend ineffizient arbeitet und der Ballungsprozess in Kalkutta erst sehr spät aufgehalten wurde. Sie weisen jedoch darauf hin, dass "durchreisende" Journalisten ein sehr statisches Bild von Kalkutta zeichnen. Erst durch Vergleiche zwischen dem Kalkutta von heute und dem von 1970 lässt sich ein Trend ermitteln, der die Wirklichkeit realistischer wiedergibt als das dramatisierende Aneinanderreihen überdies einseitig ausgewählter Fakten. Berichte, die z.B. die Organisation von Selbsthilfebewegungen und den trotz allem noch nicht erstorbenen Selbstbehauptungswillen der Bevölkerung als für die Zukunft der Stadt irrelevant unterschlagen, können nicht mehr als Halbwahrheiten vermitteln.

2. Zur Wirtschaftsgeschichte Kalkuttas

Westbengalen hat nacheinander die Kolonisation durch Armenier, Portugiesen, Dänen, Franzosen und Engländer erlebt.

Die Engländer bauten Kalkutta als Umschlagplatz für den Überseehandel aus, wobei sie den Ganges als Transportweg in das Landesinnere und den Seehafen als Tor zur Welt letztlich auch für die Länder Orissa, Bihar, Westbengalen und Assam benutzten. Die dadurch eingeleitete Orientierung des Umlandes von heute etwa 150 Mill. Menschen auf ein einziges urbanes Zentrum hat zu einer Strukturschwäche sowohl des Landes als auch der Stadt Kalkutta geführt. Die Umstellung der Landwirtschaft auf Juteexporte für die Engländer führte zur Verarmung des Landes. Viele verloren ihren Besitz und kamen als Landlose in die Stadt. Die Stadt war mit den hohen Kosten des Ballungsprozesses so ausgelastet, dass sie ihrerseits kaum Industriekapazität aufbauen konnte, die der Modernisierung der Landwirtschaft zugute gekommen wäre. Die vorhandene Industrie war weitgehend ebenfalls exportorientiert.

Die während der Kolonialzeit geschaffene Monokultur macht Westbengalen weitgehend abhängig von den Exporterlösen für Juteproduktion und -verarbeitung. Nachdem Juteerzeugnisse jedoch weitgehend durch synthetische Rohstoffe ersetzt werden, leidet das Land und insbesondere Kalkutta unter den Exportrückgängen. Es wird gehofft, dass die Ölverteuerung zu einer Neubesinnung auf Naturrohstoffe führt, weil Öl Ausgangsbasis für Synthetika darstellt.

3. Entwicklungspläne für Kalkutta

Die Planung geht von der Einsicht aus, dass Kalkutta auf dem Lande saniert werden muss. Durch Entwicklung des Landes wird der Zustrom in die Stadt gebremst. Das Land kann aber nur entwickelt werden, wenn die Stadt einen grösseren Teil ihrer exportorientierten Fertigungskapazität umstellt, um die Ausrüstung für die Modernisierung der Landwirtschaft herzustellen. Das Land besitzt aber noch nicht die notwendige Kaufkraft, um diese Fertigung abzunehmen. Solange das Land nicht in der Lage ist, durch höhere Ernteerträge die Stadt mit zu versorgen, ist Kalkutta noch auf Importe angewiesen und muss durch Exporte die notwendigen Devisen dafür verdienen. Die entwicklungspolitisch sinnvolle Zuordnung von Stadt und Land gelingt erst dann, wenn der Ausbruch aus einem dieser Teufelskreise dadurch gelungen ist, dass durch Hilfe die noch fehlende Kaufkraft ersetzt wird. Hilfe wird also nicht in ein Fass ohne Boden geleitet, sondern soll einen Prozess der Umorientierung einleiten, durch den Stadt und Land sich gegenseitig Entwicklungsimpulse leisten.

Zur Entwicklungsplanung gehört ferner, dass Westbengalen mit einem Netz von urbanen Zentren überzogen wird, die die Sogwirkung des Grossraumes Kalkutta brechen sollen. In diesen Zentren sollen Entwicklungsbanken errichtet werden, die das umliegende Land mit Kleinkrediten versorgen, um Bewässerungsanlagen, Kunstdünger, Saatgut und anderes zu finanzieren. Die Großbanken in Kalkutta sind auf solche Aufgaben nicht vorbereitet, so dass die Kleinbauern private Kreditgeber, die einen Zinssatz von bis zu 50 % fordern, in Anspruch nehmen müssen.

Die Entwicklungspläne sind wesentlich durch den niederländischen Nationalökonom Jan Tinbergen beeinflusst worden.

Doch erst nach dem Aufstand der Naxaliten sind Maßnahmen 1972 eingeleitet worden, diese Pläne auch zu verwirklichen. Die Hilfeprogramme tragen unverkennbar das Merkmal einer sozialen Defensive. Die Regierung weiss, dass die 3000 bustees mit 2,5 Mill. Bewohnern in Kalkutta politischer Unruheherd bleiben werden. Es wird befürchtet, dass eine stärkere Aktivierung der Slumbewohner für Selbsthilfemaßnahmen auch Selbsthilfe im politischen Sinne werden könnte. Deshalb wird mehr für als mit den Bewohnern der Slums getan. Diese Behutsamkeit ist verständlich, doch werden dadurch auch wesentliche, wenn nicht gar die eigentliche Chance einer Sanierung Kalkuttas gefährdet. Wenn z.B. Speisungsprogramme nicht nach der Intention food for work verwirklicht werden, wenn die Kinder, die verpflegt werden, nicht die Auflage bekommen, eine Strasse zu reinigen oder auf andere Weise etwas im eigenen und öffentlichen Interesse zu tun, dann steigern solche Programme die Erwartungshaltung gegenüber öffentlichen Institutionen und mindern dadurch keineswegs die politischen Gefahren. Es ist zu hoffen, dass die von der Soziologin Sen begonnene Motivierung der Massen und die von Cysec intendierten self-employment-Programme von ihrem entwicklungs-pädagogischen Ansatz her ein solches Echo finden, dass das gesamte Hilfe-programm davon geprägt wird. Eine fürsorgerische Konzeption allein könnte die Probleme nicht lösen, allenfalls verschärfen.

Die Entwicklungspläne müssten durch einen industriellen Investitionsplan ergänzt werden, um den Umstellungsprozess der Wirtschaft zu beschleunigen und Neuinvestitionen erst dann zu tätigen, wenn feststeht, dass keine Kapazitäten mehr brachliegen. Insofern ist die Gesamtplanung noch nicht abgeschlossen.

4. Die bustees

Einige der Grossgrundbesitzer haben ihr Land an solche verpachtet, die auf ihm Hütten oder Häuser errichtet haben. Diese Häuser werden sehr eng nebeneinander gebaut, um das Land möglichst rentabel zu nutzen. Da die Landbesitzer notfalls auch ihr Land veräußern möchten, gestatten sie oft nicht, es aufwendiger zu bebauen. Da der Hoogly verschlammt und sein Flussbett sich deshalb hebt, ist die Entwässerung der bustees nur mit

erheblichen Kosten möglich. Die Kommunalverwaltung schafft nun selbst Be- und Abwässereinrichtungen, um die Land- bzw. Hausbesitzer daran zu hindern, solche Anlagen zum Vorwand zu nehmen, die Mieten drastisch zu erhöhen.

Das Pro-Kopf-Einkommen der bustee-Bewohner beträgt etwa 10-12,-- DM p. Monat. Der Anteil der Beschäftigten in den bustees macht etwa 40 -60 % der erwerbsfähigen Bevölkerung aus.

Von den Einwohnern der bustees sind etwa 30 % als Gastarbeiter aus den umliegenden Landgebieten anzusehen. Die Beschäftigten finden etwa zur Hälfte in Grossbetrieben, die in den bustees oder in ihrer unmittelbaren Nähe liegen, Arbeit. Etwa 30 % sind in Kleinbetrieben in den bustees beschäftigt und etwa 20 % finden im Dienstleistungsbereich in Kalkutta Arbeit.

Mit Entwicklungsgeldern sind Schulungsstätten für das Kunsthandwerk in den bustees errichtet worden. Ausserdem werden mit Unterstützung von Industrie und Banken junge Inder aus dem Mittelstand handwerklich geschult und dann durch Personalkredite in die Lage versetzt, sich selbstständig zu machen. Beide Massnahmen sind erst jung. In den nächsten Jahren wird es notwendig sein, Absatzmärkte zu erschliessen, um die aufgebauten Arbeitsplätze abzusichern.

5. Konsequenzen für Europa

Die Besuchergruppe verständigte sich darauf, folgende Aktionen in Europa einzuleiten oder zu unterstützen:

1. Die Öffentlichkeitsarbeit darf nicht dem Zynismus nichtengagierter Journalisten überlassen bleiben.
2. Die Zoll- und Handelspolitik der EG tangiert ganz erheblich auch die Zukunftschancen von Kalkutta. Deshalb soll die kirchliche und politische Öffentlichkeit stets und vor allem auf die Mitverantwortung im Handelsbereich hingewiesen werden.
3. Die Gruppen in Europa werden alle Chancen einer Exportförderung von Produkten aus Entwicklungsprojekten in Kalkutta nutzen.
4. Es wäre sinnvoll, Herrn Jujoy Srimal nach Europa einzuladen, um ihm Markttransparenz des europäischen Marktes zu vermitteln, ihm Kontakte zur Möbelindustrie zu verschaffen, um die Frage zu prüfen, zu welchen Bedingungen Zulieferteile für die Möbelindustrie in Kalkutta hergestellt werden können, und um ihn in Verbindung mit Gruppen der Aktion III. Welthandel und anderen zu bringen. Eine solche Reise müsste sorgfältig vorbereitet werden und sollte in Zusammenhang mit einer der deutschen Messen stehen.
5. Es wäre zu prüfen, ob Partnerschaftsverhältnisse mit Betrieben, Lehrlingswerkstätten und Gewerkschaften errichtet werden können. In einer Akademietagung könnten entsprechende Gruppen in der BRD auf solche Möglichkeiten hingewiesen werden.

Dr. K. Lefringhausen

5-3-75

Christa Springe
Industriepfarrer
Gessner Mission, Mainz

Daegu, den 7. März 1975

Ansprache zum Tag der Arbeit in Südkorea.

Liebe Freunde und Kollegen!

Am Tag der Arbeit rede ich sonst immer zu Hause bei deutschen Arbeitern und Arbeiterinnen. Es ist nun ein ungewöhnliches und sehr schönes Erlebnis für mich, in diesem Jahr diesen Tag bei Ihnen zu sein. Ich danke Ihnen für Ihre Einladung. Sie freut mich aus persönlichen und aus sachlichen Gründen. Dieses Zusammensein mit Ihnen wird mich persönlich und meine Arbeit bereichern. Ich werde lernen, wie Sie diesen Tag feiern und welche Fragen Sie dabei beschäftigen. Ich möchte davon zu Hause in der Bundesrepublik Deutschland berichten, damit die Solidarität lebendig wird, welche alle Arbeiter in allen Ländern verbindet.

Aber jetzt haben Sie erst einmal den Spiess umgedreht und mich gebeten, Ihnen von unseren Erfahrungen mit der Humanisierung der Arbeit zu erzählen. Auch für uns ist die Humanisierung der Arbeit ein zentrales Thema. Arbeit ist ein zentraler Bereich des ganzen menschlichen Lebens. Wie und unter welchen Bedingungen sie geleistet wird, beeinflusst den Arbeitenden selbst, seine Familie, seine arbeitsfreie Zeit, seine politischen Interessen und Möglichkeiten. Deshalb ist die Frage nach der Arbeit nicht nur ein individuelles Interesse, sondern ein gesellschaftliches.

25 Jahre lang gab es bei uns in der BRD Vollbeschäftigung. Unsere Wirtschaft ist seit dem 2. Weltkrieg so schnell gewachsen, dass wir nicht genug deutsche Arbeitskräfte hatten. Deshalb holten wir 2,5 Millionen ausländische Arbeiter in unser Land.

Jetzt ist dieses Wirtschaftswachstum umgeschlagen und wir haben zwischen 3 - 12 % Arbeitslosen. Männer und Frauen fürchten um ihren Arbeitsplatz, Millionen Deutsche und Ausländer haben Angst vor Kurzarbeit, d.h. dass sie z.B. mehrere Wochen Zwangspause machen müssen. In diesen Monaten der Krise merken wir nun plötzlich, wie ungesichert die Humanisierung der Arbeit in Wirklichkeit ist. Z.B. wagen jetzt viele Arbeiter nicht, wenn sie krank sind, von der Arbeit fern zu bleiben. Sie beschweren sich nicht, wenn der Vorarbeiter ungerecht ist, sie schweigen, wenn das Band schneller gestellt wird. Denn viele fürchten, dass die Arbeitgeber die Lage ausnutzen und den Arbeitern kündigen werden, die leistungsschwach oder kritisch sind. Deshalb will keiner mehr auffallen. Wir haben Arbeitsschutzgesetze, aber in Krisenzeiten merken wir, dass sie vor dieser Angst nicht schützen.

So werden wir daran erinnert, dass die Humanisierung der Arbeit engstens verknüpft ist mit der Sicherheit des Arbeitsplatzes und mit dem Recht jedes Menschen auf Arbeit. Dieses Recht haben in der Welt bisher nur sehr wenige Menschen.

So ist am Tag der Arbeit in jedem Land zu fordern: Die ökonomischen Mittel sind so einzusetzen, dass jeder arbeiten kann, der dieses will und muss.

Viele Arbeitsplätze gehen durch die Technisierung und Automatisierung verloren. Die Wirtschaftsführer sagen, sie müssten die Produktion auf den höchstmöglichen Stand der Technik bringen, weil sie sonst nicht konkurrenzfähig bleibt. Das stimmt bei einem System des uneingeschränkten Konkurrenzmarktes. Um aber diesen Mechanismus der Rivalität und Angst zu überwinden, der immer die Schwächen der anderen ausnutzt, muss es das Ziel der Menschen in allen Ländern werden, nicht mehr gegeneinander, sondern miteinander die Wirtschaft zu entwickeln. Die Schätze und Möglichkeiten unserer Erde müssen für alle Menschen nutzbar gemacht werden.

Als West-Europäer sage ich: Die Verantwortung für die ersten Schritte zur Überwindung des Egoismus auf internationaler Ebene muss bei den reichen und hochentwickelten Industrienationen liegen. Sie müssen darauf verzichten, die Schwäche der sich nicht entwickelnden Länder für ihre wirtschaftlichen Vorteile auszunutzen.

Meine Regierung kann aber z.B. diese Entscheidung nicht allein und wirkungsvoll treffen, weil die Wirtschaftsunternehmen in ihrer Politik autonom sind. Sie beeinflussen mit ihrer grossen Finanzmacht auch die Gesetzgebung. So ergibt sich die Einsicht, dass Humanisierung der Arbeit nur zu verwirklichen ist, wenn eine wirksame Kontrolle der Ziele des Wirtschaftens durchgesetzt und garantiert wird. Wir dürfen nicht mehr zufrieden sein, dass es einer Nationalökonomie gut geht, sondern müssen uns auch für andere Länder und Menschen mit verantwortlich fühlen.

Ich sage dieses so deutlich, weil ich als deutscher Gast nur etwas zu unserer eigenen Verantwortung sagen kann und gar nichts zu den Wirtschafts- und Arbeitsbedingungen in Korea. Ich bin aber davon überzeugt, dass die Humanisierung der Arbeit ein uns verbindendes Thema ist und diese internationale Dimension hat.

Zum Abschluss möchte ich aber noch etwas hinzufügen, was in der unmittelbaren und täglichen Reichweite jedes arbeitenden Menschen liegt.

Ich habe in den letzten 4 Jahren in meinem Land die Rundfunkansprache zum Tag der Arbeit gehalten. Viele Hörer haben mit Telefonanrufen und Briefen darauf reagiert. Daraus habe ich wichtiges gelernt.

Alte und pensionierte Arbeiter schrieben z.B., wieviel sie kämpfen und leiden mussten, weil sie die Gewerkschaften erst aufbauen mussten. Es ist noch gar nicht so lange her, da wurden Arbeiter und Arbeiterinnen in meinem Land entlassen, weil sie aktive Gewerkschaftsmitglieder waren. Als unsere Industrie entstand, und viele Menschen arbeitssuchend vom Land in die Städte kamen, war es nicht ungewöhnlich, inhaftiert zu werden, wenn man sich mit anderen Arbeitern solidarisierte, um für bessere Arbeitsbedingungen zu kämpfen. Unter Hitler wurden die Gewerkschaften wieder verfolgt und viele Gewerkschaftsführer und Mitglieder starben in den Konzentrationslagern. Unsere jungen Gewerkschaftsmitglieder und Arbeitnehmer vergessen das oft. Wir nehmen jetzt viele Verbesserungen für selbstverständlich. Besonders Angestellte, Frauen und kirchliche Mitarbeiter verhalten sich passiv oder sind sogar aktiv gegen die Gewerkschaften. Sie durchschauen die Mechanismen nicht, mit denen unsere Industriegesellschaft funktioniert.

Arbeitgeber vertreten ihre Interessen durch enge Zusammenarbeit. Diese ist sehr gut entwickelt in jeder Stadt, im ganzen Land und auf internationaler Ebene. Für welchen Top-Manager ist es nicht selbstverständlich, Fremdsprachen zu sprechen und schnell einmal zu einer Verhandlung in ein anderes Land zu fliegen? Welcher Arbeiter und Gewerkschaftsfunktionär kann das? Das ist noch immer die Ausnahme. Es ist falsch und töricht, wenn die Arbeiter warten, dass die Arbeitgeber freiwillig die Arbeitsbedingungen humanisieren. Sie tun es nicht. Einzelne freundliche Gesten konstituieren kein Recht und keine wirkliche Veränderung der Lage der Arbeiter - z.B. auf Schutz bei Krankheit und Arbeitsunfall, auf Kündigungs- und Mutterschutz. Ein freiwilliger Bonus kann jederzeit widerrufen werden. Freiwillige Aus- und Fortbildung wird in dem Augenblick gestoppt, wo der Betrieb daran kein unmittelbares Interesse mehr hat.

So ist Humanisierung der Arbeit nur das, was gesetzlich voll abgesichert ist. und was nicht vom guten Willen oder der Konjunkturlage abhängt. Humanisierung der Arbeit ist also nur zu erreichen, wenn Männer und Frauen zusammen ihre Interessen artikulieren und durchsetzen. Jeder muss deshalb bereit werden, sich zu organisieren, seinen Mitgliedsbeitrag zu zahlen und aktiv mitzuarbeiten. Diese gewerkschaftliche Aufgabe ist nicht erfüllt, wenn man für sich selbst zufriedenstellende Arbeitsbedingungen erreicht hat. Jeder hat eine Verantwortung für alle anderen und muss für ihre Interessen mit eintreten. Ich wünsche Ihnen herzlich Mut und Gelingen in Ihren Bemühungen um eine Humanisierung der Arbeit in Ihrer Stadt und in Ihrem Land. Ich gehe mit einem Gefühl der Freundschaft und d. Solidarität in meine Arbeit zurück.

FOR WHOM HONG KONG?

a presentation by Dr. L. K. Ding, *Chairman*.
at the Annual General Meeting
of the Hong Kong Christian Industrial Committee
on March 9, 1975

The question of "for whom?" is a fundamental ethical and political question in the life of any community. Answers to this question determine what issues are important, where resources go and how they are allocated. This question is found in the formulation of great political thinkers. It is also found on the pages of the New Testament. When Christ declared that the Sabbath was made for man and not man for the Sabbath, he was providing all of us with a critical tool with which to examine all kinds of institutions, social as well as political. Hence the question: "For Whom Hongkong?"

No deep analysis nor profound insight are required for one to conclude that Hong Kong has been, and by and large, is still run mainly in the interest of Big Business. Owners, board members, major shareholders of large companies and their business partners monopolize the unofficial seats of both the Legislative and Executive Councils which make policies and pass laws affecting the life of the whole community with little or no participation from the latter.

If there has been any issue about which public opinion was practically unanimous, it was the city-wide opposition to the Hongkong Telephone Company's recent application for a hefty increase, after a profit of \$69 million in 1973 plus a rate increase of 19% in 1974. Yet an increase of 30%, albeit temporary and conditional, was granted. Who were responsible for this decision?

There was the Advisory Committee on Telephone Services, supposedly the official watchdog of the Telephone Company. This Advisory Committee, the majority of whose members are also members of the Legislative or the Executive Councils, met behind closed doors and recommended a rate increase of 50%. Their recommendations were received by the Executive Council, the Governor's advisors. The Executive Councillors met behind closed doors and agreed on a package deal which included a 30% increase. This package then went to the Legislative Council. The fifteen unofficials met in closed committee sessions. When the motion was formally tabled, there was no debate. Four unofficials delivered speeches endorsing, admittedly with some reservations, the entire package.

Thus the twenty five thousand or more shareholders, deprived of dividend, suffer. The 800,000 or more subscribers have to pay more. In contrast, the company's executives and Board of Directors, who should be the ones most responsible for the affairs of the company, came through unscathed.

With such a structure as we have in Hongkong, Big Business has a very free hand in the pursuit of their primary purpose-making money. For example, two of Hongkong's largest firms were allowed to exchange shares. Another big company was allowed to issue new shares instead of paying cash in order to

acquire new assets from another public company. That public companies are permitted to do so is totally unthinkable, say in the United Kingdom. Yet this can be done in Hongkong with the result that shareholders' benefit is reduced.

What used to be accepted as axiomatic that "What is good for Big Business is good for Hongkong" is no longer true. Jardine Mathison, which has enjoyed the unparalleled advantage of being on the inside of practically every key decision in Hongkong, now possesses more assets outside of Hongkong than inside. It is no longer primarily a Hongkong firm but a multi-national corporation. It takes more money out of Hongkong than it brings in. In 1973, it took away about 1,000 million of Hongkong money to buy a real estate firm and a sugar plant elsewhere. In the same period the Hongkong stock market crashed, wiping out thousands of small local investors.

Take a look at land policy. Whom does it favour? Until 1973, land for industrial use was sold at public auctions. In the year 1972-73, land sales brought in an astronomical figure of \$669.48 million together with all the inflationary implications. Then the policy was changed to one of unilateral but "closed-door" deals between government and select firms for land purchase on a special private treaty basis at comparatively low prices. As a result, the big companies, with their inside knowledge and close ties with foreign corporations, enjoy the benefit of preferential treatment. On the other hand, medium and small local industries were left in the lurch. Little was done to assist them although they made up 95% of registered factories in Hongkong. There is an obvious and crying need for an Industrial Bank for long and medium term, low interest loans. But this is not to be.

It is perhaps too naive to ask why this is so. Some illustrations may be of help. Until most recently, the only organised Hongkong lobbying group in London is the Hongkong Association. High government officials are appointed through the influence of this group. Membership consists of Hongkong businessmen and some members of parliament who have business interests here. To this group what matters most is business.

At the Hongkong end, for many years, the people here have been sold on the idea that Big Business is the goose that lay the golden egg, and that this goose safeguards Hongkong's very survival and prosperity. A lot of the Chinese here bought it, especially the many in the forties and above, who in their one life time, went through personally wars and revolutions, for a total of six times. So the people worked hard, and were resigned to the situation in return for a bit of peace (actually an absence of conflict) a a slightly higher standard of living. According to Nicholas Owen*, between 1960 and 1967, without any capital deepening, Hongkong's manufacturing output grew by 275% and labour productivity by 207%. Yet manufacturing wage index grew by only 71.5%. In other words, while labour's share of the proceeds from manufacturing industry fell, during a period of economic expansion, the rate of profit rose by about 20% to 35%.

* Keith Hopkins (Ed.), Hong Kong, the Industrial Colony, (Oxford 1971) p. 202ff.

However, things are changing. The status-quo oriented Hongkong Association in London no longer has the monopoly of influence. There are other groups and forces at work both outside and inside the governmental structures, with views more oriented to change. In Hongkong we now have a governor, Sir Murray MacLehose, who spoke of a "quiet revolution." Increasingly we are now hearing phrases such as "more open government" which was first used by Mr. D. Bray, the Secretary for Home Affairs. There was even a call recently by the senior unofficial member of the Legislative Council, Dr. S. Y. Chung, for an expanded Legislative Council. The people of Hongkong have also changed. Witness the proliferation of signature campaigns, student demonstrations, protest marches, petitions to the Governor etc. in recent years. Our rulers like to say that Hongkong is like a boat, and that we are all in it. Well, the boat has shown itself to be leaking, especially in the third class compartments. Not only students and low-income industrial workers are aware of it, but also members of the middle class.

I have tried to explain why what is good for Big Business is not necessarily good for Hongkong. I am now prepared to state that what is good for the majority of the people is good for Hongkong. Now is the time to work and push for what is universally considered common sense, decent and fair, that Hongkong must be for all, especially for the majority of the people who work in our factories, in our shops, in our offices and those making an honest living selling goods in the streets - they and members of their families.

What does this mean in practical terms? Is "Hongkong for All" no more than an empty slogan, or an idle dream? Let me be among the first to admit that the 4 million people in Hongkong do not hold their destiny in their own hands. Theologically speaking, who does? The authorities in Peking and London are the decision makers as to the fundamental political structure of our society. On this they have shown no basic disagreements. Both agree that Peking holds the ultimate sovereignty over this place and that London provides a British administration for the benefit of both countries.

Within this frame-work, the question "Is meaningful change possible?" remains. Apart from sitting on our hands and complaining, do we have a real option for reform to the end that the majority will have a stronger say and play a bigger role in decisions affecting social conditions, in safeguarding human rights and in securing a fairer share of the fruits of their labour?

My answer is yes. We do have this option. I believe that without disturbing the basic political structure of Hongkong, meaningful changes can be made. The overall goal, as I see it, is to make our legislative and administrative systems much more accountable to the people.

Let us take first the question of administrative accountability. The issue here is not only that civil servants are not held accountable to members of the public, but that senior officials on the departmental level seem to be accountable to no one, their official superiors included.

A case in point is the absence of accountability from superiors of policemen convicted of corruption. Surely, in any hierarchical structure, not to mention a disciplined force such as the police, an officer must be held accountable for the performance of the persons he supervises. On this basis, the officer is

rewarded or penalized. In any normal and healthy structure, this principle of accountability by levels operates. Otherwise there is chaos. To cite an example. Peter Godber has now been convicted of corruption. As far as he and the court are concerned, the case is closed unless he appeals. But for those who want Hongkong to have a clean police force, and this means all of us, a further question must be asked: "How could this have happened?" I do not presume to know the answer. But ask we must. Unless the Commissioner of the Hongkong Royal Police Force asks this question of Godber's then supervising officer and demand an answer, and unless the officer reminds his subordinates who in turn would remind his subordinates of this requirement of accountability, Hongkong is not going to have a clean police force, despite the efforts of the Independent Commission Against Corruption.

The ICAC, an independent structure outside the regular government structure, has the mandate and power to make individuals accountable to the law. By due process, corrupt individuals can be and have been brought to trial and punished. But while the legal process resulted in Godber's conviction, it has done so at the price of equally corrupt individuals like Hunt showing off his ill-gotten loot, returning to the comforts of his luxury Spanish villa, and Cheng with all his corrupt money intact plus a full pension. This is no justice. More seriously, the process by itself is inadequate to deal with syndicated corruption. What is required is an administrative decision to bring about institutional accountability. This can only start from the very top of the regular government structure, if it ever can. ICAC has made a crack in fighting corruption in Hongkong. But until department heads and senior officials are made accountable for the acts of their subordinates, and rewarded or penalised accordingly, a few individuals may be caught but corruption will continue.

Let us now deal with legislative accountability. The present legislative Council consists of official members who technically are accountable to the Administration. If we accept the colonial status of Hongkong, it follows we must accept their presence. However, the fifteen appointed unofficials are accountable to themselves only. Whom do they represent and where do they come from? Thirteen of the fifteen come from one segment of the community only - Big Business and their business partners. Yet they pass laws which govern the entire community. They passed laws which forbid labour unions to affiliate with international organisations, (except with special permission of the Governor in Council) but management societies can. They passed laws which forbid labour unions to amalgamate to become a more powerful union, but managerial groups can. They passed laws which require full financial disclosure by labour unions. But if yours is a gigantic public company you will be able to hide some of your assets.

So I am submitting for your consideration the idea of accountability as a critique for the question "For Whom Hongkong?" and as a pointer towards a Hongkong which will be for all. On this basis, I would like to urge for two broad objectives:

1. To recompose the make-up of the unofficial seats on the Legislative Council for broader and fuller representation of the views of the entire community.
2. To introduce the principle of accountability into all levels of public administration.

I am convinced that these coming years are timely years for meaningful changes for the good of the entire community. I believe the kind of changes I have outlined here are possible and would not disturb the basic political framework of Hongkong. I would go so far as to claim that these changes are necessary if Hongkong is to remain stable and prosperous. Peking and London agree fundamentally on the present political structure of Hongkong. This is cause for present stability. But the nature and direction of the consent is dynamic. No society under stress can remain unchanged. As years go by, the authority and credibility of the Government will be further and further eroded with the majority of the people if it persists in kowtowing to Big Business and their representatives at the expense of the ordinary working men and women. This is tough language. But the temptation to squeeze the last drop before departure is always present. If that is the course the Hongkong administration wishes to take, increasing tension leading to confrontation will be the inevitable result. The alternative is to open up the governing process to the people, together with a fairer distribution of both power and wealth, in which case the authority of government will not only not be eroded but, in contrast, will be strengthened. There will then be stability and business will prosper.

These changes are not going to come instantly. It will take a lot of hard work, mass education, coalitious formation, lobbying, dedication and good will. Even then changes may have to come by instalments. Let us, individuals and groups of individuals of good will, take the first step. In the beginning I said that the question, "For Whom Hongkong" is a fundamental ethical and political question. As more and more people raise the question, those in power will soon realise that it is both moral and pragmatic to work towards a Hongkong that is for all. (end)

Zur Ablage
Aktenplan-Nr. 6221
Datum 6.5.75
Handzeichen P. O. H.

24. April 1975

Herrn
Witting
Evgl. Pressezentrum

1 Berlin 21
Bachstr. 1-2

Sehr geehrter Herr Witting!

Beigefügt übersende ich Ihnen das Manuskript meines Artikels
"Was ist Mission?".

Mit freundlichen Grüßen

Dorothea H. Friederici

F.d.R.
Sekretärin

Anlage

Was ist Mission?

"Die diplomatische Mission in X ist beendet"; "er geht in geheimer Mission"; "Friedensmission". Wer wäre dem Wort "Mission" nicht in den letzten Tagen und Wochen begegnet? Zeitungen, Radio, Fernsehen, alle reden von Mission. Und die Kirche auch.

Die Jugendlichen, die ich befrage, wissen genau, was Mission ist: "Denen unseren Glauben bringen"; "Krankenhäuser bauen"; "den Negern helfen"; "denen Kultur beibringen"; "Entwicklungshilfe"; "predigen". - Es ist aber auf jeden Fall etwas, was man dort tut, dort wo die Unterentwickelten sind.

Und was tut ein Missionar? "Kranke heilen"; "das ist ein Pope"; "ach, der tut doch alles da im Urwald". Man ist eben auch nur dort Missionar.

Vor einigen Tagen erhielt ich einen Anruf von einer älteren Dame. Sie arbeitete an einer Wetterstation, jetzt ist sie pensioniert. Ob ich denn keine Stelle für sie wüsste. Sie würde doch gerne auch im Alter ihrem Leben einen Sinn geben. Afrika hätte ihr gut gefallen, als sie in Urlaub dort war. Auf meine Frage, was sie denn wohl dort tun wolle, in Afrika, meinte sie: "Na ja, so allgemein, den Negerlein was vom Leben beibringen, so auf einer Missionsstation helfen".

Ach ja, der gute Wille! Auf die Frage, warum denn die Menschen auf der südlichen Hälfte unserer Welt Hilfe gebrauchen, lauten die Antworten: "Weil sie nicht arbeiten können"; "weil sie faul sind"; "weil sie primitiv sind" usw. - Wahrlich, eine stolze Bilanz von Überheblichkeit!

Information könnte man bekommen, wenn man Augen und Ohren ein wenig öffnen würde. Dann würde man sehr wohl verstehen, dass die Probleme dieser Länder, auch die wirtschaftlichen und politischen, auch uns angehen, denn so ganz unschuldig sind wir gar nicht an der Verarmung

der Dritten Welt. Wir leben auch heute noch mit unseren Handelsbedingungen und wegen unserer Industrieplanung fröhlich auf Kosten anderer. In Kenya fand ich ein grosses Plakat "Als ihr kamt hattet Ihr die Bibel und wir das Land. Wie kommt's, heute habt Ihr das Land und wir die Bibel?"

Vielleicht liegt es daran, dass wir Mission noch immer so hübsch getrennt sehen möchten von den Problemen der Welt? Bald gibt es in Afrika mehr Christen als in Europa. Vielleicht zeigen die uns, was es heisst, Salz der Erde zu sein, d.h. eine angenehme Würze zu geben und nicht als Salzklumpen alles zu versalzen.

Mission ist ~~mit~~ mehr als wir oft daraus machen und Missionar ist jeder Christ, ob nun in Afrika, Asien oder Berlin.

Mission heisst "gesandt sein" und für uns heisst das "das Evangelium verkündigen in Wort und Tat in aller Welt", auch in der U-Bahn, am Schraubstock und im Schreibmaschinensaal, denn

"Hören wir auf, Missionare zu sein, so hören wir auf,
Christen zu sein!"

sagte Johannes Evangelista Gossner.

Und wenn wir das verstanden haben, dann geschieht Mission nicht nur "dort" sondern "hier", dann ist der Missionar nicht mehr der "alles könnyende Pope". Wie kommt's, dass das bis heute noch so wenige verstehen?, fragt

Dorothea Friedericci

Nepal

"Krankheit zu vermeiden ist besser, als sie zu kurieren". Das leuchtet jedem ein.

In Nepal sind von den 11 Millionen Menschen noch etwa 50% Analphabeten. Sie haben es nie gehört, daß man Krankheit vermeiden kann. Wie sollte eine Fliege schon eine Gefahr sein, wo sie doch so klein ist? - Nicht jedes Dorf hat einen Brunnen, oft wird das Wasser aus einem Teich oder einem Fluß geholt. Dort aber wäscht man auch Büffel, die Wäsche und sich selbst; im Teich gibt es Fische, und am Fluß werden die Toten verbrannt. Was hat das mit Krankheit zu tun?

Krankheit ist etwas wie Glück oder Unglück. All das wird von den Göttern gegeben. Dagegen darf man sich nicht wehren, denn das beleidigt die allmächtigen Götter. Ausharren und auf das bessere nächste Leben warten, so hat/bis vor kurzem geheißen.

/es

Seit einiger Zeit hat die Regierung in Nepal ein Gesundheitsvorsorge-Programm geplant und eingerichtet. Hygiene soll gelehrt, Impfungen durchgeführt und neue Ernährungswege gezeigt werden. Das Programm soll alle Dörfer des Landes erfassen. Aber das ist schwierig, wenn es nur knapp 200 Krankenschwestern insgesamt gibt, und davon nur elf eine Spezialausbildung für diese Dorfgesundheits-Fürsorge haben.

Die Vereinigte Nepal Mission wurde gefragt, ob sie helfen könne, Sie ist bereit dazu und hat uns als Mitglied gebeten, sie dabei zu unterstützen. Unsere Krankenschwestern, die jetzt in Nepal sind, arbeiten in diesem Programm. Es würden noch viel mehr Ärzte und Krankenschwestern, Sozialarbeiter und Lehrer (innen) gebraucht, aber es fehlen die Mittel ihren Einsatz zu finanzieren.

Sie können uns dabei helfen!

Es geht um den Kampf gegen Krankheit und Not, aber auch um den Kampf gegen den Götterglauben. Daß Gott die Menschen liebt und die Götter nicht allmächtig sind, das müssen die Menschen in Nepal lernen, um dann gegen die Krankheit angehen zu können.

Zur Ablage
Aktenplan-Nr. 6221
Datum 6.5.75
Handzeichen <i>D. D. G.</i>

Indien

Westlich Calcutta enstand aus der jahrzehntelangen Arbeit der Gossner Mission eine indische Kirche. Die lutherische Gossnerkirche ist eine unter vielen Kirchen in diesem grossen Land. Mehr als 1.000 Christengemeinden leben das Evangelium, aber natürlich ist die Zahl der Nicht-Christen in der Nachbarschaft sehr gross. Ihnen wird im Namen Jesu Christi Hilfe angeboten durch Krankenhäuser, Schulen, Handwerkerschulen u.ä. Gleichzeitig werden die Nicht-Christen durch die Predigt des Evangeliums zum Glauben gerufen. Mehr als 200 hauptamtliche Missionare hat die indische Gossnerkirche für diesen Dienst zur Verfügung gestellt. Es sind Männer und Frauen, Theologen und Nicht-Theologen und Lehrer. Sie müssen für längere Zeit ihr Heimatdorf verlassen und wohnen in Gebieten, wo es noch keine Christengemeinden gibt. Dort predigen sie von Christus, bis sich nach und nach eine neue Gemeinde bildet. Solche Arbeit erfordert Zeit und Geduld - und auch Geld. Solange eine neue Gemeinde noch nicht gegründet ist, muss der Lebensunterhalt des Missionars gesichert sein; auch braucht er Bibeln und Schriften, einige Medikamente, ein Fahrrad oder auch Baumaterial für eine Hütte.

Die Gossner Mission in Deutschland hat eine Vereinbarung mit der indischen Gossnerkirche getroffen, dass wir die für diese Arbeit nötigen finanziellen Mittel bereitstellen. Das ist unser Lastenausgleich für die Mission in Indien. 1975 werden DM 140.000,-- für die

Missionsarbeit der indischen Gossner-kirche von uns aufgebracht. Wir hoffen es jedenfalls.

Wollen Sie sich daran beteiligen? Dann schicken Sie uns, bitte, Ihre Gabe mit dem Vermerk: Mission in Indien. Wenn es Sie interessiert, können Sie die lange Namensliste der 200 indischen Missionare bei uns anfordern.

Rückseite

Die Predigt des Evangeliums in Indien ist ebenso notwendig wie die Nahrungs-hilfe. Die Menschen hungern an Leib und Seele. Für die Verkündigung gilt eine einfache Arbeitsteilung: Die indische Kirche stellt die Evangelisten zur Verfügung; wir in den deutschen Kirchen tragen die finanzielle Last.

Texte f. Rückseite

Wir informieren über die Probleme unserer überseeischen Partner. Zugleich denken wir über unsere Verantwortung in der deutschen Gesellschaft nach, und unterstützen entsprechende Aktionen.

In der Zusammenarbeit mit anderen Missionsgesellschaften der Vereinigten Nepal-Mission, wird durch das Leben mit den Menschen in Nepal gezeigt, daß Gottes Liebe allumfassend ist.

Text Rückseite Zambia:

Das Gossner Service Team ergänzt die Predigt von der Liebe Gottes durch das praktische Zeugnis christlicher Solidarität mit den Tongas im Karibatal.

Für: Der Ruf 1/1975

Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zu Buße leitet? Röm 2,4

Es ist mir immer als ein wesentliches Merkmal eines Christen erschienen, daß er andere nicht "richtet". Ich weiß sehr wohl, daß man davon nicht viel sieht, daß Christen sich genauso gegenseitig beschuldigen und verurteilen wie alle Menschen. Ich weiß auch, daß gerade in der Kirche Beschuldigungen und Verurteilungen oft ganz besonders scharf formuliert werden, weil sie mit dem Anspruch Gottes oder seines Wortes auftreten. Und doch scheint mir eines der wesentlichen Worte Gottes an uns Menschen das Wort aus der Bergpredigt zu sein: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.

Davon spricht auch Paulus am Anfang des zweiten Kapitels im Römerbrief: Weißt du nicht, daß du nichts Besseres verdient hast als die, die du verurteilst? Weißt du nicht, daß Gott schon lange Grund genug hätte, dich zu verurteilen? Weißt du nicht, daß es nur Gottes Geduld ist, die dir noch immer eine Gelegenheit zur Umkehr gibt? Weißt du nicht, daß Gott mit wahren Leben die bezeichnen wird, die in Geduld mit guten Werken dem Leben dienen, daß er aber die bestrafen wird, die Zank anfangen und die Wahrheit verleugnen, indem sie der Ungerechtigkeit Vorschub leisten?

Das alles klingt wie eine Strafpredigt an Rechthaber und Besserwisser. Dabei ist es das Gegenteil. Es ist die Einladung, an Rechthaber und Besserwisser, sie mögen es doch einmal andersherum versuchen. Sie mögen es doch einmal Gott überlassen, zu belohnen und zu bestrafen, anzuerkennen und abzulehnen. Wer das "Richten" Gott überläßt, wird ein viel freierer Mensch. Denn es kostet viel zu viel Zeit und Mühe und Nerven, wenn man seine Mitmenschen dauernd kontrolliert, verdächtigt, anklagt und herausfordert. Das macht das Leben schwer, nicht nur für den Beschuldigten, sondern auch für den Richtenden. Außerdem ist es ungerecht und unwahr, wie Paulus sagt. Denn im Grunde ist keiner besser als der andere.

Darum ist es viel fruchtbarer, für den einzelnen wie für alle zusammen, wenn jeder zunächst einmal sich selbst "richtet". Oft wird er dabei in seinem Auge etwas entdecken, was sich wie ein Balken ausnimmt im Vergleich zum Splitter im fremden Auge. Und wer sich dann seinen Mitmenschen zuwendet, der sollte weniger auf ihre Fehler achten, sondern mehr auf ihre Not und auf ihre Bedürfnisse. Allzuleicht machen wir es ja umgekehrt, wir betonen unsere Bedürfnisse und die Fehler der andern.

Mir scheint, daß das Umdenken von den eigenen Bedürfnissen zu den

eigenen Fehlern und von der "Schuld der andern zu ihrer Notlage genau das ist, was Paulus "Buße" nennt. Ich bin überzeugt, daß solches Umdenken erst wahres Leben ermöglicht. Darum ist es wirklich Gottes Geduld und Güte, daß er uns noch Zeit läßt, uns nicht gegenseitig umzubringen, sondern uns gegenseitig zu achten und wohlzutun.

Nach den öffentlichen Beschuldigungen in unserer Berliner Kirche am Ende des vorigen Jahres ist das eine sehr hilfreiche Einladung Gottes für xx das Jahr 1975 an uns alle für das Jahr 1975.

Siegwart Kriebel

Re. "Berliner Sonntagsblatt" am 27.1.75

Hans Lokies 80 Jahre alt

Vor 20 Jahren hat ein Freund und Mitarbeiter an Hans Lokies geschrieben: "Ämter, Titel und Würden mehrten sich im Laufe der Jahre, aber er ist der Gleiche geblieben: tatkräftig, arbeitsfreudig, dauernd auf Sitzungen, Tagungen und Reisen, voller Ideen und Pläne, lebendig, sprühend, humorvoll; vor allem aber ist er geblieben, was er war, als er anfing: ein Missionssmann."

1927 kam Hans Lokies als Heimatinspektor der Gossner Mission von Ostpreussen nach Berlin; die Freundeskreise lebten wieder auf, aber die schwierige wirtschaftliche Lage hemmte die Missionsarbeit. Fast unüberwindlich wurden diese Hemmnisse in der Zeit nach 1933. Das Gossner-Haus machte sich bei den Behörden unbeliebt als Zentrum des "Deutschen Bundes für christliche evangelische Erziehung in Haus und Schule" und als Sammelpunkt der Bekennenden Kirche. Hans Lokies bekam Reichsredeverbot. Er reiste trotzdem durch die Lande, hielt zwar keine Reden, beantwortete aber ausführlich an ihn gestellte Fragen. Zweimal wurde er verhaftet, weil er mit seiner Feder nicht vorsichtig genug schrieb.

1945 brannte das Gossner-Haus nieder. In der Stubenrauchstraße 12 entstand ein Notquartier. Die Berliner Kirche stand vor der riesigen Aufgabe, in den Schulen Religionsunterricht anzubieten, und sie berief Hans Lokies zum Leiter der Kirchlichen Erziehungskammer. Dieses Amt brachte ihm eine immense Arbeit in organisatorischer Hinsicht; galt es doch, eine grosse Zahl von Katecheten zu finden und auszubilden, ja eigene evangelische Schulen zu errichten. Darüber hinaus blieb die theologische und pädagogische Aufgabe: wie verkündigen wir in der neuen Situation das Evangelium in der Schule? Hans Lokies hat diesen kirchlichen Dienst als Mission

"nach vorn" verstanden, in die kommende Generation hinein.

Die Mission "nach draussen" hat er darüber nicht vergessen. Die Verbindung mit der indischen Gossnerkirche wurde sehr bald wieder aufgenommen. Er selbst kannte das Land, in dem er als Sohn eines Missionars geboren wurde und aufwuchs, 1954 und 1958 besuchen. In Berlin ermutigte er seine Mitarbeiter, neue Schritte zu wagen in der Verkündigung des Evangeliums an die Nichtchristen in unserem Land. So entstand die Arbeit der Gossner Mission in der DDR und ein eigenes Zentrum für Industrie-Mission in Mainz-Kastel.

Der vornehme und korrekte Praeses Hans Stosch, zwar im Ziel, aber nicht in der Methode mit dem dynamischen Missionsdirektor einig, schreibt ihm: "Sie haben ja im Laufe der Jahre manchen kühnen Sprung gewagt; mir wird heute noch schwindlig, wenn ich daran denke."

Am 3. Februar 1975 wird Hans Lokies 80 Jahre alt. Die Evangelische Kirche in Berlin, die Gossnerkirche in Indien und viele der alten und neuen Freunde bringen dem Jubilar fröhliche und dankbare Glückwünsche!

Seeberg

2. d. A.

29. 11. 74

Weihnachten in Indien

D. Dier

Weihnachtspost von zu Hause hatte es nicht gegeben, und eine gewisse Traurigkeit wollte aufkeimen. Vielleicht war das Dorf doch zu abgelegen, in dem ich die Feiertage verbringen wollte, nachdem ich während des Dezembers ununterbrochen Gemeindebesuche in der indischen Gossnerkirche gemacht hatte. Ich war müde, - Das Dorf hieß Amgaon und eigentlich bestand es aus zwei sehr verschiedenen Siedlungen: einmal die Lehmhütten, die sich niedrig und eng am Fahrweg zusammendrängten, und etwas abseits zwischen uralten Baumriesen die weiß schimmernden Häuser, die zur Krankenhausssiedlung gehörten. Ein kleines Krankenhaus zwar, aber voll Leben: Arbeiter, Angestellte, Patienten, deren Angehörige, und ich, ein Fremder aus einer anderen Welt. Wenige Jahre vorher war dies Hospital von der Gossnerkirche gegründet worden, weil weit und breit für die Kranken keine andere ärztliche Versorgung zur Verfügung stand.

Heiligabend. Die Mittagstemperaturen erreichen 30° C im Schatten und verhindern die gewohnte Weihnachtsstimmung eines Europäers. Doch der Gedanke, ob es in Berlin wohl schneit, kommt nicht auf, weil es zu tun gibt. Ich habe mich erboten, eine Leitung zu ziehen vom Generator, der vor wenigen Tagen eingetroffen war und Strom erzeugt. Das Krankenhaus hat schon Licht, aber heute abend soll auch der Gemeinschaftsraum und das Schwesternhaus angeschlossen sein. Diese Arbeit ist also meine Predigtvorbereitung. Licht kann man auch in ein abgelegenes indisches Dorf bringen, aber wie ist es mit dem Glauben an Jesus Christus, der das Licht der Welt ist?

Eine Stunde vor dem Dunkelwerden gibt es Tee. Wortkarg, abgespannt und unruhig setzt ^{die Mutter} sich zu mir. Er hat eine Schlacht verloren. Gestern wurde aus einem Dorf - mehr als 20 km entfernt - eine hochschwangere Frau gebracht. Das Kind war schon tot und heute mittag starb auch die Mutter. Durch die einbrechende Dämmerung hören wir zuerst gedämpft und dann schrill das Heulen und Klagen der Angehörigen. Eine Stunde später wird die Frau im angrenzenden Dschungel begraben, und in den nächsten Nächten werden die Hyänen versuchen, das flache Grab auszuscharren.

Klein
Weihnachten? Eine Glocke läutet zum Gottesdienst, und es ist auch nur eine kleine Gemeinde von etwa vier Dutzend Leuten. Die Mitarbeiter sind vollzählig da. Die Patienten und die Dorbewohner sind ausnahmslos Nichtchristen. Doch einige von ihnen sind gekommen. In der Predigt lege ich nicht einen Bibeltext aus, sondern ich erzähle eine einfache Geschichte, durch die ich die Liebe Gottes zu erklären versuche.

Nachher gibt es im Gemeinschaftsraum eine Reismahlzeit für alle Mitarbeiter. Wir sitzen auf Matten im grossen Kreis und essen mit den Händen von grossen Blatttellern. Dies ist sozusagen die Einleitung der Weihnachtsfeier für die indischen Christen. Wir gehen alle auf einen freien Platz. Kerzen und Tannen sind nicht nötig, wohl aber Trommeln und Lieder. Welche Lieder! Sie erzählen in einfacher Form die biblische Botschaft vom Kommen Jesu und von der Freude. Da kann keiner ruhig sitzen oder stehen. Es bilden sich Gruppen und sie formieren sich, singend, tanzend, wiegend. Auch der Gast wird hineingenommen, er lernt die Schritte und nimmt teil an der Freude. Diese Heilige Nacht ist nicht zum Schlafen geeignet. Die Trauergeister schwinden; Christus ist stärker. Stunden vergehen, es ist schon weit über Mitternacht. Ich gehe noch ein paar Schritte hinaus. Das indische Dorf ist dunkel und still, wie ausgestorben. Aber die Lieder der Christen sind zu hören.

In meinem Schlafräum gibt es noch eine Überraschung. Die Schwestern haben mir als Weihnachtsgeschenk zwei Bären-Babys aufs Bett gelegt.

Weihnachten in Indien? ein ganz besonderer Tag mit aussergewöhnlicher Freude und merkwürdigen Geschenken!

M. Seeberg

MARTIN SEEBERG

Ranchi, den 18. März 1974

An die
Mitglieder des Kuratoriums
der Gossner Mission

B e r i c h t
Gossnerkirche Frühjahr 1974

Am 1. Februar 1974 bin ich nach Indien zurückgekommen, um der Gossnerkirche Rat und Hilfe anzubieten, ihre innere und äussere Krise zu überwinden. Es ist einfach, von Europa nach Indien zu gelangen. Die Schwierigkeiten und Unsicherheiten des Reisens beginnen im Land. Die Flugverbindung nach Ranchi ist seit Monaten durch Streik und Maschinenmangel unterbrochen. Die Eisenbahn verkehrt unregelmässig, viele Züge werden kurzfristig gestrichen. Benzin und Diesel werden teurer und knapper. Stromausfälle und Versorgungsengpässe sind an der Tagesordnung. Das Chaos, in früheren Zeiten lokal aufflackernd, weitet sich und übt einen Sog aus. Die Sensibilität der Gruppen, die darin Chancen oder Bedrohung sehen, wird grösser. Der Süden Bihars ist nicht das Zentrum Indiens, aber man lebt auch nicht in der Abgeschiedenheit einer Idylle.

Die Gossnerkirche ist deshalb eine wirklich indische Kirche, weil sich in ihr die Probleme der gesamtindischen Gesellschaft widerspiegeln: Der status quo wird von jedermann als unakzeptabel abgelehnt, über die Methodik und inhaltliche Bestimmung von Veränderungen herrscht Unsicherheit und Uneinigkeit.

Im Oktober 1973 versuchte die Gossnerkirche Notstandsgesetze zu beschliessen: Auflösung der Kirchenleitung, Einsetzung eines Aussenseiters als amtierender Kirchenpräsident auf Zeit, Aufhebung des Vetorechts der Anchals (Kirchenbezirke). Dies alles mit dem Ziel, eine neue Verfassung zu erarbeiten und in Kraft zu setzen.

Schon im November zeigte sich, dass zwei Anchals nicht bereit waren - nämlich Orissa und Assam - diesen abgekürzten und "revolutionären" Weg gutzuheissen. Obwohl ihre Vertreter an den Oktoberbeschlüssen beteiligt waren, sagten sie zu Hause NEIN.

Mein Rat in dieser Situation wurde angenommen, nämlich am 15. März eine gemeinsame Sitzung aller Vorstände der Kirchenbezirke (An-Chal Samitis) nach Ranchi einzuberufen - etwa 70 Personen. Am Vortag sollten die Vertreter der Anchals von Assam und Orissa gesondert zusammenkommen und - was allgemein erwartet wurde - ihre Zustimmung zu den Oktoberbeschlüssen geben. Darnach wäre in der grösseren Versammlung am 15. März der Weg frei, die Neuordnung der Kirche in Grundzügen zu diskutieren und zu beschliessen.

Sehr lebhafte Einzel- und Gruppengespräche bereiteten die Sitzungswoche vor. Als Berater beteiligte sich daran auch Dr. Rajamatan aus Madras (Federation of Luth. Churches in India), während Dr. Hellberg vom LWF wegen Erkrankung kurzfristig absagte.

Allgemeine Betroffenheit und Resignation breitete sich am Abend des 14. März aus, als bekannt wurde, dass die beiden Anchals bei ihrem Nein geblieben waren. Das bedeutete das Ende des im Herbst 1973 eingeschlagenen Wegs und gleichzeitig die Annulierung der Oktoberbeschlüsse.

Am gleichen Abend lud ich die fünf Adhyakshas und einige andere Kirchenführer zu einem gemeinsamen Gespräch ein, das bis in die frühen Morgenstunden dauerte. Hier wählten die Adhyakshas verfassungsgemäss einen neuen amtierenden Kirchenpräsidenten aus ihrer Mitte, und zwar Dr. Nirmal Minj mit dem Auftrag, die zentrale Kirchenleitung sofort einzuberufen. Das geschah am folgenden Tag. Hier ging es hauptsächlich um folgendes Problem:

Um überhaupt zu einer neuen Verfassung zu gelangen, muss die jetzige dergestalt geändert werden, dass das Vetorecht der Anchals ausser Kraft gesetzt wird. Andernfalls ist nach den Erfahrungen der letzten Jahre damit zu rechnen, dass jede Veränderung der bestehenden Ordnung von einer Minorität verhindert wird. Ein entsprechender und einstimmiger Beschluss wurde von der Kirchenleitung gefasst, bedarf in diesem Fall aber natürlich noch der Zustimmung durch die Anchals, die bis Ende April erfolgen soll. Erst dann soll die Diskussion und Ausarbeitung der neuen Verfassung erfolgen.

Die Synode der Anchal-Samitis am 15. März verlief ruhig und diszipliniert. Mit grossem Interesse wurden drei sehr verschiedene Entwürfe einer Neuordnung der Kirche zur Kenntnis genommen, die von Dr. Bage, Dr. Minj und von mir vorgetragen wurden. Dr. Bages Entwurf sieht leichte und sanfte Veränderungen zugunsten der Anchals vor. Dr. Minj empfiehlt drei Diozösen (Assam, Nordkirche und Südkirche) mit einem symbolischen Zentrum. Mein Entwurf zielt auf eine drastische Stärkung der Zentrale, der zwölf geographisch gegliederte Bezirke zugeordnet sind. Die Synodalen gaben in der Aussprache eindeutig dem dritten Entwurf den Vorzug. Es wurden aber keine Beschlüsse gefasst, um den Massnahmen der Kirchenleitung nicht vorzugreifen. Aber die Meinungsbildung ist durch diese Synode in Gang gekommen.

Der erste detaillierte Verfassungsentwurf wird Anfang Juni vorliegen, eine endgültige Verabschiedung ist nach den Fristen, die die jetzige Verfassung setzt, Anfang September möglich.

Dr. Singh wird sehr wahrscheinlich als Mitglied des Kuratoriums der Gossner Mission an der nächsten Sitzung am 8. Mai in Mainz teilnehmen und Ergänzungen zu diesem Bericht geben können.

Martin Seeberg

1
2
3
4
5
6
7
8
9
0

2

LEITZ
1656 Trennblatt
zum Selbstausschneiden
von Registertasten

Darf ein Christ mehrere Frauen haben?

"Wie afrikanisch sind die Kirchen Afrikas heute", so fragen viele afrikanische Christen im Hinblick auf den immer noch sehr starken Einfluß des europäischen Christentums auf das Leben und die Verkündigung der meisten afrikanischen Kirchen. Aus dieser geistigen Abhängigkeit möchte man sich befreien und einen eigenständigen Weg einschlagen, der sich mehr an der eigenen Kultur und Tradition orientiert als an weltweiten Vorstellungen.

Was aber ist afrikanische Kultur heute Tradition? Zweifellos spürt man den Unterschied in Europa besonders in den Gottesdiensten. Dies gilt vor allem für die ländlichen Gebiete, wo die traditionelle Lebensweise noch sehr lebendig ist. Anders ist es in den Städten, die stark geprägt sind von dem Charakter, der heute überall in den modernen Wohnzonen angetroffen wird.

Im Sommer besuchte ich wieder das Gwembetal, Süd-Zambia. Es ist eine abgelegene Gegend, wo die Tongas in ihrem traditionellen Familienverband leben. Nur zögernd ändern sich die Lebensbedingungen und Verhaltensweisen der Menschen. Ein Wandel wird nicht aufzuhalten sein. Doch er vollzieht sich langsam als in den Städten, wo die Menschen schon weithin ihre traditionellen Gewohnheiten abgelegt haben.

Der Ahnenkult spielt noch eine große Rolle im Gwembetal. Den Geistern der Verstorbenen begegnet man mit Ehrfurcht.

Ihnen werden Opfer gebracht, wenn der Regen ausbleibt oder ein Unglück der Familie zustößt.

Die Männer haben in der Regel mehrere Frauen, die sich die Feld- und Hausarbeit teilen. Ihr Ansehen wächst im Volk, je mehr Frauen sie sich leisten können.

Zu den wenigen christlichen Gemeinden im Gwembetal gehören meist Frauen und Kinder. Selten kommen Männer zu den Gottesdiensten, obwohl diese sich weit hin in die Kultur einfügen. Es wird viel improvisiert, geklatscht und getanzt. So drücken sie sich aus und loben Gott. Doch warum bleiben die Männer den Gottesdiensten fern? Nach meiner Einschätzung ist daran die Polygamie schuld. Sie gehört zwar zur Gesellschaft der Tongas, aber die Kirchen in Zambia erlauben nur die Ehe. Ich sprach mit einem zambischen Freund, Mitarbeiter in dem Regierungsprojekt, in dem auch die Gossner Mission mitarbeitet, über seine Situation. Er hat 4 Frauen und 28 Kinder. In seinem Volk ist er hoch geachtet.

Früher war er Laienprediger der Vereinigten Kirche in Zambia. Als er eine zweite Frau nahm, verließ er die Kirche, blieb aber Christ, um einer öffentlichen Anklage zuvorzukommen. Er liest regelmäßig die Bibel, seine erste Frau ist Kirchenälteste und Leiterin einer Frauengruppe. Es jedoch ist ausgeschlossen.

Dabei wäre sein Wissen ein Gewinn für die Gemeinde. Er kann nicht verstehen, daß Polygamie für die Kirche Sünd ist. Er will sie nicht aufgeben, weil sie zur Kultur seines Volkes gehört. Außerdem widerspricht er: "Hatte nicht auch

Abraham und David als Auserwählte Gottes mehrere Frauen?"

In der Tat wird die Käthchemie mehr und mehr zu einer Herausforderung für die Kirchen in Afrika. Solange die Missionen ihren beherrschenden Einfluß ausübten, war sie tabu, doch immer mehr Christen wollen die Anerkenntung der Polygamie als Teil des traditionellen Familienlebens. Die Mehrheit der Bevölkerung lebt auf dem Land, wo die alten Sozialstrukturen das Zusammenleben von Mann und Frau bestimmen. Soll man diese Menschen ausschließen? Diese Menschen sind der christlichen Botschaft durchaus aufgeschlossen, wehren sich jedoch gegen diesen Eingriff in ihre alte Lebensweise. Viele Kirchen in Afrika haben deshalb in jüngster Zeit eine flexiblere Haltung gegenüber der Polygamie eingenommen. Sie sind bereit, Männer mit mehreren Frauen zu akzeptieren. In Zambia sind die Kirchen noch nicht sowieso. Vielleicht tritt auch dort eine Änderung ein, dann kann mein zambischer Freund in der Gemeinde wieder die Bibel lesen und Gott loben, ohne zu fürchten, geächtet oder ausgeschlossen zu werden.

E. Mische

Neue Leitung in der Gossnerkirche

Die Leitung der Gossnerkirche in Indien wechselt alle drei Jahre. Der Kirchenpräsident kann nicht wiedergewählt werden. Zur Kirchenleitung gehören außerdem die Generalsuperintendenten und drei weitere Vertreter der fünf Kirchenprovinzen. Sie können wiedergewählt werden. Die kurze Amtzeit der Präsidenten ist jedoch für die Gossnerkirche ein Problem: "ein Jahr kommt er, ein Jahr arbeitet er, ein Jahr geht er", d.h. im ersten Jahr arbeitet er sich ein, im zweiten widmet er sich ganz der Arbeit, im dritten ~~denkt~~ er schon daran, welche Stelle er anschließend bekommen könnte. Der Präsident kommt aus einer der fünf Provinzen. In der Zentrale in Ranchi ist er darum oft ein Neuling.

Der schnelle Wechsel alle drei Jahre hat natürlich seine Gründe. Die Gossnerkirche setzt sich aus Angehörigen mehrerer Volksstämme zusammen. Sie alle möchten durch ihre Vertreter an der Leitung beteiligt sein. Aus demselben Grunde ist die Kirchenleitung sehr schwach. Jede Provinz kann jeden Kirchenleitungsbeschuß zu Fall bringen. Kein Stamm soll von den andern überstimmt werden können.

Diese Kirchenverfassung kann nur funktionieren, wenn sich die Provinzen in den wichtigen Fragen einig sind und wenn gute Leute in der Kirchenleitung bei Meinungsverschiedenheiten die Parteien zum Ausgleich führen können. Das war in den letzten Jahren leider nicht der Fall.

Seit 1975 hat es keine allseits anerkannte Leitung der Gossnerkirche mehr gegeben. Im Gegenteil. Die Kirche ist gespalten worden. Eine "Nordwest-Gossnerkirche" ist zusätzlich entstanden. Sie hat eine starke Leitung. Die Leitung der "Gossnerkirche" dagegen war schwach. Sie konnte oder wollte dem Spaltungsprozeß nicht entgegenwirken.

Das könnte jetzt anders werden. Mit Dr. Marsallan Bage tritt am 1.11.1981 einer der fähigsten Führer das Amt des Kirchenpräsidenten der Gossnerkirche an. Er wird nicht nur einen Ausgleich zwischen den beiden Gossnerkirchen suchen, sondern auch versuchen, einige der Schwächen in der Verwaltung der Kirche zu beseitigen. Viel wird allerdings davon abhängen, ob die Leiter der Kirchenprovinzen seine Bemühungen unterstützen.

Eine wichtige Rolle spielt für die Zukunft der Kirche auch das Theologische College, die Ausbil-

dungsstätte der Pastoren. Auch hier hat ein Wechsel stattgefunden. Mit Dr. Paul Singh hat das Theologische College jetzt einen Rektor erhalten, der für die Aufgabe qualifiziert ist. Er kann die theologische Ausbildung den Erfordernissen der Gegenwart und Zukunft anpassen. Sein Vorgänger war dieser Aufgabe nicht gewachsen gewesen, worunter das College und die Ausbildung gelitten hatten.

Die Theologiestudenten hatten durch mehrere Eingaben und zuletzt Streiks den Wechsel im Rektorat erzwungen.

Insgesamt können wir jetzt auf einen Neuanfang in der Gossnerkirche hoffen. Sie braucht dafür dringend unsere Fürbitte.

S. Kriebel

Eindrücke aus Zambia

Das Leben in Zambia wird schwerer. Das liegt nicht nur an den steigenden Ölpreisen und dem steigenden Dollarkurs. Das Land hat auch spezielle Schwierigkeiten. Fast die Hälfte aller Menschen Zambias lebt in Städten. Das ist für ein Entwicklungsland sehr viel. Der Grund ist der Kupferbergbau, der viele Menschen angezogen hat. Da das Kupfer tief im Busch, weit weg von den Zentren der Weißen in Südafrika oder Zimbabwe abgebaut wird, mußte man den Ingenieuren und Technikern höchste Löhne anbieten, damit sie überhaupt dort arbeiteten. Hohe Löhne ziehen die Menschen an. Da die Kupferbergwerke aber auch sehr weit von den Küsten entfernt liegen, mußten sie mit modernsten Maschinen arbeiten, um ihren Standortnachteil durch rationelle Arbeit auszugleichen. Modernisierung kostet aber Geld und vernichtet Arbeitsplätze.

30

Damit hat Zambia ein doppeltes Problem. Die knappen Mittel des Landes werden in den industriellen Sektor gepumpt, damit das Land Devisen verdienen und Arbeitsplätze schaffen kann. Für die Entwicklung der Landwirtschaft bleibt nichts übrig. Diese Situation hat sich in Augenblick noch verschärft. Für die

zahlreiche Stadtbewölkerung braucht das Land aber gerade eine leistungsfähige Landwirtschaft. Es genügt nicht mehr, daß jeder Kleinbauer sich selbst versorgt. Jeder Landmensch muß einen Städter miternähren.

Wenn die Bauern für ihre Produkte gute Preise erhielten, dann würden sie sicher genug anbauen. Aber die Preise sind schlecht. Der Grund liegt darin, daß sich die Regierung keine Unzufriedenheit in den Städten leisten kann. Das würde mit großer Wahrscheinlichkeit zu einem Umsturz führen. Die Städter sind organisiert, die Bauern nicht. Also bleiben die Preise für Mais und Weizen niedrig. Die Großbauern pflanzen lieber Baumwolle oder andere Früchte an, die mehr Geld bringen als Mais. Das Land hungert. Nahrung muß importiert werden. Der Präsident Zambias, Kenneth Kaunda, steht mit dem Rücken zur Wand.

Hilfe in letzter Not sollen je eine Großfarm in jeder Provinz des Landes bringen. Ausländische Regierungen haben Hilfe zugesagt. Sie werden Experten und Maschinen für diese Großfarmen stellen. Das Land macht Schulden, die Landwirtschaft wird kostenintensiv und unabhängig von Ausländern.

Die vielen zambischen Kleinbauern
lernen dabei nichts. Ihnen hilft
niemand. Die Lage wird nicht sta-
biler.

Das gemeinsame Projekt der zam-
bischen Regierung und der Goss-
ner Mission im Gwembetal im Sü-
den Zambias ist eines der weni-
gen Projekte, in denen der Land-
bevölkerung bei ihren alltägli-
chen Problemen geholfen wird.

Die Bedeutung solcher Projekte
wird in Zambia immer größer,
denn nur sie können die Lage auf
dem Lande stabilisieren und da-
mit auch die Zukunft der Städte
sichern.

Seit elf Jahren besteht jetzt das
Gwembe-Süd-Entwicklungsprojekt.
Bewässerungslandwirtschaft hat
sich durchgesetzt. Genossenschaf-
ten entstehen. Eine kleine lokale
Entwicklungsbank wird aufgebaut.
Die Frauen werden in den Entwick-
lungsprozeß eingegliedert. Aber
werden das die Menschen im Gwem-
betal auch allein weitermachen
können? Der Vertrag der zam-
bischen Regierung mit der Gossner
Mission läuft Ende 1981 aus. Er
soll um weitere drei Jahre ver-
längert werden. Aber in drei Jah-
ren kann die Zahl der Experten
sicherlich verringert werden. Es
wird jetzt an Plänen für die Aus-
laufphase des Projekts gearbeitet.

Viel mehr solcher Projekte müßten die Kraft der Kleinbauern auf dem Lande stärken. Aber wie gesagt, dazu fehlt der Regierung Zambias das Geld. Was tun? Kann man diese Entwicklungsarbeit auf dem Lande vielleicht noch billiger machen?

Bis zu einem gewissen Grade geht das tatsächlich. Teure Maschinen, taurer Kunstdünger, teure Gebäude müssen nicht unbedingt sein. Mit etwas mehr Zeit, Phantasie, Anstrengung und Selbstbewußtsein können die Menschen ihre Lage und ihr Einkommen auch verbessern. Aber das ist ein schwerer Weg. Jeder freut sich über schnelle Erfolge. Und wie soll sich jemand immer noch mehr anstrengen, der auch bisher schon hart gearbeitet hat?

In dieser Lage kann die Anwesenheit von Brüdern und Schwestern eine Hilfe sein, die mitleben, mitarbeiten, Mut machen und Rat geben. Zu einem solchen Dienst braucht man einen starken Glauben. Der Augenschein spricht gegen diese unscheinbare Arbeit. Die Lage wird eher schlechter. Aber wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch die armen Menschen im Gwembetal eine Zukunft haben. Wir haben sie mit unserer Hoffnung schon angesteckt in den letzten elf Jahren. Möge Gott uns segnen, daß unsere Hoffnung nicht enttäuscht wird.

Ein Leprakranker wird Pfarrer

Pastor Hari ist ein "Pastor aus Erfahrung", wie die meisten Pastoren in Nepal. Er hat jahrelang eine Gemeinde geleitet. Eine Ausbildung als Pastor hat er nie erhalten. Als Pastor Hari im Mai in Berlin war, hat er auch von seiner Krankheit erzählt:

"Ich hatte Glück, daß ich nicht in früheren Zeiten Lepra bekam. Wer früher in Nepal an Lepra erkrankte, hat versucht, die Krankheit zu verstecken. Irgendwann hat es die Familie dann doch bemerkt. Aber auch die Angehörigen haben den Fall vor den Nachbarn versteckt. Denn Lepra galt als ein Fluch der Götter. Von Leprakranken hielt man sich deshalb fern. Die ganze Familie wurde gemieden. Dadurch wurde sie gerächt. Ohne Kontakt verkümmerte sie und verarmte.

Aber auch die Nachbarn merken irgendwann etwas. Dann hat die Familie den Kranken verstoßen. Er mußte an den Straßen betteln und so sein Leben fristen. Oder er mußte in einer Höhle in den Bergen hausen, und die Familie hat ihm Essen dorthin gebracht, bis er starb.

Ich bemerkte auf meiner Haut einen Ausschlag, als ich 18 Jahre alt war. Zuerst hielt ich es für eine Hautkrankheit. Ich war damals auf einer Internatsschule in Indien. Aber ein

Arzt klärte mich auf. Daraufhin bin ich nach Nepal zu meiner Familie zurückgekehrt. Meine Mitschüler hatten nichts bemerkt. Zu Hause bin ich medizinisch behandelt worden, und die Krankheit wurde gestoppt. Ich muß allerdings bis an mein Lebensende täglich Tabletten nehmen, damit die Lepra nicht wieder ausbricht. Wenn die Krankheit allerdings erst in einem Spätstadium entdeckt wird, kann man sie kaum noch stoppen.

Lepta ist in Nepal heute kaum noch ein Fluch. Christliche Missionen haben mehrere Lepra-Krankenhäuser gebaut. Dorthin kann jeder kommen. Eine der Missionen hat eine "Lepra-Kontrolle" aufgebaut. Fachleute reisen durchs Land und suchen Leprakranke in den Dörfern, damit sie rechtzeitig behandelt werden können. Die "Lepra-Kontrolle" arbeitet im Westen Nepals.

Aber auch die Regierung tut, was sie kann. In allen Krankenhäusern und Gesundheitsstationen hängen Plakate. Darauf wird erklärt, daß Lepra nicht ansteckt. Damit soll den Menschen die Angst vor den Leprakranken genommen werden. Die Plakate erläutern auch, bei welchen Anzeichen man einen Arzt aufsuchen soll. Auch in Zeitungen und im Radio wird diese Aufklärung betrieben.

In vielen abgelegenen Dörfern haben die Menschen allerdings immer noch Angst, vor den Göttern und vor An-

steckung. Wenn dort einer Lepra bekommt und behandelt wird, dann erhält er ein Zeugnis. Darin wird bescheinigt, daß er keine Gefahr darstellt. Falls das Dorf ihn dennoch nicht wieder aufnehmen will, kommt ein Arzt mit oder auch ein Polizist, um die Menschen persönlich aufzuklären und ihre Bedenken zu zerstreuen.

Auf diese Weise ist es gelungen, daß heute kaum noch ein Leprakranker ausgestoßen bleibt. Die meisten können nach der Behandlung in ihre Familien zurückkehren."

Die Lepra hat an Pastor Hari Spuren hinterlassen. Er ist gehbehindert und kann seine Hände nur mühsam gebrauchen. Sein Gesicht ist leicht gezeichnet. Aber er leitet eine christliche Gemeinde in Pokhara. Er hat den "Nepal Evangelistic Crusade for Christ" gegründet und ist sein Präsident. Er gilt als der tüchtigste Evangelist in Nepal. Im April dieses Jahres ist er für 2 Jahre zum Vice-Präsident der "Nepal Christian Fellowship", der Kirche in Nepal, gewählt worden. Er hat Glück gehabt. Er ist kein Ausgestoßener.

Frau
Brigitte Schatzen
Berliner Sonntagsblatt
Bachstr. 1-2
1000 Berlin 21

7.5.1981

Liebe Frau Schatzen!

Anbei ein paar Unterlagen über die Christen in Nepal. Die Nepal Christian Fellowship ist gerade dabei, ihre "Unschuld" zu verlieren. Bisher kamen sie ohne Konfessionen aus, auch ohne hauptamtliche Mitarbeiter, ohne Theologiestudium usw. Eine "juristische" Person ist die Fellowship auch durch die Annahme von Guidelines noch nicht geworden. Sie sind also noch immer eine illegale Organisation. Aber durch die Schaffung zentraler Ämter mit kirchenleitenden Befugnissen sind sie doch quasi eine Kirche geworden. Bisher waren sie ein loser Zusammenschluß einzelner Gemeinden.

Hauptmotor dieser Verkirchlichung ist Simon Pandey, der bisherige Gemeinleiter in Butwal. Er war dort am Butwal Technical Institute als Verwalter beschäftigt, also Angestellter bei der United Mission to Nepal. Er und Pastor Hari Bahadur Thapa aus Pokhara wollen versuchen, finanzielle Unterstützung für ihre ehrgeizigen Pläne zu finden. Diese Pläne werden jedoch von den Gemeinden in Nepal nicht unterstützt. Es ist hier also eine zentrale Struktur im Entstehen, die ~~zweck~~ auf die Pläne einiger Führer zurückgeht, aber nicht auf die Masse der Christen in Nepal.

Die Mitglieder in der Vereinigten Nepal Mission sind übereingekommen, den von Simon Pandey vorgelegten Haushaltsplan 1981 zunächst nicht zu unterstützen. Erst einmal soll sich die Kirchenleitung der NCF mit ihren eigenen Gemeinden über die kirchliche Arbeit in Nepal und ihre Finanzierung auseinandersetzen und einigen. Wir möchten nicht, daß hier eine weitere Kirche entsteht, die total vom Ausland abhängig ist, aber bei ihrer eigenen Basis keine Unterstützung findet.

Die Geschichte der Nepal Christian Fellowship und ihre Situation im Lande ist aber immer noch aufregend und einmalig genug, und davon können die beiden sicher eine Menge erzählen.

Mit herzlichen Grüßen,
Ihr

W

Siegwart Kriebel

Auf Taufen steht Gefängnis

Im April 1980 haben uns die Christen in Nepal in einem Rundbrief um unsere Fürbitte gebeten. Die Christen in Butwal waren 1978 verhaftet worden, weil sie einen Hindu getauft hatten. In dem Brief aus Nepal heißt es:

Die Verhaftung 1978

Nach 26 Tagen in Polizeigewahrsam wurden wir, die 18 Christen, im August 1978 dem Distriktrichter in Bhairawa vorgeführt und des "Wechsels der Religion" angeklagt. Der Staatsanwalt forderte aufgrund der nepalesischen Gesetze 6 Jahre Gefängnis für alle außer einem.

Die Anklagepunkte waren:

- A. Übertritt zum Christentum
- B. Predigen des christlichen Glaubens
- C. Bekehren anderer zum Christentum

Entsprechend wurden vier zu 6 Jahren und der Rest zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Die Angeklagten entschieden sich jedoch, Berufung einzulegen und das Gericht ließ sie auf Kaution frei, wobei die vier mit 6 Jahren jeder 3.240 Rupien (DM 500), zehn weitere jeder Rs 540 (DM 85) und vier schließlich gar nichts hinterlegen mußten. Das Gericht ordnete an, daß die Angeklagten sich jeden Monat persönlich beim Ge-

richt melden müßten, bis das Urteil rechtskräftig würde.

Der Standpunkt der Angeklagten war klar: "Wir folgen Jesus Christus, und damit sind wir Christen, aber wir bekehren niemanden - Jesus Christus allein kann bekehren, so wie er uns bekehrt hat."

Termine 1980

Im Februar 1979 erhielten Simon Pandey und Narayan Pradhan, zwei der Betroffenen, eine Audienz bei Seiner Majestät, dem König von Nepal. Danach forschte das Sekretariat des Palastes beim Gericht in Bhairawa nach und forderte auch einige einschlägige Akten in Kathmandu an. Wir wissen jedoch nicht, ob die Regierung etwas Entscheidendes unternehmen wird.

Bei der letzten Anhörung im März teilte das Gericht den Angeklagten mit, daß das endgültige Urteil beim nächsten Termin am 11. April 1980 gefällt werde. An diesem Tage verkündete das Gericht jedoch, daß die Entscheidung in diesem Fall wieder vertagt werde, weil der Staatsanwalt "auf Urlaub" sei. Nächster Termin: 14. April. An diesem Tage war der bisherige Richter von einem neuen abgelöst worden. Dieser neue Richter verlangte Zeit, um den Fall zu studieren, ehe er sein Urteil sprechen könne. Das ist verständlich, denn die Akten des Butwal-Prozesses umfassen 120 Seiten! Neuer Termin für das Urteil ist der 16. Mai 1980 oder Jestha 3, 2037 (nepalesischer Kalender). Welchen Verlauf wird der Prozeß nehmen? Wird das Urteil günstig sein oder werden die Gläubigen ins Gefängnis gesteckt? Für eine Antwort ist es noch zu früh. Aufgrund des Gesetzes des Landes kann das Gericht die

die Beschuldigten nicht freisprechen, weil sie bekannt haben:
"Wir sind Christen."

Eine neue Verfassung?

Der Präsident der nepalesischen Christen schreibt im Sommer 1980, daß der König eine Kommission für die Reform der Verfassung des Landes eingesetzt hat. Bis zum 15.7.1980

konnte jeder Bürger Vorschläge unterbreiten. Da haben auch die nepalesischen Christen ihre Wünsche schriftlich unterbreitet. In ihrer Bittschrift haben sie die Grundlage ihres christlichen Glaubens erwähnt, ihre Haltung im Blick auf das Land und seine Führer, gelegentliche Verfolgungen an einzelnen Orten, Zitate aus dem Alten und Neuen Testament, und schließlich ihre Bitte:

Der Wortlaut von Artikel 14 der Verfassung (über das Religionsrecht):

"Jedermann kann seine eigene Religion bekennen, so wie er sie von seinen Vorfahren aus alten Zeiten ererbt hat, und kann sie praktizieren nach den Traditionen",

möge folgende Fassung erhalten:
"Jedermann ist frei die Religion seiner Wahl zu praktizieren und die Riten und Verpflichtungen dieser Religion zu erfüllen."

Das Ende des Prozesses?

In einem Brief aus Nepal, der erst vor wenigen Wochen eingegangen ist, lesen wir, daß das Gericht die 17 Angeklagten in Butwal freigelassen hat, allerdings unter der Voraussetzung, daß dagegen niemand Einspruch erhebt.

Der von den Christen erhoffte Freispruch ist also nicht erhofft. Dennoch ist dieses Absprechen des Prozesse

Prozesses ein Erfolg, dann erst-
mals ist das Religionsgesetz in
einem Prozeß nicht angewendet wor-
den. Ob dies ein erstes Zeichen
dafür ist, daß dieses Gesetz tat-
sächlich geändert werden soll?

Die Bitte unserer Freunde in Nep-
pal bleibt vorerst noch dring-
lich: Betet für uns und für unser
Land!

Siegwart Kriebel

Mission 1/1980

Einsendeschluß: 10. Januar 1980

Umbruch: 17. Januar 1980

Imprimatur: 29. Januar 1980

Auslieferung: 15. Februar 1980

Thema	Spalten	Autor
-------	---------	-------

Hauptthema: Missionarische Verantwortung des BMW in Spannungsgebieten seiner Partnerkirchen

Andacht: s. S. 2 Fr. Brennecke(As)

Grundsätzliches: Zum Hauptthema 3 Hollm

Südafrika: 3 Meißner

Nahost: 3 Hoffman

Gossner-Bereich: Verdeutlichung des obigen Themas an konkreten Beispielen aus den Partnerkirchen 3 + Bild Kriebel / Misde

Äthiopien: 156 Zeilen à 32³ Zeilen Hasselblatt

Ostasien: 3 Albruschat

Mission bei uns: 3 Bookhagen/Melzer

Aus Rundbriefen: Feldt (As)

Langhoff

Schiele (Mei)

Witting

Gespräch mit Mission: Präses Reihlen 2

Aktuelles: Dank für 1979 und Ausblick 3 Hollm

Vorschau: Terminkalender Bookhagen/As

Mittelseiten: 4

Titelbild / Zum Beispiel: 4

Zur freundlichen Beachtung:

=====

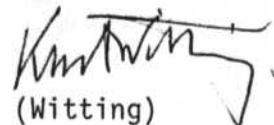
Die Autoren werden dringend gebeten, die vorgesehene Länge der Artikel einzuhalten.

2 Spalten Mission sind jeweils eine Seite; eine Spalte zählt 52 Zeilen à 32 Anschläge.

Bei der Andacht sind 52 Zeilen à 42 Anschläge und 52 Zeilen à 32 Anschläge berechnet.

Die Manuskripte sollten nach Möglichkeit vor dem Einsendeschluß eingereicht werden.

Berlin, den 13.12.79



(Witting)

Verteiler:

Fr. Brennecke

H. Hollm

H. Meißner

H. Hoffman

H. Kriebel

H. Hasselblatt

H. Albruschat

H. Bookhagen

H. Melzer

H. Witting

WV 2.11. (S.M.)

Betr.: mission 6/1979

Redaktionsschluß 6. Nov. 79

Auslieferung: 6. Dezember 1979

Thema	Spalten	Autor
Andacht		Mische
Grundsätzliches zum Jahr des Kindes	4 Sp.	Hollm
Südafrika: Kirchentag in Sowetho	4 Sp. + Bilder	Dreusicke
Südafrika: Unabhängiges Vendaland	3 Sp.	Meissner
Tanzania	4 Sp.	Meissner
Äthiopien	4 Sp.	Hasselblatt
Indien : Umstrittenes Religionsgesetz	3 Sp., evtl. Bild.	Kriebel
Nepal : Christen in Nepal	5 Sp. + Bilder	Fugmann
Japan : Kanai Aimai	4 Sp. + Bilder	Albruschat
Korea: Nach dem Prozess	2 Sp.	Albruschat
Nahost: Bischofseinweihung u.s.w.	3 Sp. + Bilder	Hoffmann/Bookhagen
Wir lassen		Lehmann
Gespräch Raphalani (Kinderfonds)	3 Sp. + Bild	Witting/Meissner
Aus Rundbriefen		Zerbel/Schlee
Aus Ökumene und Mission		Witting
Neue Berichte aus China	3 Sp.	Melzer
Bildbericht vom Basar		Witting
Buchhandlung		Karnetzki
Von Personen	+ Bild	Melzer
Zum Beispiel		Melzer
Wenn einer eine Reise tut		Melzer
Anzeige Buchhandlung		Melzer
1/2 Seite		Melzer
Mittelseiten		Melzer
Titel		Melzer

Zur freundlichen Beachtung:

2 Spalten in mission sind jeweils eine Seite. Wenn 1 Spalte vorgesehen ist, so werden 52 Zeilen à 32 Anschläge geschrieben, 2 Spalten 104 Zeilen usw.

Bei der Andacht sind 52 Zeilen à 42 Anschläge und 52 Zeilen à 32 Anschläge vorgesehen.

Die technische Umstellung auf den Fotosatz erfordert von vornherein klare, einwandfreie Manuskripte. Wir bitten daher, die vorgesehenen Längen der Artikel unbedingt einzuhalten und die Manuskripte entweder mit 32 oder 64 Anschlägen zu schreiben (exkl. Andacht). Außerdem bitten wir dringend, die Manuskripte möglichst bald und nicht erst zum Redaktionsschluß einzureichen.
Herzlichen Dank!

12.10.79

WV

Gott spricht: Meine Gnade soll nicht von dir weichen. Jesaja 54, 10

Gnade bedeutet Zuneigung, Zärtlichkeit, Leben. So will und Gott Dreierlei geben und niemals mehr nehmen:

Seine Zuneigung. Er will sich nicht mehr von uns zurückziehen. Er will sein Herz uns gegenüber niemals mehr verschließen. Er will niemals mehr ohne uns Menschen, ohne sein Volk sein.

Seine Zärtlichkeit. Er will nicht nur unser Gott und Vater sein, sondern mehr, unser Liebhaber. Wie ein Geliebter seiner Geliebten begegnet, so möchte er uns begegnen, voller Wärme und Hingabe. Er möchte uns verwöhnen, damit das Leben schön und aufregend ist und bleibt.

Leben. Er will, daß wir frei atmen, aufatmen und das Leben als Wunder und kostbares Juwel entdecken und annehmen. Denn es ist unvergleichlich und mit einem unendlichen Wert und einer großartigen Würde ausgestattet: Gottes Menschen, Brüder und Schwestern Jesu Christi zu sein.

Wer sehnt sich nicht nach dieser Gnade: dieser Zuneigung und Zärtlichkeit, diesem Leben? Wer möchte nicht ein Stück wenigstens davon in seinem Leben und im Zusammenleben mit den anderen Menschen wiederfinden? Prägt nicht das Gegenteil unsere tägliche Wirklichkeit und Erfahrung? - Gnadenlosigkeit: Härte, Kälte, Tod. Wir sprechen von Solidarität und erziehen schon unsere Kinder zur Härte, damit sie im Leben bestehen und sich durchboxen können. Wir predigen die Nächstenliebe und handeln kalt und rücksichtslos, wenn die eigenen Interessen auf dem Spiel stehen. Wir suchen die Gnade, die Anerkennung meines eigenen kleinen Lebens, und bewundern die am meisten, die sich am erfolgreichsten nach oben gekämpft haben. Wir entwickeln Programme des Friedens und verbreiten Schrecken und Tod.

Gnadenlosigkeit, die in Rücksichtslosigkeit umschlägt, ist mehr das Kennzeichen unserer Zeit als die Gnade. Wieviele Menschen bleiben dabei auf der Strecke? Wieviele Jungs und Altere versuchen, dieser Kälte und Härte zu entfliehen, indem sie sich verweigern oder aus der Gesellschaft aussteigen? Wieviele Menschen liegen wie Strandgut am Rande des allgemeinen Lebensstroms, unbeachtet und vergessen? "Wir dachten, in Deutsch-

land sind alle Menschen glücklich. Aber wir haben mehr traurige und enttäuschte Gesichter gesehen als glückliche. Wie kommt das?", fragten uns unsere Gäste aus Afrika und Nepal, die wir in diesem Jahr eingeladen hatten, am Ende ihres Deutschland-Aufenthaltes. "Wie kommt das?"

Wenn ich die vielen Opfer der Gnadenlosigkeit unserer Zeit wahrnehme, erblicke ich in ihnen das Antlitz Jesu selbst. Er hatte keine Bleibe, wurde an einem menschenunwürdigen Ort geboren, reiste umher mit leerem Brotbeutel, war Anfeindungen, Mißtrauen und Diffamierungen ausgesetzt am Ende ein Opfer der Gondenlosigkeit seiner Zeit, die ihn nicht mehr ertragen konnte, weil sie die Wahrheit Gottes nicht aushalten wollte. Er wurde ausgelöscht, aufgehängt an die zwei Balken der Kälte. Und wenn ich ihn sehe und mit ihm die vielen verzweifelten und bedrückten Gesichter unserer Zeit, höre ich die ganz andere Stimme, die Stimme der Zuneigung und Zärtlichkeit: "Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!"

Und ich verstehen, daß die Gnadenlosigkeit nicht die Wahrheit für uns Menschen ist, sondern die Gnade, das Leben. Und ich verstehe auch das andere, daß Gottes Werken weitergeht und heute ebenso gilt wie damals. Und er forderte nicht auf, aufzustehen und die Stimme zu erheben, wo immer sich die Kälte ausbreitet, wann immer Menschen Opfer einer gnadenlosen Tat werden, wo immer Menschen am Leben verzweifeln, mißverstanden und übergangen werden und sich überflüssig vorkommen. Er möchte, daß wir, jeder auf seine Weise, etwas Wärme verbreiten, neue Zuneigung zum Menschen, zur ausgebeuteten Natur, den mißhandelten Tieren zurückgewinnen..

Nicht Programme, Tagungen, Konferenzen und Leitsätze schaffen mehr Menschlichkeit, sondern eine neue Einstellung zum Menschen, eine neue Wertschätzung, eben Gnade.

E.Mische

33 Zeilen à 70 Anschläge

Gefahr für die Mission in Indien

Im Februar dieses Jahres haben in Ranchi, dem Zentrum der Gossnerkirche, alle christlichen Konfessionen gemeinsam eine riesige Demonstration durchgeführt. Sie begann mit einem Gottesdienst in der lutherischen Kirche und endete nach einem Schweigmarsch durch die Stadt mit einem Gottesdienst in der katholischen Kirche. Das war in Ranchi ein anerhörter Vorgang, das erste gemeinsame öffentliche Auftraten aller Christen in der Stadt.

Die Kirchen sind zu gemeinsamem Handeln herausgefordert. Denn eine gemeinsame Gefahr bedroht sie alle, das "Religionsfreiheitsgesetz", von den Christen das "Anti-Bekehrungsgesetz" genannt.

In der indischen Verfassung ist die Religionsfreiheit garantiert. Jeder darf seinen Glauben bekennen, praktizieren und verkünden (profess, practice, propagate). Außerdem gibt es aber in mehreren indischen Bundesstaaten seit einigen Jahren ein anderes Gesetz, das Bekehrungsversuche verbietet, wenn dabei Gewalt, Bestechung oder andere unlautere Mittel angewandt werden.

Nun brauchte sich über dieses Gesetz niemand aufzuregen, denn welcher aufrichtige Missionar

arbeitet schon mit solchen Mitteln. Aber die Praxis in den betroffenen Bundesstaaten zeigt leider, daß das Gesetz dazu mißbraucht wird, Bekehrungen zum Christentum auch dann zu bestrafen, wenn auch christlicher Sicht keine unlauteren Mittel im Spiel waren, sondern "Heil" zugesagt oder "ewige Verdammnis" angekündigt wurden. Auch solche nicht-materiellen Versprechen oder Drohungen wurden als Gewalt oder Bestechung gewertet, und damit wird das Gesetz im Prinzip auf alle Bekehrungen anwendbar.

Nun hat vor etwa einem Jahr der Abgeordnete Tyagi im allindischen Parlament den Antrag gestellt, daß dieses Gesetz, nach ihm "Tyagi-Gesetz" genannt, in ganz Indien gelten solle. Dagegen haben die indischen Kirchen heftig protestiert, zum Teil wie in Ranchi durch oekumenische Aktionen, und Mutter Theresa aus Calcutta hat einen offenen Brief an den damaligen Ministerpräsidenten Desai und alle Abgeordneten gerichtet. Darin beschwört sie das Parlament dem Lande die Religionsfreiheit zu erhalten.

Durch
Durch den Sturz der Regierung Desai und die nachfolgenden Wirren in der Landespolitik ist der Gesetzesantrag in der Versenkung verschwunden. Die Kirchen können aufatmen.

Aber sie sind gewarnt. Indien
besinnt sich auf seine Tradition.
Und dazu gehört der Hinduismus.
83 % der Inder sind Hindus und
nur 2,6 % Christen. Und diese
kleine Minderheit stammt ganz
überwiegend aus den Gruppen der
Kastenlosen, der niedersten Ka-
sten und aus den nicht-hinduisti-
schen Ureinwohnern, also aus Rand-
gruppen der indischen Gesellschaft.

Die Rückbesinnung Indiens auf
sein kulturelles Erbe, das Er-
wachen eines indischen Selbstbe-
wußtseins sind ein begrüßenswer-
ter Vorgang. Darüber sollten wir
uns freuen. Aber wenn es sich ge-
gen Minderheiten richtet, die
dem Lande nicht schaden, sondern
des Landes Bestes suchen, dann
ist Widerstand geboten. Die indi-
schen Kirchen haben die Herausfor-
derung erkannt und angenommen.
Sie sind sich dabei sogar näher
gekommen.

Freilich ist das Anti-Bekehrungs-
gesetz auch eine Anfrage an die
Kirchen Indiens. Haben sie sich
wirklich in Indien heimisch ge-
macht, oder bieten sie noch den
Eindruck vom Ausland abhängiger
oder gar gesteueter Organisatio-
nen? Wie indisch sind die Kirchen
Indiens? An dieser Frage könnte
sich ihre Zukunft entscheiden.
Denn nur Kirchen, die ganz indisch
sind, werden den Angriff auf die
Religionsfreiheit überleben können,
wenn sich dieser Angriff zugleich

gegen kulturelle Überfremdung
aus dem Westen richtet.

Siegwart Kriebel

Betr.: mission 4/5 1979
 Redaktionsschluß 2/8/79
 Erscheinungstermin 21/9/79



Thema	Spalten	Spalten	Autor
Andacht		s.S. 2	Bischof Dr. Kruse
Grundsätzliches		4 Sp.	Hollm
<u>Südafrika</u>			
Einweihung Kirchenzentrum Seshego		+ Bilder	Meissner/Volker
Kratzenstein		4 Sp. + Bild	Knappe
<u>Tanzania</u> Besuch in Tanzania		3 Sp. (evtl. mit Bild)	Dr. Zerbel/Volker
4 Katecheten nach Tanzania		3 Sp.	Diekmann
<u>Japan</u>	}	4 Sp.	Albruschat
<u>Korea</u>			
<u>Äthiopien</u> Religionsverfolgung und Presse			Hasselblatt
<u>Nahost</u> Als Araber in Berlin		4 Sp. + Bild	Kumsiyeh/Hofmann
<u>Sambia</u> Situationsbericht		3 Sp. + Bild	<u>Kriebel</u>
<u>Wenn einer eine Reise tut.....</u>		3 Sp.	Horn/Volker
<u>Gespräch</u> Sylten		3 Sp.	Witting
<u>Texte</u> Worte an die Christen in Deutschl. Synodenbeschlüsse zu: - Äthiopien - Früchteaktion			
Kirchentagresolution zu Taiwan			

Thema	Spalten	Autor
<hr/>		
<u>Mission bei uns</u>		
Aussendung Stampfli	(mit Bild)	Zimmermann/Bookhagen
Konde-Chor	3 Sp. + Bild	Zimmermann/Bookhagen
<u>Wir lesen</u>		
Athiopienbuch		Scharf
+ Stehsatz		Witting
<u>Kästen</u>		
Bazar	1/2 Seite	Bookhagen/Melzer
Übrigens.....	1 Sp. (etwa 1/2 Seite)	Melzer
<u>Zum Beispiel</u>		
Frauen in der Dritten Welt		
<u>Personalia (möglichst mit Portraitbildern)</u>		
Frau Müller		Lehmann
Pastor Modiba		Lehmann
Meissner	3.	
Bluhm		
Knappe		Volker
<u>Mittelseiten:</u> Jumbo und Chelonia		Hasselblatt/Melzer
<u>ZUR FREUNDLICHEN BEACHTUNG!!!</u>		

2 Spalten in mission sind jeweils eine Seite. Wenn 1 Spalte vorgesehen ist, so werden 52 Zeilen à 32 Anschläge geschrieben, 2 Spalten 104 Zeilen usw.

Bei der Andacht sind 52 Zeilen à 42 Anschläge und 52 Zeilen à 32 Anschläge vorgesehen.

Die technische Umstellung auf den Fotosatz erfordert von vornherein klare, einwandfreie Manuskripte. Wir bitten daher, die vorgesehenen Längen der Artikel unbedingt einzuhalten und die Manuskripte entweder

mit 32 oder 64 Anschlägen zu schreiben (exkl. Andacht)

Außerdem bitten wir dringend, die Manuskripte möglichst bald (noch vor dem Urlaub!) und nicht erst zum Redaktionsschluß einzureichen.

Herzlichen Dank!

12/7/79

Witting

Aufregende Nachrichten aus Zambia:

In der Kreisstadt Choma sind am

helllichten Tage zwei Mitglieder

des Gossner Service Teams beim

5 Verlassen des christlichen Buch-

ladens auf offener Straße verhaf-

tet und dabei als rhodesische Spi-

one verdächtigt worden. Mit vor-

gehaltenem Maschinenpistolen wur-

10 den sie auf die Polizeistation

gebracht und dort stundenlang ver-

hört, ehe die Beschuldigungen fal-

lengelassen wurden. Für ihre Per-

sonalpapiere interessierte sich

15 niemand. Dabei führten sie nicht

nur ihren Personalausweis bei sich,

sondern auch spezielle Empfeh-

lungsschreiben des Distrikt-Se-

kretärs von Gwembe-Süd, in denen

20 bestätigt war, daß sie in einem

zambischen Regierungsprojekt ar-

beiten. Ihre Wagen sind als Pro-

jektfahrzeuge gekennzeichnet.

Seit vielen Monaten legen die

25 Mitarbeiter der Gossner Mission

im Karibatal im Süden Zambias an

der Grenze nach Zimbabwe-Rhode-

sien in einer ständigen Spannung.

Ihr Projektgebiet ist praktisch

30 Kriegsgebiet. Freiheitskämpfer

der ZANU halten sich entlang der

Grenze auf, Rhodesische Truppen

suchen ihre Verstecke auf zambi-

schem Gebiet. Zambische Truppen

35 versuchen, die Kontrolle der

Grenzgebiete zu behalten. Wer will

da wissen, wem er demnächst über

den Weg laufen und wie sich der

andere dabei verhalten wird. Wer

40 ist verantwortlich und bei wem

kann man Hilfe finden, wenn man

von den Freiheitskämpfern oder

von rhodesischen Soldaten belä-

über die

stigt oder verletzt wird? Von
45 dieser Unsicherheit und Span-
nung sind die Mitglieder des
Gossner Service Teams ebenso
betroffen wie die einheimische
Bevölkerung. Bisher ist es zum
50 Glück nur zu kleineren Zwischen-
fällen gekommen. Polizei und Ar-
mee in Zambia tun ihr Möglich-
stes, um die Sicherheit aller
zu gewährleisten.

55
Wenn dann noch einmal jemand von
unbekannten Bewaffneten gestoppt
und auch belästigt oder gar miß-
handelt wird, dann handelt es
60 sich meist um Angetrunkene, und
man zögert, solche Zwischenfäl-
le als Kriegsauswirkungen zu beur-
teilen, denn so etwas kann jeder-
zeit und überall vorkommen. Der
65 Zwischenfall in Choma allerdings
wiegt schwerer. Unsere Mitarbei-
ter sind von einer größeren, ihnen
unbekannten Zuschauermenge als
rhodesische Spione verdächtigt
70 und als solche verhaftet worden.
Wer garantiert, daß einer der zu-
fälligen Zeugen dieses Vorgangs
nicht bei anderer Gelegenheit
denselben Verdacht in bestem
75 Glauben wiederholt und damit eine
Lynchjustiz auslöst? Erfreulicher-
weise haben auch die zambischen
Behörden diesen Vorfall sehr
ernst genommen und den Schutz
80 für unsere Mitarbeiter noch ein-
mal verstärkt.

Was sich in solchen Zwischenfäl-
len zeigt, ist außerordentlich
85 bedrückend. Die zambische Bevöl-
kerung ist bekannt als ganz be-

sonders freundlich, auch gegen-
über Weißen. Aggressionen gegen-
über Fremden hat es in der Ver-
gangenheit kaum gegeben. Aber
90 der jahrelange Befreiungskrieg
um Zimbabwe-Rhodesien hat seine
Spuren hinterlassen. Die Propa-
ganda gegen das Smith-Regime,
95 die ständigen Aufrufe zur Wach-
samkeit gegenüber Spionen haben
die Menschen mißtrauisch gemacht.
Die wirtschaftlichen Schwierig-
keiten aufgrund der Blockade
100 zwischen Rhodesien und Zambia
machen die Leute ungeduldig. Die
Anwesenheit der Freiheitskämpfer
wird seit den Bombenangriffen
auf Lager bei der Hauptstadt Lu-
105 saka zunehmend als belastend und
gefährlich empfunden. Die Men-
schen sind verunsichert. Wer-

Wer kann nicht in dieser Situa-
110 tion die Familie verstehen, die
mit ihren drei kleinen Kindern
vor kurzem nach Hause zurückge-
kehrt ist, weil sie die Spannung
nicht mehr ertragen konnte. Die
115 anderen Mitarbeiter aber, die
sich entschieden haben dortzu-
bleiben, zum Teil auch mit klei-
nen Kindern, verdienen großen
Respekt und unsere ständige Für-
120 bitte. Das gilt ganz besonders
für die Familie, die gerade jetzt
in voller Kenntnis der Situation
nach Zambia ausreist, und für
eine weitere Mitarbeiterin, die
125 sich auf die Ausreise dorthin
vorbereitet.

Und wer kann nicht den zambischen
Bruder verstehen, der unsere Ein-

130 ladung in die Bundesrepublik und zum Kirchentag unter anderem deshalb nicht gefolgt ist, weil er seine große Familie, bestehend aus vier Frauen und über zwanzig Kindern, in diesem Grenzbiet zwischen Zimbabwe und Zambia nicht allein lassen wollte.

Dabei geht es ja gar nicht nur
140 um Zimbabwe. In Zambia leiden die Menschen unter den Auswirkungen des Konflikt im gesamten südlichen Afrika. Und Ruhe wird wohl auch erst einkehren, wenn die politische 145 Gleichberechtigung der schwarzen Bevölkerung im ganzen südlichen Afrika erreicht ist. O, Gott, wie lange wird das noch dauern, mit wieviel Leiden wird der Weg 150 dorthin noch bedeckt sein, und was können und müssen wir tun, damit dieser Weg bald an sein Ziel kommt?

75

155 S. Kriebel

Projektkalender 1982 Indien

Kirchbau in wachsenden Städten Indiens

In Indien wächst die Kirche. Wachsende und neue Gemeinden brauchen neue oder größere Kirchen.

Auch in Indien sehen Dorfkirchen anders aus als Stadtkirchen. Auf den Dörfern genügen in der Regel kleine, selbstgebaute Gebäude für die überschaubare Gemeinde. Solche Kirchen sind billig, zumal die Bauern ~~da~~ der Trockenzeit nicht auf ihren Feldern sind und ihre Kirchen selbst bauen können.

In den wachsenden Großstädten ist das anders. Die Gemeinden sind ~~zahlen-~~ mäßig so groß und das Bauen in der Stadt ist so teuer, daß die Gemeinden die benötigten größeren Kirchen nicht selbst finanzieren können. Zumindest nicht in absehbarer Zeit.

Nun wäre es allerdings ungerecht, wenn die Stadtgemeinden, deren Mitglieder in der Regel ein gesichertes, wenn auch kleines Einkommen haben, den armen Dorfbauern gegenüber durch Zuschüsse zu ihren Kirchbauten zusätzlich bevorzugt würden. Die Stadtchristen sind auch durchaus bereit, für ihre Kirchen aufzukommen. Nur brauchen sie Jahrzehnte, bis sie das Geld beisammen haben.

Aus diesem Grund soll jetzt in der Gossnerkirche ein Kirchbau-Fond aufgebaut werden, aus dem die Kirche Baukredite vergeben kann. Auf diese Weise können die Gemeinden schneller zu einer Kirche kommen, ohne dafür Geschenke annehmen zu müssen. Diesen Fond können natürlich auch Landgemeinden in Anspruch nehmen.

Für den Aufbau des Kirchbau-Fonds erbitten wir Ihre Hilfe.

Hilfe für mutterlose Babies

Im Gwembetal sterben noch viele Mütter kurz nach der Geburt, falls keine Dorfklinik in erreichbarer Nähe ist. Natürlich wird dann eine andere Frau aus der Verwandtschaft das Kind zu sich nehmen und aufziehen. Aber nicht immer ist eine neue Mutter vorhanden. In manchen Fällen muß ein junges Mädchen für das Baby sorgen, die noch nicht stillen kann und im Umgang mit Babies noch unerfahren ist. In solchen Fällen hat das Baby kaum eine Überlebenschance.

Mit Hilfe der Gossner Mission ist im Gwembe-Süd-Entwicklungsprojekt jetzt Hilfe für solche mutterlose Babies organisiert worden. Die jungen Ziehmütter ziehen für eine Übergangszeit in ein bereitgestelltes Haus. Gleichzeitig werden sie in Säuglingspflege und -ernährung unterrichtet. Am Anfang erhalten sie kostenlos Milchpulver. Nach der Heimkehr werden die Ziehmütter noch für eine längere Zeit beraten, insbesondere bei der Zusammenstellung und Zubereitung der Nahrung. Sie sollen regelmäßig zur nächsten Krankenstation kommen, damit das Baby gewogen und untersucht werden kann.

Um den ersten Bitten um Hilfe sofort entsprechen zu können, hat eine Krankenschwester des Gossner Service Teams zunächst die Beratung übernommen. Sie soll so bald wie möglich von einer zambischen Fachkraft abgelöst werden.

Natürlich werden auch die Maßnahmen zur Verminderung der Müttersterblichkeit in diesem Zusammenhang intensiviert.

Unterbringung, Unterweisung und Versorgung der Ziehmütter verursachen Kosten. Dazu erbitten wir Ihre Hilfe.

Betr.: Beitrag zum Projektkalender 1980

Medizin-Station in Kanchindu

Große und teure Krankenhäuser kann sich Zambia nur in den größeren Städten leisten. Auch kleinere Kliniken gibt es nur weit verstreut im Land. Da das Transportwesen für die Landbevölkerung wenig entwickelt ist, sind diese Krankenhäuser von Menschen, die im Busch leben, nur schwer zu erreichen. Darum hat die Regierung von Zambia vor einigen Jahren begonnen, in den ländlichen Gebieten kleine Medizin-Stationen zu errichten, die bevölkerungsnah sind und den Menschen eine medizinische Grundversorgung bieten.

Die Gossner Mission arbeitet seit mehreren Jahren in einem ländlichen Entwicklungsprojekt im Gwembetal, Süd-Zambia, mit, um die Lebensbedingungen der Tongas, der dort ansässigen Menschen, zu verbessern. Sie beschäftigt auch zwei Krankenschwestern im Gesundheitswesen.

In Kanchindu, einem kleinen Dorf in der Nähe des Kariba-Stausees, befindet sich die medizinische Versorgung seit längerer Zeit in einem trostlosen Zustand. Diesen Zustand möchte die Bevölkerung ändern. Voraussetzung dafür jedoch ist ein entsprechendes Gebäude, in dem die Medikamente aufbewahrt und die Patienten untersucht und behandelt werden können. Da die Regierung kein Geld hat, bemühen sich die Dorfbewohner, die nötigen Mittel aus eigener Kraft aufzubringen. Doch sie sind sehr arm, darum würde es Jahre dauern, bis das Ziel erreicht ist. Die Gossner Mission möchte die Eigeninitiative der Bevölkerung unterstützen und mithelfen, daß in Kanchindu bald eine neue Medizin-Station errichtet wird.

Projekt-Kalender 1980

Genossenschaft in Assam

In den Mikir Hills am Rande des Brahmaputra-Tals im indischen Bundesstaat Assam arbeiten seit einigen Jahren Missionare der Gossnerkirche. Einige kleine Gemeinden sind entstanden. Die Menschen sind sehr arm.

Zugleich sind sie aber geschickt im Herstellen von Waren aus Bambus und Schilf, sowie im Weben schöner Tücher. Aber die Beschaffung des Materials und der Verkauf der Waren sind schwierig. Die Stadt ist weit, Ersparnisse zum Materialeinkauf sind nicht da, der Transport der Waren zum Markt ist teuer.

Eine christliche Gemeinde in den Mikir Hills hat jetzt eine Genossenschaft gegründet, um diese Probleme zu meistern. Die ersten Mitglieder sind Christen. Aber die Genossenschaft steht allen offen, die in der näheren Umgebung wohnen. Zur Lagerung des Materials und der fertigen Waren wird ein Lagerhaus gebraucht. Zur Arbeit wollen die Genossen auch lieber zum Zentrum kommen, so daß auch dafür noch ein Raum gebraucht wird.

Der Pastor der Gemeinde wird die gewählten Leiter der Genossenschaft in der ersten Zeit beraten und weiterbilden.

Ein Farb-Stra mit Frauenkopf werden abgeliefert.

Dafür muss noch ein Unterkunft gebraucht werden

VERMERK

BERLINER MISSIONSWERK

Von: Melzer

Datum: 27.9.79

An : Kollegium

Verteiler: KGS

Betr.:

Projektkalender 1980

Bookhagen

Meißner

Diekmann

Melzer

Dreusicke

Kriebel

Dr. Hasselblatt

Albrusokat

Hoffman

Hollm

Ich bitte in der Kollegiumssitzung vom 2.10.79 folgende Aufteilung der Gebiete auf die einzelnen Monate zu beraten, u.U. abzuändern und zu beschliessen.

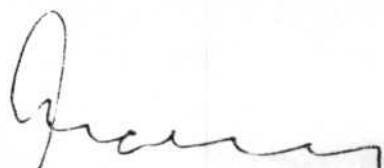
Für Projekt des Jahres : Allgemeine Hilfsaktionen
z.B. für Flüchtlinge aus Südafrika,
für Opfer von Krieg, Revolution und
Hungersnot in Äthiopien usw.

Januar	- Gossner-Mission
Februar	- Südkorea
März	- Südafrika
April	- Nothilfe Äthiopien
Mai	- Nahost
Juni	- Tansania
Juli	- Südafrika
August	- Japan und Taiwan
September	- Tansania
Oktober	- Gossner-Mission
November	- Nahost
Dezember	- Pfarrer-Gehälter Südafrika

Die Projektsbezeichnung wird sich aus den von den Gebietsreferaten benannten Projekten ergeben.

Ich muß noch einmal dringend darum bitten, soweit noch nicht geschehen, die Projektbeschreibungen und gewünschten Bilder (Farbdias) bis spätestens 4.10.79 abzuliefern.

Als Hauptthema für den Kalender bietet sich das Thema des diesjährigen Kirchentages "Hoffnung" an (1. Thess. 4,17 "Damit ihr nicht traurig seid wie die anderen, die keine Hoffnung haben").



BMW - Projekt des Monats, 1979: Maismühlen für Zambia

Wie malerisch sieht es doch aus, wenn kräftige junge Männer, das Baby auf dem Rücken, mit rhythmischen Bewegungen den Mais stampfen. Das ist Musik, das ist Tanz, aber das ist auch schwere Arbeit. Der Stampfer aus Hartholz ist armdick und anderthalb Meter lang. Der tägliche Zeitaufwand zählt nach Stunden. Was könnte die Frau in dieser Zeit alles erledigen: im Gemüsegarten, beim Wasserholen, bei der Instandhaltung der Wäsche, oder in einer Frauengruppe, in einem Weiterbildungsprogramm.

Es gibt einfache Maismühlen, die jedoch für eine einzelne Familie zu teuer sind. Außerdem wäre die Mühle von nur einer Familie nicht ausgelastet. Mehrere müssen sich zusammenschließen. Das ist etwas Neues. Die Frauen fürchten die Schwierigkeiten, die mit gemeinsamem Besitz und gemeinsamer Benutzung verbunden sind. Das muss einmal beispielhaft vorgeführt werden. Wenn die Frauen sehen, dass es irgendwo in ihrer Nähe funktioniert, werden sie diese Erleichterung auch gern bei sich organisieren.

Aber die ersten Maismühlen müssen angeschafft werden. Das Gossner Service Team im Gwembetal im Süden Zambias geht mit diesem Programm auf einen ausdrücklichen Wunsch der Bevölkerung ein. Die Frauen wollen ihre Zeit sinnvoller verwenden als bisher.

B e s c h l u s s v o r l a g e

Sitzung des Verwaltungsausschusses des Kuratoriums der Gossner Mission
am 13.Oktober 1977 in Stapelage

Der Verwaltungsausschuss beschliesst die Anstellung von Herr Klaus Jankowski zur Mitarbeit im Gossner Service Team in Zambia mit Wirkung vom 1.Februar 1978 nach einer Vorbereitungszeit vom 1.Dezember 1977 bis 31.Januar 1978.

+++++

Angaben zur Person

Klaus Jankowski,

Ingenieur (grad) für Wasserwirtschaft, geboren am 22.Juni 1947 in Beckedorf, römisch-katholisch, nach Praktika und Studium in Suderburg als Entwicklungs-helfer in Nepal 1969-1971 (Deutscher Entwicklungsdienst), anschliessend Studium des Wasserbauwesens an der TU Hannover 1971 - 1973, seitdem ohne Anstellung. Verheiratet seit 1974 mit

Una Jankowski, geb. Burns,

Krankenschwester und Hebamme, geboren am 3.6.1947 in London, Engländerin, römisch-katholisch, Büroarbeit 1964 - 1967, Ausbildung als Krankenschwester und Hebamme in London und Bristol 1967 - 1971, Arbeit als Krankenschwester in Hannover seit 1972. Kinder:

Daniel, geboren am 21.September 1975

Dominik und Nicolas, geboren am 11.August 1977.

1979

BMW - Projekt des Monats: Dorfberatung in Nepal

Wie kann den Ärmsten auf der Welt geholfen werden? Für moderne Geräte fehlt ihnen meistens das Geld, eine Berufsausbildung haben sie nicht erhalten, oft nicht einmal eine Grundschulbildung. Mehr und mehr setzt sich die Erkenntnis durch, dass solchen Menschen am besten damit geholfen ist, dass sie lernen, die ihnen vertrauten Tätigkeiten besser auszuüben und aus den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln mehr zu machen.

Nepal gehört zu den ärmsten Ländern der Erde. Der Boden ist knapp in diesem Hochgebirgsland, Erosion bedroht die gesamte Landwirtschaft. Aber zusätzlich verlieren die Menschen in den Dörfern einen erheblichen Teil ihrer Ernten dadurch, dass sie ihre Lebensmittel nicht sicher genug aufbewahren und vor dem Verderben schützen können. Nagetiere, Insekten, Bakterien vernichten im Laufe des Jahres einen Teil der Vorräte.

Die Vereinigte Nepalmission hat jetzt mit der nepalesischen Regierung die Durchführung von Dorfberatungsprogrammen vereinbart. Zu diesen Programmen gehört auch die Beratung der Menschen darin, wie sie ihre Früchte landwirtschaftlichen Erzeugnisse weiterverarbeiten, haltbar machen und sicher lagern können. Zwei Mitarbeiter der Gossner Mission sind in diesem Programm eingesetzt.

noch nicht vorgelegt, sondern erst auf der Januar-Sitzung 1978 des Kuratoriums beschlossen. Bis dahin wird nach den Ansätzen des Haushalts 1977 gewirtschaftet.

Ad 4.

Verwaltungsausschuss stellt fest, dass nach dem Rücktritt der Kuratoren Krapf und Riess die Herren Vögeli und Hertel nachgerückt sind. Die Missionsleitung macht Namensvorschläge für deren Stellvertreter; darüber wird im Januar 1978 beschlossen.

Durch die Suspendierung des Beirats Mainz verliert dessen Vorsitzender Herr Ehlers seinen Platz im Verwaltungsausschuss. Er ist aber wiederum Mitglied im Kuratorium.

Durch das Ausscheiden von Frau Springe ist ein weiterer Platz im Verwaltungsausschuss vakant. Diese zwei Plätze sollen Anfang 1978 neu besetzt werden.

Ad 5.

Die Anfrage von Frau Hohmann wegen der Mitgliedschaft von Gossner-Mitarbeitern im Beamtenheimstättenwerk soll von der Besoldungsabteilung des Kuratoriums (Herr Jännerjahn) bearbeitet werden. ^{Konsistoriums}

Weg + Wahrh. 17.2.80

6A

Rheinhessen

Direktor Momba aus Zambia: Gute Erinnerungen an Worms

Grundschuldirektor Stephan S. Momba aus Zambia, der anlässlich des „Gottesdienstes im Grünen“ vor einer großen evangelischen Gemeinde im Pfrimmpark gepredigt hatte, bedankte sich jetzt nochmals bei der Matthäus-Gemeinde für die Gastfreundschaft in Worms: „Ich erinnere mich gerne an meine glücklichen und vielseitigen Erfahrungen in Worms.“ Über die Lage an der Südgrenze Zambias schreibt er: „Die Situation scheint sich seit dem Waffenstillstand der Rebellenkolonie (Rhodesien) zu entspannen. Es ist für die Länder der dritten Welt schwierig, zu einem annehmbaren Einverständnis zu kommen, denn jedes Land hat seine eigenen Probleme. Nach den Sommerferien wird unsere Schule bald wieder geöffnet. Es werden 26 Klassen von je 40 bis 45 Schülern sein und nur 25 Lehrer zum Unterrichten.“

Vor hundertfünfzig Jahren entstand die Lutherische Gossner-Mission

Landessuperintendent i. R. Hans-Helmut Peters aus Celle berichtete eindrucksvoll über Arbeit in den Ländern

Ostfriesland. Zu einem eindrucksvollen Lichtbilderbericht über seine Begegnung mit Christen in Indien und Nepal konnte Pastor Kortmann Landessuperintendent i. R. Hans-Helmut Peters aus Celle vor einem interessierten Zuhörerkreis im Gemeindehaus Ringstraße begrüßen.

Landessuperintendent Peters wiederholte seinen Bericht am darauffolgenden Tag im Seniorenkreis im Gemeindehaus Mergelstraße. Als langjähriger stellvertretender Vorsitzender des Kuratoriums der Gossner Mission hatte der Referent Gelegenheit, während verschiedener Besuchs- und Visitationsreisen – zuletzt Ende 1978 – sich von dem Leben der Christen in diesen Ländern ein Bild zu machen.

Anhand ausgezeichneter eigener Dias führte er seine Zuhörer zunächst nach Indien und berichtete über die vor 150 Jahren entstandene, heute selbständige lutherische Gossner-Kirche.

Diese Kirche stehe in einer engen inneren Verbindung zu den Gemeinden in Deutschland, und hier besonders in Ostfriesland. Es bestünden viele persönliche Kontakte, die die Christen der Gossner-Kirche und der ostfriesischen Gemeinden wechselseitig bereichern.

Von den 500 Millionen Einwohnern dieses von einer Bevölkerungsexplosion betroffenen Landes bekenne sich nur ein sehr kleiner Prozentsatz zu einer der christlichen Kirchen. Es sei aber überraschend zu sehen, wie Züge aus der Heiligen Schrift in Indien auch unter der nichtchristlichen Bevölkerung lebendig seien. 110 ordinierte Pfarrer, von denen jeder 10 bis 25 Prediger als Helfer zur Seite habe, stünden im Dienst der indischen Gossner-Kirche. Im zweiten Teil seines Vortrages sprach Landessuperintendent Peters über das Engagement der Gossner Mission in Nepal, wo sie einer völlig anderen Situation gegenüberstehe. Bis vor 25 Jahren sei dieses Land für Fremde verschlossen gewesen. Es sei eines der wenigen Königreiche auf Erden mit einer Staatsreligion, nämlich dem Hinduismus.

Wenn jemand von dieser Religion abwendig gemacht werde und sie verlasse, müsse er bis zu vier Jahren ins Gefängnis; wer jemanden abwendig mache, werde mit 6 Jahren Gefängnis bestraft.

Ergreifend war zu hören, unter welchen Schwierigkeiten die kleine Gruppe von etwa 2500 Christen in diesem Land lebt und wie mancher Christ selbst den Auf-

enthalt im Gefängnis als Chance nutzt, von seinem Glauben Zeugnis zu geben. Auf dem Gebiet der Gesundheitsfürsorge, Schulen, Entwicklung der Handwerke und für die Nahrungsmittelkonservierung sei der König auf Hilfe angewiesen. Dadurch seien Missionsgesellschaften, die am Rande Nepals gearbeitet hätten, ins Land gekommen, hätten einen Staatsvertrag abgeschlossen, in dem sie sich verpflichteten, Nepal zu helfen, und zwar „im Namen Jesu“.

Im Gegensatz zu Indien gebe es aber in Nepal keine Missionierung, Mission geschehe vielmehr durch das Da-Sein der Christen. An ihrer Existenz solle etwas ablesbar sein von ihrem Glauben.

Auf diese Weise seien Mitarbeiter von 30 Missionsgesellschaften, hauptsächlich aus Skandinavien, in Nepal tätig, die sich zu diesem Dienst zusammengeschlossen hätten, unter ihnen auch vier Mitarbeiter der Gossner Mission aus Deutschland.

Landessuperintendent Peters war vor seinem Vortrag in Emden in mehreren ostfriesischen Gemeinden zu Gast, um über die Arbeit der ihm am Herzen liegenden Gossner Mission zu berichten.

Foline Welland

nehmen können oder es nicht gern wollen. Es wäre gewiß interessant und aufschlußreich, einmal der Frage nachzugehen, warum Menschen sonntags nicht zur Kirche gehen, aber gerne an einem Wochentagabendgottesdienst teilnehmen würden.

Sicherlich hängt die Veränderung – eventuell Verlagerung – des Gottes-

Die Menschen sind nicht für die Kirche da, sondern die Kirche für die Menschen.

Jan

Flavia und Miriam

„Wir, die Kirche“

Vorkonfirmanden aus Wittmund gestalteten selbst den Gottesdienst

Wittmund. In der Nicolaikirche fand ein von Pastor Grünwald gehaltener Gottesdienst unter Mitwirkung von 18 Vorkonfirmanden statt. Eingefunden hatten sich neben anderen Gottesdienstbesuchern auch viele Vorkonfirmanden-Eltern und Bekannte, die nun miterleben konnten, wie Jugendliche eine Feierstunde nach eigenem Erleben gestalteten.

Erst am Tage vorher war diese erste Gruppe der Vorkonfirmanden von einer

Freizeit aus Westeraccumersiel zurückgekommen; sie boten am Sonntag in der Nicolaikirche neben dem Gottesdienst noch eine Ausstellung von Collagen, die auch in aktueller Weise das Thema der Freizeit „Wir, die Kirche“ behandelten.

Im CVJM-Heim in Westeraccumersiel, es handelt sich um zwei Häuser, fanden Freizeiten für Vor- und Hauptkonfirmanden aus Wittmund statt. Diese Zusammenkünfte standen unter der Leitung von Pastor Grünwald (Witt-

lebte hier Pastor E. Barbeck) und seiner Familie. Dann wurden die Räume vermietet; sie waren nun aber schon länger nicht mehr gründlich renoviert, wie es erforderlich war. Vor etwa zwei Jahren entschloß sich der Vorstand der Kapellengemeinde, das alte Pfarrhaus zu veräußern.

Der neue, aus Abens stammende Besitzer ließ die vermutlich aus dem 16. Jahrhundert stammenden Teile, den Stall- und den „Blauen-Zimmer“-Anbau, entfernen und das Haus vollständig umgestalten.

wk

mund), außerdem wirkten mit Diakon Kaun, Katechetin Hesebeck, eine Schülerin von der Krankenpflegeschule und mehrere jugendliche Mitarbeiter. In den Tagen kamen Freude und Spiel nicht zu kurz.

Der Gottesdienst mit den Vorkonfirmanden in der Nicolaikirche bestätigte, daß die Jugendlichen innerlich rege teilnehmen an religiösen Fragen, wenn die Wege dazu ihnen in sinnvoller Weise gezeigt werden.

W-I

Alte Schule wird Gemeindehaus

Stedeldorf. Die Gemeinde Stedeldorf plant die Erweiterung ihrer Grundschule. Die künftige Pausenhalle soll in diesem Zusammenhang als Mehrzweckhalle eingerichtet werden, in der Schulfeste wie auch Veranstaltungen der Kir-

benutzt und das der Gemeinde Stedeldorf gehört, zu kaufen.

Die Kirchengemeinde Stedeldorf hat keine Aussicht, Mittel für ein neues Gemeindehaus bewilligt zu bekommen. Wenn ein Verkauf des Schulgebäudes

CVJM plan

Veranstaltungen unter

Ostfriesland. In der Woche vom 23. bis 28. März veranstalten die Kirchengemeinden Ostgroßefehn, Aurich-Oldendorf und Mittegroßefehn, Spetzerfehn

GESCHICHTE DER GOSSNER MISSION

Beginn durch Pfarrer Johannes Evangelista Gossner 1836 in Berlin, Aussendung von Missionaren in alle Kontinente, auch zu deutschen Auswanderern nach Nordamerika. Permanente Missionsarbeit nur im Nordosten Indiens. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wieder Ausweitung der Arbeit, zunächst durch vielfältiges Zeugnis unter Arbeitern und Kirchenfremden. Seit 1954 hat die "Gossner Mission in der DDR" als selbständige Organisation diese Arbeit weiterentwickelt. In der Bundesrepublik Aufbau eines Zentrums für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft seit 1950 in Mainz-Kastel, ab 1970 in Mainz. Zusätzliche Übersee-Aufgaben in Nepal (seit 1968) und Zambia (seit 1970).

15 Zeilen à 55 Anschläge

INDIEN

"Vom Missionsfeld zur Partnerkirche"

1845 kamen die ersten Gossner-Missionare nach Ranchi im indischen Bundesstaat Bihar. 1919 wurde die Kirche, die aus dieser Arbeit entstand, selbständig. Seit dem Zweiten Weltkrieg haben aus Deutschland nur noch einige Experten in Entwicklungsprojekten und Theologen am Theologischen College der "Evangelisch-Lutherischen Gossnerkirche in Chotanagpur und Assam" mitgeholfen. 1969 hat die Gossnerkirche einen Vertrag mit der Gossner Mission geschlossen, indem die finanzielle Zusammenarbeit für die Zukunft abgesteckt worden ist. Deutsche Mitarbeiter sind zur Zeit nicht in Indien.

Die Gossnerkirche hat jetzt fast 400.000 Mitglieder. Die meisten davon sind Adivasi, d.h. indische Ureinwohner, die außerhalb der indischen Kastengesellschaft leben und deshalb unter vielen Benachteiligungen leiden. Diese Kirche braucht Hilfe, denn sie ist eine arme Kirche. Wir unterstützen vor allem die Arbeit von etwa 200 indischen Gossner-Missionaren (nur 2,6 % aller Inder sind Christen) und einige Entwicklungsprojekte der Gossnerkirche.

7 Landeskirchen in der Bundesrepublik unterstützen die Gossnerkirche in Indien durch die Gossner Mission. Darüber hinaus verstärkt die Gossner Mission die Beziehungen zwischen den indischen und deutschen Gemeinden und Christen durch ein gegenseitiges Besuchsprogramm.

G E M E I N D E D I E N S T

Eine wichtige Aufgabe sehen wir in den Besuchen
der Gemeinden. Dadurch versuchen wir,

über die vielschichtigen Probleme in den Über-
see-Ländern zu informieren

Verständnis für die unterschiedlichen Kultur-
en und Lebensgewohnheiten der Menschen zu
wecken, und damit für die verschiedenen Auf-
gaben des christlichen Zeugnisses und sozialen
Dienstes

und uns die eigene Verantwortung bewußt zu
machen.

Als Glieder der weltweiten Christenheit gehören wir
zusammen und teilen die Erwartungen und Sorgen der
Menschen bei uns und in Übersee. Wir haben nur
eine gemeinsame Zukunft oder gar keine mehr.

Darum verbindet uns nicht Mitleid mit den Menschen,
die in Armut und Elend leben, sondern die gemein-
same Hoffnung, daß Jesus Christus uns befähigt,
für eine gerechte und menschliche Weltgemeinschaft
zu kämpfen, in der die Güter dieser Erde in glei-
cher Weise verteilt werden und die Würde aller
Menschen respektiert wird. Das bedeutet, daß wir
uns in unserem Land zu fragen haben, welche persön-
lichen Konsequenzen auf uns zu kommen, und auf welche
Veränderungen in unserem Land hingewirkt werden muß,
wenn wir sorgfältig und aufmerksam auf die Stimme
unserer Schwestern und Brüder in Übersee hören.

Die Arbeit in Übersee will darum die Eigenständig-
keit und das Selbstbewußtsein der dort lebenden
Gemeinden und Menschen stärken. Sie kann nur glaub-
würdig geschehen, wenn sie von den Gemeinden und
Christen bei uns unterstützt wird und uns an unsere
eigene Verantwortung bindet.

M A I N Z

Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft

Mission in sechs Kontinenten heißt auch: Mitarbeit an den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Fragen unseres Landes.

Angst um Arbeitsplätze

Rationalisierung und Veränderung der Arbeit

weltweiter Konkurrenzkampf

bedrängen Menschen bei uns. Sie stehen vor einer ungewissen Zukunft. Gibt es Möglichkeiten für eine Humanisierung der Arbeit?

- eine Chance für alternative technische und ökonomische Entwicklungen?

Was muß bei uns geschehen, damit Menschen in der 3.Welt die Chance einer menschenwürdigen Entwicklung ihrer Länder bekommen?

Im Gossner-Zentrum in Mainz versuchen wir in ökumenischer Offenheit mit Bürgergruppen, Kirchengemeinden, Gewerkschaften und Betrieben an dieser Zukunftsaufgabe mitzuwirken.

In Industriepraktika und längerfristigen Seminaren werden zukünftige kirchliche Mitarbeiter in die Probleme der Arbeits- und Wohnwelt eingeführt und bedenken miteinander die Konsequenzen dieser Erfahrungen für ihre zukünftige Arbeit in Kirche und Gesellschaft.

30 Zeilen à 55 Anschläge

GOSSNER MISSION

Handjerystraße 19/20

1000 Berlin 41

Tel. 030 - 85 10 21

Postscheckkonto Bellén West 520 50-100, BLZ 100 100 10

Bankkonto Nr. 0407480700 Berliner Bank, BLZ 100 200 00

8878388
Re: RWT

GOSSNER MISSION

Albert-Schweitzer-Straße 113/115

6500 Mainz

Postscheckkonto Hannover 1083 05-308, BLZ 250 100 30

Bankkonto Nr. 7522014 Mainzer Volksbank, BLZ 551 900 00

Tel. 0 61 311- 2 45 16/2 04 93

06111
234212
Arbeit
Seifert

Associated Press

N E P A L

"Entwicklungsarbeit als ökumenisches Zeugnis"

Die Gossner Mission ist Mitglied der "Vereinigten Nepal Mission". 34 Missionsgesellschaften aus 13 Ländern mit den unterschiedlichen kirchlichen und theologischen Traditionen versuchen gemeinsam, den Menschen in Nepal zu helfen und damit zu zeigen, daß Jesus Christus auch ihr Erlöser ist.

Wir haben zur Zeit 4 Mitarbeiter in Nepal. Sie arbeiten in Projekten des Gesundheits- und Erziehungswesens, der Landwirtschaft und der Regionalplanung. Zum Teil werden diese Projekte von der Regierung Nepals getragen. Die Ausbildung nepalesischer Führungskräfte wird durch ein Stipendien-Programm der Vereinigten Nepal Mission gefördert.

Mit der "Nepalesischen Christlichen Gemeinschaft", zu der alle Christen Nepals gehören, arbeiten wir eng zusammen. Durch gegenseitige Besuche wollen wir unsere gemeinsame Verbundenheit in Jesus Christus zeigen.

23 Zeilen à 55 Anschläge

Zambia

GANZHEITLICHE MISSION

Seit 1970 arbeitet das Gossner Service Team, bestehend aus einem Theologen und anderen Fachleuten, am Kariba-Stausee im Gwembe-Süd-Entwicklungsprojekt der zambischen Regierung mit. Ziel der Arbeit ist es, daß die Menschen in diesem Gebiet, einem der rückständigsten des Landes, aus eigener Kraft leben können.

Einzelprogramme:

mehrere Bewässerungsprojekte/ Beratung im Regenfeldbau/ Infrastrukturprogramme (Straßen, Brunnen usw.)/ eine Bau-Genossenschaft/ Spar- und Vermarktungsgenossenschaften/ Gesundheitsdienst und Mütterberatung/ Frauen-Arbeit/ Vermarktung traditioneller Handwerkserzeugnisse/ Landschaftsschutz und Aufforstung.

Die Gossner Mission arbeitet dabei mit der Vereinigten Kirche von Zambia zusammen, außer im Karibatal auch in der Gemeinwesenarbeit in einer Vorstadt Lusakas. Ihre Mitarbeit in Zambia versteht die Gossner Mission als einen Teil ihres missionarischen Auftrages.

Letzte Missionarin zurückgezogen

Die Goßner-Kirche in Indien jetzt voll selbständig / Noch weitere Unterstützung und Zusammenarbeit

Aurich. Der Goßner-Tag, früher traditionell in Riepe beheimatet, fand in diesem Jahr auf Einladung der Lamberti-Gemeinde in Aurich statt. Im Gemeindehaus begrüßte dazu am Donnerstag Pastor Delbanco auch eine starke Abordnung des Luth. Frauenkreises Emden, Ringstraße. Missionsdirektor Martin Seeberg aus Berlin, gebürtiger Ostfriese, nannte es ein einmaliges Ereignis, daß auch die Kuratoriumssitzung diesmal vom Stammplatz Berlin nach Aurich verlegt wurde. Sie fand am gestrigen Freitag statt, und schon am Donnerstag waren zahlreiche Kuraatoren anwesend, unter ihnen der stellv. Vorsitzende, Landessuperintendent Peters (Celle), Dr. Runge aus Berlin, der am Sonntag in Heisfelde predigen wird, und die Pastorm Christa Sprinje als Repräsentantin der modernen

Goßnermission Leiterin des Arbeitszentrums Mainz.

„1975 große Veränderungen in Indien“ hieß das Vortragsthema Martin Seebergs. Er verstand darunter den seit Ende Juni von Indira Gandhi verhängten Ausnahmezustand auf politischem Gebiet, der nach seiner Ansicht dem Lande mehr Ruhe, Sicherheit und Arbeitsdisziplin verschafft hat. Ausgerechnet im Lande Bihar, der Heimat der Goßnerkirche, sei der Keim der innenpolitischen Unruhen gewachsen, die eine moralische Erneuerung des Landes zum Postulat erhoben. Fünf Tage vor den drastischen politischen Maßnahmen, am 21. Juni, habe auch die Goßnerkirche eine entscheidende Veränderung zu verzeichnen: An diesem Tag verließ Schwester Ilse Martin, mit der Nummer 177 die letzte Goßner-Missiona-

rin in Indien, die deutsche Mission in Takarma. Damit sei ein Abschnitt in der Goßnerkirche beendet, der im Juli 1845 begann, nachdem Johs. Goßner 1836 die Mission begründete.

Seeberg würdigte die Arbeit aller Männer und Frauen, die in den vergangenen 130 Jahren die beste Zeit ihres Lebens der harten Missionsarbeit gewidmet und sich damit in Indien unauslöschliche Denkmäler gesetzt haben. Sie seien Mitarbeiter in einer Übergangsperiode gewesen, die in einem langsamem Prozeß zum Gedeihen einer indischen Kirche führen sollte. Die Goßnerkirche sei nun auf dem besten Wege dazu. Sie habe 300 000 Mitglieder in 1000 Gemeinden mit 160 ordinierten Pastoren, 200 hauptamtlichen und weiteren Helfern. Außerdem unterhalte sie 146 Schulen, davon 15 Oberschulen.

Die Großner-Mission sei stolz darauf, daß Indien nun keiner neuen Missionare mehr bedarf. Es erhebe sich die Frage, auf welcher Basis Indien und Deutschland in Zukunft kooperieren sollen; sie war Haupt-

thema der Auricher Kuratoriumssitzung am Freitag. Es stehe bereits fest, daß beide Kirchen eine gemeinsame Mission in Nepal übernehmen. Weitergehen würden die Zuwendungen, zur Zeit etwa 350 000 Mark jährlich, die aus Sammlungen resultieren, ebenso der Austausch von Erfahrungen. Seeberg schloß mit der Hoffnung, daß die Veränderungen dieses Jahres dem indischen Staat mehr Gerechtigkeit und der indischen Kirche mehr Mission bringen mögen.

Pastor Kriebel berichtete über die Arbeit der Großner-Mission in Zambia, einem afrikanischen Staat mit 4,8 Millionen Einwohnern auf der dreifachen Fläche der Bundesrepublik. Hier hat die Mission aufgrund eines Vertrages mit der Regierung ihren Einsatz zu einem Regionalentwicklungsprogramm am Kariba-Stausee. Über „32 Jahre Krankendienst in Indien“ gab Schwester Ilse Martin einen von Lichtbildern begleiteten Vortrag. Beide sprachen über ihre Arbeit auch in dem Abendgottesdienst in der Lamberti-Kirche, die den Goßner-Tag mit der Predigt von Landessuperintendent Peters beschloß. us

Die Landflucht stoppen

Vortrag über Arbeit der Goßner-Mission

Aurich. Die traditionelle Verbundenheit der ostfriesischen Kirchengemeinden mit der Arbeit der Goßner-Mission wurde am Montag wieder deutlich, als Superintendent Meyberg im Lamberti-Gemeindehaus drei Vortragsgäste aus dem Arbeitsgebiet Zambia begrüßte.

Dieser seit 1964 unabhängige, im Inneren Südafrikas an Rhodesien angrenzende Staat von der dreifachen Größe der Bundesrepublik nahm schon 1968 durch seinen Präsidenten Kenneth Kaunda Kontakt zur Goßner-Mission auf, weil er sich von deren uneigennütziger Partnerschaft Erfolg für sein Land verspricht.

Die Mission nahm diesen Regierungsauftrag an. Jetzt arbeitet sie in Nepal und Zambia,

die zu den ärmsten Ländern der Welt gehören.

Über Zambia und die dort in die Wege geleiteten Projekte erzählten an diesem Abend Pastor Siegwart Kriebel, Agraringenieur Frieder Bredt und dessen Frau Violet geb. Sampa zambesische Pastorin und die erste auf dem afrikanischen Kontinent mit voller theologischer Ausbildung.

Aus ihren Berichten und aus dem anschließenden lebhaften Gespräch mit den Zuhörern gewann man einen umfassenden Einblick in die Entwicklungsprobleme dieses Landes, dessen Haupterwerbszweig immer noch der Kupferbergbau ist. Landflucht wegen besserer Verdienstmöglichkeit in den Städten mit allen daraus folgenden sozialen Mißständen ist die Folge, und sie durch Verbesserung der Lebensbedingungen auf dem Lande zu stoppen, ist die Hauptaufgabe des Goßner Teams.

Als Notstände in den Landgebieten wurden schlechte Bodenbeschaffenheit, wenig Regen, kaum vorhandenes Handwerk und traditionsverhafteter Lebensstil mit Naturreligionen genannt. Um der Bauern eine ausreichende Existenz zu verschaffen, nahm man nach Plänen der zambischen Regierung vordringlich Bewässerungsprojekte in Angriff, so im Gwembe-Ta und am Kariba-Staudamm. Dabei ist man bemüht, die Bauern zu eigenen Initiativen anzuregen und sie fachlich auszubilden. So hat man bessere Getreidesorten in das Gebiet gebracht, z. B. Reis, der erstmalig angebaut wurde und hervorragende Erträge bringt. Die Geflügelzucht durch Blutauffrischung verbessert oder gelehrt, wie man aus den Lehm von Termitenhügeln hochwertige Ziegelsteine herstellt.

Als Notstände in den Landgebieten wurden schlechte Bodenbeschaffenheit, wenig Regen, kaum vorhandenes Handwerk und traditionsverhafteter Lebensstil mit Naturreligionen genannt. Um der Bauern eine ausreichende Existenz zu verschaffen, nahm man nach Plänen der zambischen Regierung vordringlich Bewässerungsprojekte in Angriff, so im Gwembe-Ta und am Kariba-Staudamm. Dabei ist man bemüht, die Bauern zu eigenen Initiativen anzuregen und sie fachlich auszubilden. So hat man bessere Getreidesorten in das Gebiet gebracht, z. B. Reis, der erstmalig angebaut wurde und hervorragende Erträge bringt. Die Geflügelzucht durch Blutauffrischung verbessert oder gelehrt, wie man aus den Lehm von Termitenhügeln hochwertige Ziegelsteine herstellt.

Als Notstände in den Landgebieten wurden schlechte Bodenbeschaffenheit, wenig Regen, kaum vorhandenes Handwerk und traditionsverhafteter Lebensstil mit Naturreligionen genannt. Um der Bauern eine ausreichende Existenz zu verschaffen, nahm man nach Plänen der zambischen Regierung vordringlich Bewässerungsprojekte in Angriff, so im Gwembe-Ta und am Kariba-Staudamm. Dabei ist man bemüht, die Bauern zu eigenen Initiativen anzuregen und sie fachlich auszubilden. So hat man bessere Getreidesorten in das Gebiet gebracht, z. B. Reis, der erstmalig angebaut wurde und hervorragende Erträge bringt. Die Geflügelzucht durch Blutauffrischung verbessert oder gelehrt, wie man aus den Lehm von Termitenhügeln hochwertige Ziegelsteine herstellt.

Gossner Missionsarbeit in Zambia

Zu eigenen Initiativen erziehen / Gesprächsabend im Lamberti-Gemeindehaus

as AURICH. Die traditionelle Verbundenheit der ostfriesischen Kirchengemeinden mit der Arbeit der Gossner Mission wurde am Montag wieder deutlich, als Superintendent Meyberg im Lamberti-Gemeindehaus vor vollbesetztem Saal drei Vortragsgäste aus dem Arbeitsgebiet Zambia begrüßte.

Dieser seit 1964 unabhängige, im Inneren Südafrikas an Rhodesien angrenzende Staat von der dreifachen Größe der Bundesrepublik nahm schon 1968 durch seinen Präsidenten Kenneth Kaunda Kontakt zur Gossner Mission auf, weil er sich von deren uneigennütziger Partnerschaft mehr Erfolg für sein Land verspricht als von (zurückzuzahlender und zinsbelastender) staatlicher Entwicklungshilfe. Die Mission nahm diesen Regierungsauftrag an, zumal das zur Eigenverantwortlichkeit gebrachte Einsatzgebiet Indien sie nicht mehr benötigte. Jetzt arbeitet

sie in Nepal und Zambia, die zu den ärmsten Ländern der Welt gehören.

Über Zambia und die dort in die Wege geleiteten Projekte erzählten an diesem Abend Pastor Siegwart Kriebel, der schon beim Auricher Gossner-Tag im Oktober 1975 erstmalig darüber berichtet hatte, Agraringenieur Frieder Bredt und dessen Frau Violet geb. Sampa, zambesische Pastorin und die erste auf dem afrikanischen Kontinent mit voller theologischer Ausbildung. Aus ihren Berichten und aus dem anschließenden lebhaften Gespräch mit den Zuhörern gewann man einen umfassenden Einblick in die Entwicklungsprobleme dieses Landes, dessen Haupterwerbszweig immer noch der Kupferbergbau ist. Landflucht wegen besserer Verdienstmöglichkeit in den Städten mit allen daraus folgenden sozialen Mißständen ist die Folge, und sie durch Verbesserung der Lebensbedingungen auf dem Lande zu

stoppen die Hauptaufgabe des Gossner-Teams.

Als Notstände in den Landgebieten wurden schlechte Bodenbeschaffenheit, wenig Regen, kaum vorhandenes Handwerk und sehr traditionsverhafteter Lebensstil mit Naturreligionen genannt. Um der Bauern eine ausreichende Existenz zu verschaffen, nahm man nach Plänen der zambischen Regierung vordringlich Bewässerungsprojekte in Angriff, so im Gwembe-Ta und am Kariba-Staudamm. Dabei ist man bemüht, die Bauern zu eigenen Initiativen anzuregen und sie fachlich auszubilden. So hat man bessere Getreidesorten in das Gebiet gebracht, z. B. Reis, der erstmalig angebaut wurde und hervorragende Erträge bringt. Die Geflügelzucht durch Blutauffrischung verbessert oder gelehrt, wie man aus den Lehm von Termitenhügeln hochwertige Ziegelsteine herstellt.

Mit relativ wenig Aufwand aufgrund vorhandener Mittel aufzubauen und die Menschen durch „Lernen zum Tun“ zu Selbsthilfe zu erziehen — da ist die Entwicklungshilfe, die die Gossner Mission auch in Zambia plant. „Für vielleicht zehn bis fünfzehn Jahre“, bis wir nicht mehr gebraucht werden“ sagte Pastor Kriebel.

Verkündigung im Gwembe Tal

Der Einfluß des Evangeliums unter den Menschen Zambias

Auf vielfältige und unterschiedliche Weise wird den Völkern in der Welt die christliche Botschaft gebracht. Die Methode wird sich dabei nach der jeweiligen Situation vor Ort richten. Für uns bedeutet dies eine wirkliche Herausforderung, den besten Weg in einer bestimmten Situation zu finden.

Die Tongas, die im Gwembe-Tal in Zambia leben, sind bekannt dafür, daß sie sich nur schwer evangelisieren lassen. Dafür gibt es mehrere Gründe. Ein wesentlicher Grund ist die Polygamie, die weit verbreitet ist und die Männer im Tal nicht aufgeben wollen, nur um sich den Regeln der christlichen Kirche zu beugen, die die Polygamie verbietet. Ja, viele Tongas schließen sich in ihrer Jugend der Kirche an, vor allem während ihrer Studienzeit, verlassen sie aber wieder unter dem Druck der Gesellschaft, in der ihr Wohlstand und Einfluß immer noch an der Zahl der Frauen, die sie kaufen können, gemessen werden. Solche Tongas vergleichen sich gerne mit den „Christen“ des Alten Testaments.

Oder die Tongas fragen: „Wo ist der Gott, zu dem ihr betet? Wenn wir zur Kirche kommen, werden wir dann wieder gesund? Wird es weiterhin regnen, wenn wir nicht mehr zu den Regenmäichern gehen? Es gibt so viele verschiedene Kirchen, welche ist die wahre? Erlaubt das Christentum das Rauchen oder das Biertrinken?“ — Solche typischen Fragen stellen die Nicht-Christen überall. Dahinter verbergen sich Hauptprobleme wie Zauberei und Spiritismus, aber auch der Skandal und die Verwirrung, die durch die Konkurrenz unter den christlichen Kirchen und den zahlreichen Sekten verursacht werden. Schließlich taucht die alte Frage nach dem Gesetz und der Gesetzlichkeit in der Kirche auf, was darf ein Christ, und was darf er nicht.

In einem Gebiet des Gwembe-Tals (Sinazese/Nkandabwe) scheint es jedoch gelungen zu sein, auch die normalen Dorfbewohner anzusprechen und in die Kirche zu bringen. Viele sehen darin fast ein Wunder, denn in

hin... macht zu Jüngern... tauft... lehrt“.

Sie sahen ein Schauspiel, in dem Christen versuchten, Fragen und Einwände von Nicht-Christen zu beantworten. Anschließend gingen sie in kleinen Gruppen in die benachbarten Dörfer und verbrachten einige Stunden in den Hütten mit den Dorfbewohnern. Für die Christen war es eine neue Erfahrung, aber auch für die Dorfbewohner. Vielleicht zum ersten Mal trafen sich diese beiden unterschiedlichen Gruppen auf so einfache und doch natürliche Weise. Ein einfacher Mensch wird für die christliche Botschaft aufgeschlossener, wenn sie ihm in seiner eigenen Umgebung gebracht wird. Sonst empfindet er Angst, zum Gottesdienst zu gehen, weil er dort niemanden kennt und nicht weiß, wie er sich in der steifen Atmosphäre benehmen soll, weder die Kirchenlieder noch die Melodien kennt (ältere Dorfbewohner werden wahrscheinlich zusätzlich nicht einmal lesen können).

Singende Gemeinde

Später nach diesem Dorf-Experiment kamen die so angesprochenen Menschen regelmäßig und in großer

Zahl zum Gottesdienst am Sonntag. Ein eindrucksvolles Zeichen.

Die Tongas singen gerne. Für jede nur denkbare Gelegenheit komponieren sie ein Lied. In ihren Liedern drücken sie aus, was sie im Alltag beschäftigt. Dabei nennen sie namentlich Personen und Orte, während sie singen. (Mit Vergnügen erinnere ich mich daran, wie mein Name einmal in einem Lied bei einer besonderen Gelegenheit erwähnt wurde). Die Christen in Sinazese/Nkandabwe haben einen ausgezeichneten Chor aufgebaut. Er trifft sich zum Üben zwei- bis dreimal in der Woche. Diese Übungsstunden bieten wirkliche christliche Bruderschaft für die Mitglieder und die zahlreichen Kinder, die dazukommen und gerne zuhören. Der Chor singt alte Klassiker, aber auch eigene Lieder für besondere Gelegenheiten. Im Gottesdienst unterbricht er manchmal die Predigt, um eine bestimmte Aussage des Predigers zu unterstreichen. Chormitglieder wandern manchmal singend und tanzend durch die Gemeinde, um die Botschaft zu verkündigen. Wenn so das Evangelium und das Gesetz gesungen, beginnen die Augen der mitlaufenden Kinder zu leuchten, und man kann förmlich hören, wie sie beten, daß sie eines Tages auch mit im Chor singen dürfen. Ältere Dorfbewohner sitzen oft Stundenlang dabei und hören zu. Manchmal singen sie den einfachen Refrain mit. So wird die christliche Botschaft ein Teil des täglichen Lebens.



Evangelisation in Zambia

Der Chor beschränkt sich nicht nur auf das Singen in der Kirche. Er ist so etwas wie das „Herz der Gemeinde“ geworden, eine Art Exekutive für die Gemeinde, die sie bei verschiedenen Gelegenheiten im Dorf vertritt. Selbstverständlich wird er zu Hochzeitsfeiern eingeladen. Er besucht

Kranke und Familien, in denen ein Angehöriger gestorben ist. Im Lied wird die christliche Botschaft angenommen, was bei einer bloßen Predigt eines Pastors niemals der Fall wäre.

Leider ist es sogar so, daß ein Pfarrer die Evangelisationsarbeit geradezu behindert. Er kennt wohl die Gesetze der Kirche. Er weiß genau, was erlaubt und was verboten ist. Er weiß, wie ein Christ sich zu verhalten hat. Aber er vergißt oft dabei, daß neu gewonnene Christen seelsorgerlich begleitet und in der christlichen Lehre unterwiesen werden müssen. Diese Christen geben nicht einfach ihre Vergangenheit, ihre alte Tradition und ihre schlechten Gewohnheiten auf, nur weil sie ein oder zwei Predigten gehört haben. Sie können sich noch nicht mitverantwortlich für die Finanzen der Gemeinde fühlen, nur weil ihnen der Kollektenteller einige Male vorgehalten worden ist.

10. Juli 1978
Else Furthmüller aus Calw-Stammheim

Drei Jahre als Lehrerin nach Nepal

Calw-Stammheim. In das Land zwischen Tibet und Indien, das mit den höchsten Bergen dieser Erde, nach Nepal, wird Else Furthmüller (24) aus Calw-Stammheim am 19. Juli reisen, um dort drei Jahre lang nepalesischen Kindern und Jugendlichen Schulunterricht in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern zu geben. Was die sympathische Realschullehrerin, die einige Zeit an der Calwer Sonderschule unterrichtete dazu bewogen hat, dieses außer-

gewöhnliche Unternehmen zu starten, erzählte sie den Kreisnachrichten. Als Gäste waren bei diesem Gespräch die Referentin der Gossener Mission, über die das Unternehmen läuft, für Nepal, Dorothea Friederici und die nepalesische Medizinstudentin Rita Gurung anwesend, die als Zweitbeste ihres Landes das Abitur bestanden hat, dafür ein Stipendium an der Universität Leningrad erhalten hat und ihre Semesterferien in Deutschland verbringt.

Schon früh, im Jahr 1969, gerade fünfzehn Jahre alt, besuchte Else Furthmüller Verwandte im afrikanischen Sambia, die dort als Entwicklungshelfer tätig sind. Seit damals zeigte sie reges Interesse an dieser Arbeit und begann sich in verschiedenen Arbeitskreisen, die sich mit den Problemen der 3. Welt beschäftigen, zu engagieren, informierte sich selbst und gab ihre Kenntnisse an Jugendliche weiter. Sie beteiligte sich an Spendenaktionen, die häufig in Zusammenarbeit mit „Brot für die Welt“ durchgeführt wurden. 1974 war sie mit einer Studentengruppe erneut in Sambia. Dieses Projekt der Gossener Mission bestärkte sie in dem Willen im Ausland zu arbeiten und so bewarb sie sich, auch unterstützt von ihren Eltern, bei der Gossener Mission als Auslandslehrerin.

Die Gossener Mission, vor 140 Jahren gegründet, mit Hauptsitz in Berlin, war früher hauptsächlich in Indien aktiv. Heute sind Sambia, Nepal und Deutschland ihre Arbeitsgebiete.

Else Furthmüller wurde unter vielen Bewerbern, nach Prüfungen, einem Auswahl- und Orientierungskurs ausgesucht, im Himalaji-Staat zu arbeiten. Ein mehrere Wochen andauernder Vorbereitungslehrgang und ein Sprachkurs in England waren weitere notwendige Maßnahmen vor der großen Reise.

Gestern fand für sie ein Aussendungsgottesdienst in ihrer Heimatgemeinde Stammheim statt, den der Landessuperintendent der Hannoverschen-Lutherischen Kirche, der gleichzeitig stellv. Kuratoriumsvorsitzender der Gossener Mission ist, H. Peters aus Celle, abhielt.



Else Furthmüller

EINGEGANGEN.

- 6. OKT. 1978

18.9.78 (Geschrieben in Amgaon.

Stempel: Sambalpur 22.9.

In Celle: 4. Oktober)

Liebe Eltern!

Erledigt

An meinem ersten Tage in Amgaon sollt Ihr einen Gruß von mir erhalten. Nun bin ich endlich sicher angekommen, ich lebe noch und finde Amgaon wie ein kleines weißes, heißes Paradies. Total auf dem Lande. Das Gelände ist ca 3-6 km² groß, bewachsen mit blühenden Büschen, Bäumen und Palmen, die viel Schatten bieten, den ich bitter nötig habe. Horos (das Arztehepaar) sind furchtbar nett und kümmern sich rührend um mich, obwohl sie sehr viel zu tun haben. Im Krankenhaus sind ca 60-70 Razzaam Patienten und täglich kommen 70 bis 150 ambulante Patienten. Heute sind nur 80 gekommen (Vormittags) und das war wenig. Aber über die Arbeit erzähle ich später.

Die Anreise war ein Abentuer für sich. Ich war so aufgeregt, daß ich die ersten zwei Tage überhaupt keinen, bzw. minimal Schlaf brauchte. Der Flug war super, nach Delhi flog ich mit der Aeroflot über Moskau. Wir hatten zweimal eine sehr klappige Maschine, die beim Starten und Landen enorm an eine Achterbahnfahrt erinnerte. Anfangs hatte ich richtig Angst, ich würde runterfallen, doch später gewöhnte ich mich daran. In Moskau hatte ich vier Stunden Aufenthalt, was war sehr langweilig. Man mußte auf dem Flughafen bleiben, wo es nichts zu sehen gab. Morgens früh um 7 Uhr erreichte ich Delhi. Die Hitze schlug mir beim Aussteigen wie ein Schlag ins Gesicht. Das Schweiß begann zu rinnen. Erst ging es durch die Paßkontrolle für Gesundheit, dann den Zoll. Ich mußte viel erzählen und überreden, daß sie mich durchlassen. Aber im Grunde ging es glatt, nur mit indischer Langsamkeit, die so ungewohnt war, daß ich richtig kribbelig wurde. Nach zwei Stunden war ich dann schließlich draußen. Nach deutscher Manier schleppete ich mein Gepäck selbst und brach fast darunter zusammen. Der Hotelbus brachte mich dann nach Delhi rein. Die Fahrweise aller Vehikel in Indien ist wahnsinnig, ganz "ruhig" und gelassen sausen die Fahrer millimeterknapp an anderen vorbei, nehmen Vorfahrt etc. atemberaubend; aber Vollbremsungen gibt es selten u. Unfälle habe ichxgar keine gesehen. Der erste Eindruck in Delhi machte mich fast ängstlich. Nachdem ich mich im YMCA-Hotel erfrikscht hatte, machte ich einen kleinen Rundgang durch New-Delhi, mit breiten Straßen, die von Menschenmassen bevölkert sind. Überall - alle paar Meter - bieten sie gelben Reis, Erbsen, Linsen an, Trinkwasser, Bücher, Kokosnüsse etc. Der Verkehr saust, Motorrikschas (wie Rasenmäherautos), Fahrräder, Busse vollgestopft mit Menschen. Erst einmal kaufte ich mir leichte Kleidung (Vati, du wirst einen großen Teil meiner Kleidung wieder mitnehmen können). Ich bin viel zu warm angekommen. Dann schaute ich mir das bunte Treiben an. Nach zweinStunden war ich wieder total duschiereif und schaute zum Hotel zurück. Die Hitze hatte mich ganz zappelig gemacht, daß ich den Weg 1 1/2 mal zurücklegte. Abends versuchte ich mein erstes indisches Essen. Es war mild gewürzt, sodaß ich es gut vertrug. Das Schlafen nachts funktionierte nicht so gut, trotz Ventilator war es heiß ca 30°. Am nächsten Tage versuchte ich, mein Frachtgepäck abzuholen. War das ein trouble! Mindestens 10 Stempel oder mehr an den verschiedenen Stellen. Und wenn du einen Weg beschreiben, zeigen sie ganz wage in irgendeine Richtung und du kannst sehen, wo du bleibst. Wie oft bin ich an der falschen Stelle gelandet und war fast am Verzweifeln. Die eigentliche Abfertigung dauerte 1 Std und ich ging von einem Beamten zum andern. Hier 1 Rp zahlen, da einen Stempel, hier eine Unterschrift, der nächste hängt den Inhalt. Na ja, dagegen ist wohl deutsches Beamtentum nix.

Am Samstag früh um 5.00 stand ich dann vor dem Hotel, um zum Flugplatz zu fahren. Drei Träger wollten das Gepäck wegbringen, unter Schilderung ihrer harten Lebensumstände versuchten sie, das Trinkgeld zu erhöhen, plötzlich tauchten Leute auf, die ich nie gesehen hatte, die alle einen Obolus wollten. Das ging nun wirklich zu weit. Ich drehte mich einfach um und stieg in den Bus. Am Flughafen herrschte, trotz der frühen Morgenstunde, das übliche Gewimmel. Wieder war ich aufgeregt, ob alles klappen würde mit meinem Übergepäck; außerdem verstand ich die Ansagen

Förchen

nicht. Aber es ging wider Erwarten glatt. Die Air India-Maschine war supermodern, ebenso das Essen. In Calcutta begann ein rechtes Abenteuer. Im Vergleich zu Neu-Delhi eine Masse ärmer Leute, enge Straßen, fast wie die engsten Gassen von Celle, Kühe schoben sich langsam durch hupende Autos, natürlich nicht durch sondern zwischendrin. Hunde, Hühner und außerdem am Straßenrand wieder Verkaufsstände. Aber mir war der Anblick schon gewohnter und der unbeschreibliche Lärm verunsicherte mich nicht mehr so sehr (Die Autofahrer liegen geradezu auf ihren Hupen), alle Tonarten sind vertreten. - Ich kam nach 3/4 St Fahrt im Hotel an. Das war ein "Schock", so etwas Edles, Altenglisches, im Kolonialstil nach all dem Schmutz u. Elend. First-Class, Airconditioned. Na ja, nicht mein Stil, aber ich war trotzdem dankbar, denn sie halfen mir auf furchtbar nette Art und Weise. Ich mußte nämlich für den Zug am Abend noch eine Karte bekommen und das ist ungewöhnlich, an selben Tage die Karte zu kaufen. Normalerweise geht man Tage vorher hin. Doch ich hatte Horos die Ankunftszeit telegraphiert und mußte diesen Zug nehmen. Was ich nicht wußte, war, daß Telegramme nach Amgaon noch längere Briefe benötigen. Das merkte ich erst, als ich um 22.30 in Rourkela einsam und verlassen auf dem Bahnhof stand. Und Horos hatten sich, wie ich später erfuhr, auf einen Morgenzug (den Frau Friederici genannt hatte) eingestellt. Mir hatten sie am Bahnhof in C. überhaupt keinen Morgenzug genannt. Totales Durcheinander. Ich hätte heulen mögen, weil ich nicht vor u. zurück wußte; denn in Rourkela hörte die minutiöse Planung von Fr. Friederici auf. Dies war nicht mit eingeplant. So heuerte ich mir erst einmal einen Träger an. Der Arme brach fast zusammen unter meinem Gepäck, so schwach war er. Da hab ich die Hälfte selbst getragen. Auf zum Stationmaster. Der nannte mir mit rollenden Augen (was will die weiße Lady allein nachts hier) ein Hotel. Draußen regnete es in Strömen. Ich fiel vor Müdigkeit fast in die Pflitzer. Das Hotel war voll. Ich dachte nur, jetzt eisern bleiben, irgendwann muß es einfach geben, wo ich heute unterschlüpfen kann. So marschierten der Träger und ich wieder zurück zum Bahnhof, ich muß schon ganz verbissen ausgesehen haben. Plötzlich fiel diesem Bahnhofsvorsteher ein, daß im ersten Stock noch ein Zimmer für Ladys existiere. Für 20 Rp (3DM). Nix wie hin. Langsam hatte ich einen Anhängerschwanz hinter mir versammelt, die sich alle für mein Schicksal interessierten. Wir marschierten die Treppe rau. Plötzlich war mein Träger verschwunden, ich geriet in Panik. Doch da tauchte er schon wieder im Gewühl der Bahnhofshalle auf. (Etwa hundert Menschen schliefen auf dem Fußboden und noch viele wanderten zwischendrin). Nachdem der Träger wieder da war, passierten wir eine Eisentür, mit zwei Wächtern, 1 Mann und 1 Frau. Meine "Anhängerschaft" durfte zum Glück nicht mehr mit, nur noch die "offiziellen". Mein Zimmer war etwas schmuddelig, aber im Vergleich zur matschigen Straße das Paradies. Ich sank nur noch ins Bett und kümmerte mich nicht mehr um meinen Durst und das Morgen. Ich schließt erstaunlicherweise tief und fest und war morgens gerade dabei, mir die Situation ins Gedächtnis zu rufen, da klopfte es und Dr. Horo stand vor der Tür. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie glücklich ich war!! Er war zum Morgenzug gekommen und hatte mich überall gesucht und nachgefragt, aber niemand wußte von mir (obwohl ich zwei Notizen beim Stationsvorsteher hinterlegt hatte). Er war schon wieder zum Auto gegangen und wollte zurückfahren, als ihm einfiel, doch noch mal im ersten Stock nachzufragen. Erst beim zweiten Mal erzählte ihm der Mann im Frühstücksraum, daß da hinten eine german Lady sei!! Na ja, so kam ich sich an!! Dann ging eine 2 1/2 stündige Fahrt im Jeep los, durch viele Schlaglöcher und wunderschönes grünes Land.

Amgaon hat ca 100 Einwohner und 30 Leute leben auf dem compound, der direkt am Brahmanifluß liegt. Im Winter, d.h. ab Mitte Oktober kann man sogar darin baden. Im Moment ist er braunrot von all den Regenfällen. Doch darüber schreibe ich im nächsten Brief; denn jetzt bin ich ganz müde. Heute war mein erster "Arbeitstag". Es herrschte eine furchterliche Hitze und all das Neue, insbesondere das Medizinerenglisch und die neuen Medikamentennamen machen mir zu schaffen. Doch Horos sind unheimlich geduldig mit meinem hitzelähmten Geist; bald wird es besser gehen. Im nächsten Monat werden Horos eine Woche wegfahren und ich soll allein arbeiten. Was daraus werden soll, kann ich mir jetzt noch nicht vorstellen. Doch ich denke lieber noch nicht daran... Heute kam ein offizieller Brief, Vati, daß Ihr am 26.11. kommen werdet. Wie schön!! Alles Liebe aus der Ferne

Eingegangen

28. Okt. 1978

29.9. (geschrieben in Amgaon) 1978.
Stempel Sambalpur 4.10.
in Celle 16. Oktober

Liebe Eltern! Erledigt:

ZDA

Wieder ist ein Tag zuende, die Dunkelheit brach mit der üblichen Geschwindigkeit innerhalb einer halben Stunde herein. Etwas müde tappte ich, wegen der Schlangen laut, nach Hause. Es ist komisch, wie schnell die Tage mit der Arbeit vergehen. Ich komme garnicht dazu, einen Spaziergang über den Compound zu machen. Mittags bin ich zu müde, da möchte ich mich ein wenig hinlegen und abends ist es dunkel. Mal sehen, wie sich mein Rhythmus einspielen wird. Nun bin ich bereits knapp zwei Wochen hier und gewöhne mich ein wenig ein. Manchmal überkommt mich das Heimweh, wenn es nicht so klappt, wie ich es mir vorgestellt habe oder wie ich möchte; doch es vergeht dann wieder. Auch ist die Aufregung all des Neuen ein wenig abgeebbt und ich muß eine Menge lernen; da reift mir manchmal der Geduldsfaden, besonders wenn ich nicht so schnell auffasse, wie ich will.

Die Begrüßung lief damals (es scheint mir schon eine kleine Ewigkeit her zu sein) wie erwartet, aber doch überwältigend, wie jeder mir einen Blumenkranz um den Hals hängte und ich schwörbeladen dastand. Ich war ganz platt. Alle lächelten mich freundlich an und sagten etwas; aber ich konnte sie natürlich nicht verstehen. Ich war total verwirrt und sollte dann ein paar Worte antworten, aber mir fiel garnicht viel ein. Ha ja. Nun geht die Arbeit langsam ihren Rhythmus, nachdem ich noch einen Tag von d. Reise ausruhen durfte. Morgens um 1/2 8 - 13.00 und von 16.00 - 18.30, manchmal etwas länger, wenn es ötig ist; aber das ist normal. Ein wenig arbeite ich bereits allein, einer übersetzt mir dann das Nötigste. Morgens beginnen wir mit einem Gebet, dann die Visite bei den 50-70 Patienten und dann kommt die Ambulanz dran. Das sind ungefähr 80-140 Leute. Montags ist es besonders schlimm und wenn es nicht schnell genug vorangeht, schimpfen die Leute.

Manches Mal war ich unheimlich erschreckt über das, was ich an Krankheiten sehe. So schlimm hatte ich es mir nicht vorgestellt. Zwar gibt es eine Menge einfacher Sachen: Erkältungen wie bei uns, Knochenbrüche, Frauenärztliche Dinge und die vielen undefinierbaren Wehwehchen. Aber daneben viel, was auf Fehlernährung, Eiweißmangel zurückzuführen ist, auch Windstarrkrampf. Oft kommen die Menschen halbtot an und wir können nichts mehr tun. Besonders bei den Anämie-Erkrankungen, die sie aufgrund von Malaria, Mangelernährung u.a. bekommen. Aber wehe, es geht ihnen ein wenig besser, dann wollen sie gleich nach Hause, egal ob die Therapie abgeschlossen ist oder nicht. Sie verstehen nicht, daß eine unvollständige Behandlung, besonders mit Antibiotika mehr schaden kann als helfen. Wenn sie dann eine Woche später wieder vor der Tür stehen, erneut krank, sehen sie keinen Zusammenhang, so oft es auch erklärt wird. Es ist halt das Schicksal, das bestimmt hat, daß sie wieder krank werden sollten. Auch die "Erziehungen" zur Hygiene für Kinder und Erwachsene schlägt schieflich Wurzeln und für zwei Ärzte ist es zu viel Arbeit, immer wieder bis ins Detail aufzuklären. Gut wäre ein dritter Arzt und noch eine Vollschwester; doch damit wäre mir erstmal die Klinikarbeit gut abgedeckt. Die präventive Erziehung müßte in den Dörfern erfolgen, aber da gibt es keine Leute, die das machen könnten. Es gibt zwar so etwas wie Dorfhebammen, aber was die verzapfen, läßt uns die Haare zu Berge stehen! Kürzlich hatten wir ein Neugeborenes mit Windstarrkrampf. Der Erreger war durch die Nabelschnur eingedrungen, weil wahrscheinlich mit einem schmutzigen Instrument geschnitten worden war. Dieses arme Würmchen!

1.10. Heute ist Sonntag, die Sonne scheint auch sonntäglich und es ist sei Tagen mal wieder "schön" heiß. Dabei weht es ein wenig und die riesengroßen Bäume vor meinem Fenster bewegen sich gemächlich hin und her. Der Strom ist wieder ausgefallen, so daß der Ventilator nicht arbeitet. Aber es ist noch auszuhalten. Gleich werde ich mich wie ein Sommerfrischler in den Garten setzen. Mal sehen, was mir dann alles an Gewürz auf den Kopf fällt. Die Ameisen hier sind furchtbar groß und die Bisse schmerzen ganz schön. Schlangen, giftige, soll es hier auch geben. Glücklicherweise ist mir

noch keine Begegnet, davor hätte ich einen Mordsrespekt. Frau Dr. Horo erzählte, bevor der Compound mit einer Mauer umgeben wurde, hätten sie viele getötet. Wie man das wohl macht, wenn kein Stock zur Hand ist? Bären soll es auch der anderen Seite des Flusses geben; die sollen mich bloß nicht umarmen wollen.

In der letzten Woche war ich einen Tag lang in Rourkela, nur zum Einkaufen. Ich bin gerne wieder nach Amgaon zurückgekehrt. Das war ein aufregendes Treiben auf dem Markt. Sorgfältig wurde jede Frucht und jedes Gemüse beäugt, bevor es auf die Waage wanderte. Es sollte sich ja auch mindestens eine Woche halten; denn hier bekommen wir nur Exgafin Lady-fingers (eine sanfte Peperoni-Art) und seltsam ellenlange (ca 30 cm) grüne Bohnen. Fleisch und Fisch ganz selten, weil es zu schnell vergammelt. Ich habe zwar einen Kühlschrank, doch der gibt mehr Wasser ab als daß er kühlt. - Das Einkaufen machte mir einen großen Spaß, was für lustige Läden es gibt und nichts ist fertig abgehäckst. Alles wird auf den hängenden Waagen gewogen und dabei ein gemütlicher Plausch gehalten. Danach versuchte ich im Teehaus Gebäck, sehr empfehlenswert, salzig mit einer scharfen Füllung und süßter, curryähnlicher Soße. Ich könnte mich stundenlang hinsetzen und die Leute beobachten. Nur wenn ich stehen bleibe, bleiben auch viele Leute stehen und starren mir an, daß ich mir manchmal wie aussätzlich vorkomme. Kinder kichern, lachen, zeigen mit dem Finger. So eine Weise ist schon aufregend, und dazu mit blonden Haaren. Wie im Kino: mache ich Grimassen, rümpfe die Nase oder lache auch, vergrößert sich die Menge noch mehr. Wenn Frau Horo nicht dagewesen wäre, manchmal wären wir nicht vom Fleck gekommen.

So, Ihr Lieben, ich glaube dies wird der letzte Brief sein, der Euch vor Vatis Abreise erreicht. Eure Briefe brauchen etwa 10-14 Tage hierher Mutti, vielleicht kannst Du noch ein Spiel für 3-5 Jährige ausuchen, was den Geist anregt. Die kleine Ilse, Tochter von Horos, würde sich freuen. Memori oder Lega hat sie. Vielleicht findest Du was?....

Eben habe ich mein Kerosin-Lämpchen angezündet, es ist sehr gemütlich. Der Strom tut es immer noch nicht - das ist der Regierungsstrom -; er fällt oft aus, weil Leute heimlich das Netz anzapfen und dann die Leitungen überlastet sind und das System zusammenbricht. In Rourkela bezahlen nur wenige Leute für Strom und ihre Nachbarn knapsen sich was ab.

Für heute alles Liebe und Euch beiden ganz liebe Grüße aus der Ferne

Lörchen

(Falls jemand ihr schreiben will, wobei niemand eine unmittelbare Antwort erwarten kann, ist hier die Anschrift:

E. Peters, G.E.L. Church Hospital A
P.O. Amgaon via Barkot
Distr. Sambalpur. Orissa 768 110
Indien. 5 gr Luftpostbrief 90 Pf.)

Nach meinen bisherigen Plänen werde ich am Donnerstag, den 2. November, um 19.45 vom Flughafen Hannover-Langenhagen abfliegen und anschließend um 21.30 mit der Lufthansa nach Bombay. Dort Ankunft Freitag, 3. Nov., um 6.10. Zwei Tage Bombay, dort Treffen mit MDirektor S.Kriebel, und Weiterflug nach Calcutta, wo wir das Visum für Assam besorgen wollen, und nach Ranchi. Ein vorläufiger Besuchsplan ist von der einheimischen Goßnerkirche bereits erarbeitet. Danach sollen wir am Dienstag, den 21. November, einen Ruhetag in Amgaon haben.

*Herzliche Grüße
E. Peters*

Haben und alle Mitwelt
herzlichen Dank für den gross
zum Fett - Alles Gute für das
A m g a o n , 13.12.1978 neue Jahr!

Th. Röhr

Aus einem Weihnachtsbrief.

.... Ich denke sehr an Euch und wie oft Eure Gedanken hierher gehen, spür ich an den vielen Briefen. Heute kam Dein Brief aus Delhi an, Vati...

Im Moment sitz ich bei Kerzenschein, da mal wieder die Elektrizität ausgefallen ist. Der Reparaturfritze hat Bauchweh und mag deshalb nicht auf den Transformer krabbeln, Ja, und unsere Leute haben vergessen, die Batterie vom Generator nachzusehen. Nun haben sie vergeblich georgelt, bis kein Finkchen Kraft mehr in ihr war. So wie, wenn wir im Winter stundenlang versuchten, das Auto zum Starten zu bringen; zum Schluß ist dann die Batterie ganz leer. Nur hier können wir nicht schnell einmal zum Blitzaufladen in die nächste Tankstelle fahren. So müssen wir warten, bis die nächste Rourkela-Fahrt fällig ist; dann wird die Batterie ausgetauscht. Hoffentlich kommt inzwischen der Regierungsstrom wieder in Gang. Heute Abend versorgten wir die Patienten bei Kerosin-Lämpchenchein, sehr gemütlich. Nur wenn wir dann wie vorhin eine Wunde nähen müssen, hört die Gemütlichkeit etwas auf. Aber es ging dann ganz gut bei Taschenlampenschein. Vati, die Taschenlampe, die Du mir hiergelassen hastest, war am stärksten. So stichelte Dr. Horo mit "Deinem Licht". Später sah man überall Lämpchen durch die Nebel geister, wie Glühwürmchen. Das waren Schwestern, die die letzten Arbeiten des Tages erledigten. Der Mond schickte sein fahles kaltes Winterlicht, sodass man auf dem Hof mißhalos sehen konnte. Ein paar Patienten hatten sich wie jeden Abend einige glühende Holzscheite aus dem Kochhaus geholt und hockten um ihr Feuerchen, um sich zu wärmen. Es ist nämlich mittlerweile hübsch kalt geworden; alle frieren und klappern um die Wette. Stellt Euch vor: morgens sieht man sogar den Atem, die Berge liegen fast alle im Nebel und die Sonne braucht lange, bis sie etwas wärmende Kraft entwickelt. Das hätte ich mir wirklich nicht träumen lassen, als ich bei glühender Hitze in Delhi aus dem Flugzeug stieg, und jetzt krieche ich dankbar in den Rollkragen-pullover und dicke Cordjeans am Abend. Etwas grinsend ungähig hatte ich damals die warmen Sachen auf Rat von Frau Friederici eingepackt. Und jetzt!

Vor zwei Wochen lud uns Compounder (der erfahrene Pfleger) zu sich nach Hause ein. Dazu müßt ihr wissen, er hat zwei 2" zu Hause". Eins hier auf dem Compound; von hier aus gehen die Kinder zur Schule, und eines ca 1 Stunde Fußweg von hier entfernt im "Dschungel", wo die Familie eigentlich richtig wohnt. Jede freie Minuten bringt Compounder dort als Cultivator (=Bauer, doch nicht in unserem Sinne) zu. Seine Hauptarbeitszeit ist Juli bis Dezember, besonders November, wenn der Reis geschnitten wird. Die Reiernte war fast fertig, ein Grund uns einzuladen. Nachdem Sonntagmorgen die Arbeit im Hospital fertig war, zogen wir los. Schon vom Hochufer aus schrie Dr. Horo nach dem Fährmann, damit er nicht im letzten Moment, kurz bevor wir die Anlegestelle erreichten, davonfuhr.... Obwohl das Warten auf der Sandbank mitten im Flus, bei herrlichem Sonnenschein, schön gewesen wäre. Nein, meinte Dr. Horo, wir tun so viel für die Leute hier, da können sie auch auf uns warten. Na ja, es ist ja richtig; sonst warten wir auf die Leute. Dann setzten wir über, das Wasser war jetzt ganz klar und leuchtet hellblau im Sonnenschein; darunter Felsen oder weißer Sand. Am Sonntag, ohne Arbeit, kam mir das erst recht wie ein kleines Paradies vor. Wie lange noch? Schon jetzt setzt ein Fischsterben im Brahmani ein, weil die Stahlwerke von Rourkela ihr Abwasser hineinleiten. Und die Menschen werden weiter Wasser draus trinken und die bald z.T. giftigen Fische essen. Doch Umweltschutz und mäßiges Einsetzen von Kunstdünger sind hier noch fremde Vorstellungen. Die Leute sind noch zu sehr fasziniert vom Erfolg, besonders verständlich, da der Erfolg bedeutet: ich muß mir weniger Sorgen um Hunger oder die Finanzierung der nächsten Krankheit machen, oder mein Sohn kann zur Schule gehen und muß nicht mit Geld verdienen. Kinderarbeit ab etwas 8 Jahren ist keine Seltenheit. Für 3 bis 5 Rupees arbeiten sie pro Tag.

Aber ich war ja beim Erzählen, daß wir Compounder besuchen wollten. Also stiegen wir in die Fähre, einen Appelkahn, noch vor 2 Jahren ein schmäler,

Amgaon, 13.12.1978, Blatt 2

relativ kurzer Einbaum, und schaukelten rüber. Der Fluß sieht vom Hochufer so ruhig und gemächlich aus; erst beim Überqueren merkt man die enorme Strömung. Direkt nach der Regenzeit muß es ein Kunststück sein, die Fähre zu "steuern". Sie wird übrigens nur gestakt. Keine Ruder oder sonst was. An anderen Ufer saß die Frau des Fährmanns und wuscht Gold. Ja, ich bin hier in Klein-Alaska, der Ertrag ist jedoch gering. Es gibt bestimmte Stellen mit Vorrechten der Fischerfrauen, wo sie in langer Arbeit kleine Mengen für ihren Halsschmuck sammeln. Der Ertrag beläuft sich vielleicht auf ein Ket tenglied für die Halskette pro Jahr, wenn es hoch kommt. Gewaschen wird nur 2 bis 3 Monate nach der Regenzeit. Ein seltsames Mißverhältnis: Kinder und Erwachsene sind mangelernährt und die Frauen tragen 1000 bis 2000 Rupees mit sich herum. Neuerdings wird dieser Schmuck auch geklaut, zack einfach von Hals gerissen oder von der Nase. Sogar hier auf dem Lande.

Dann marschierten wir im Gänsemarsch durch die Reisfelder, auf den kleinen etwas höher gelegenen Dämmen. Rechts und links Stoppelfelder, nur hier und da schnitten die Leute in mühseliger Arbeit die Halme mit der Sichel. Jeweils so viel auf einmal, wie die Hand fassen kann, dann die nächste Hand voll. Kein kostbares Hälmchen wird später liegen gelassen. Auf dem Steppeln "grasen" Büffel, Ziegen und Kühe. Unterwegs fragte jeder, den wir trafen: wo geht Ihr hin? Also ist heute keines im Hospital, eine Sensation, die selten vorkommt. Hoffentlich kommt nicht gerade heute jemand, der Hilfe braucht. Nein, wir haben Glück, wie wir abends erfahren....

Unterdessen wanderten wir durch Wald und wieder Felder, bis wir endlich das Dorf erreichten, unterhalb eines steilen, felsigen, aber bewaldeten Berges. Auf ihm leben einige Bären. Nächts kommen sie oft nah an das Dorf heran und brünnen und brüllen ganz schön laut. Sie haben zur Zeit Junge und damit sind sie aggressiv. Gerade kürzlich kam wieder ein Kräcker, der einigermaßen glimpflich den zärtlichen Umarmungen einer Bärenfamilie entronnen war. - Eine schlaglöchrige, tief ausgewaschene "Dorfstraße" empfängt uns, ich springe von einem "Hügel" zum andern und stelle mir vor, wie hier ein Ochsenkarren langkommt, ohne Achsen- oder Radbruch. Doch es scheint zu gehen. Denn niemand bessert die Straße aus.

Compounder empfing uns strahlend in seinem Haus. Wir wurden zu zwei "Betten" geführt, die das Sofa für Gäste sind. Dann begann die übliche Begrüßungszeremonie, die ich unheimlich grusige mag. Die Frau des Hauses bringt zunächst Schüsseln zum Händewaschen; später werden jedem die Füße gewaschen und mit etwas Öl massiert. Wie wohl das tut, kann man sich erst vorstellen, wenn man lange durch die Hitze gelaufen ist und sich staubig fühlt. Ein wohlerzogener Gast gibt dann versteckt 1 bis 2 Rupees, die man in die Hand gleiten läßt, beim folgenden Jissu-sahai-gruß. Doch ich war nicht wohlerzogen, ich wußte es einfach nicht und war dann auch gelinde erschreckt, so als gäbe ich nach einer Einladung der Hausfrau ein Trinkgeld. Andere Länder, andere Sitten.

Nachdem wir uns erfrischt und putzig schmeckenden Tee getrunken hatten, zwicker süß, klebte fast in der Kehle, mit ein paar Gewürzen, zeigte uns Compounder sein Haus. Zunächst ein schöner großer Innenhof, auf dem etwa 10 bis 15 klitzekleine Ziegen (15 u. 30 Tage alt) ihre Spielchen trieben. Denen hätte ich stundenlang zuschauen können, wie sie hüpfen und sprangen und ab und zu dem Hofhunde am Ohr knabberten, der sich das leise knurrend gefallen ließ. Zeitweilig saßen ein paar in der langen Viehtränke und Ilse, die jüngste Tochter von Horos, setzte sich mit hinein. Das war ein Bild, wie in einem Boot. Meine Kamera kam kaum zur Ruhe. Um den Innenhof liefen die "Ställe" für Ziegen, Büffel und Kühe, Hühnerhaus und gleich daneben der Raum mit der Kochstelle, dem Stampfer für Reis und der steinernen Gewürzmühle, einem Riesending. Auf der anderen Seite die überdachten "Sofas" und auf der dritten der Wohn- und Vorratsteil. D.h. mehr Vorratshäus; denn das Hüten der Nahrung ist eine wichtigste Aufgabe. Richtige Räume zum Wohnen findet man auf den Dörfern nicht. Entweder sitzen die Menschen draußen oder im Winter ums Feuer. "Wohnkultur" in unserem Sinne erübrigert sich bei dem Klima und die Leute wüssten vielleicht nicht, wozu das gut sein sollte. Anfangs war ich

Amagon, 13.12.78. Blatt 3

ein wenig erschreckt über die kahlen ungemütlichen Räume, auch bei uns auf dem Compound. Nun versteh ichs besser und hab mich daran gewöhnt. In einem der Räume (insgesamt 3) standen 4 mannshohe Körbe, außen und innen mit Lehm verkleistert, bereit die Ernte aufzunehmen, den Vorrat fürs Jahr und das Saatgut fürs nächste. Sind sie gefüllt, bekommen sie oben noch eine Lehmkappe und das Ganze ist kühl gelagert und hält sich so etwa zwei Jahre. Nur muß man auf Ratten, Mäuse und Ameisen aufpassen. Über der Feuerstelle im Rauch hing ein Korb mit Gemüse, das langsam trocknete: Dörrgemüse. Andere Formen des Konservierens von Gemüse gibt es nicht.

Später wanderten wir durchs Dorf und schauten in die anderen Häuser rein. Ein kleines Dorf mit etwa 15 Häusern, alle aus Lehm. Da ich immer wieder erklärt hatte, ich müsse unbedingt Reisbier probieren, lud mich einer der Leute dazu ein. Ich hatte einen leeren Magen, die Hitze das Ihre, und schwupps war ich beduselt und schwankte leicht beseeligt weiter. Es schmeckte übrigens sehr gut. Das Rezept verstand ich nicht ganz, sonst hätte ich gleich hier einmal einen Brauversuch unternommen. Ich will noch mal nachfragen. Aber für die Christen hier ist Alkohol ein Tabu. Horos nehmen mich immer wieder auf die Schippe, weil ich damals leicht beschwipst war. Als wir zurückkamen zu Compounders Haus, vergaß ich in meinem "Zustand", die Schuhe vor der Tür auszuziehen. Nun war es offenbar! Die Frau von Compounder frohle mir scherhaft, mich in kaltes Wasser zu stecken, falls sich schlimmere Anzeichen von Trunkenheit zeigen würden. Doch dann gab es ein kräftiges Essen und ich war wieder klar. Wir aßen übrigens, wie du dich gehört, auf dem Fußboden aus Blatt-tellern.

Hernach sahen wir uns das Reisfeld an, das Ergebnis echter Pionierarbeit. Vor etwa 7 Jahren hatte er es urbar gemacht, ca 800 x 50 m, ein ziemlich großes Feld für hiesige Verhältnisse. Das Ganze hatte ca 4000,- Rps gekostet, Land, Dünger usw. Mir ist schleierhaft, wie er das finanzieren konnte. Im Hospital bekommt er nur 500 Rps und hat vier Kinder. Obwohl er schon lange das Land bearbeitet, ist es immer noch nicht registriert als sein Land. Viel hin und her über Jahre mit den Beamten haben schließlich zu dem Ergebnis geführt (momentaner Stand der Dinge), es sei Dorfland, er könnte es also nicht gekauft haben, die Registrierung sei nicht möglich.. Außerdem müsse er nochmal 10.000 Rps zahlen. Das ist so bezeichnend für unsere Verhältnisse. Hier regt sich aber keiner auf. Mittlerweile grub die Familie drei verschiedene Brunnen. Einen für die Bewässerung des Feldes, einen für den Hausbedarf, der sich jedoch langsam zum Dorfbrunnen entwickelt hat, da dieses Wasser am besten schmeckt, etwas süßlich. Mir schmeckte es garnicht. Der dritte blieb halbfertig, da riesige Steinbrocken das Weiterbuddeln unmöglich machten.

Nachmittags wanderten wir noch in das nächste Dorf, das sichtlich reicher war. Dort hatte die Regierung einen Häuserbau für die "ganz Armen" finanziert, keine Steinbauten, sondern übliche Lehmhütten, die im Regen langsam aber sich fortgespült werden. Wenn die Leute nicht reparieren, aus welchem Grunde auch immer, ist nach 2 bis 3 Jahren nur noch einlöchriges Holzgerüst mit Zweiggeflecht vorhanden. Solche Gebilde sieht man oft genug. Die Flutkatastrophe hat diese Häuser zum Tausenden einfach "umgepustet". - Gegen 16.30 mußten wir nach Hause eilen, um einigermaßen im Hellen anzukommen. Das war ein schöner Tag. Nun weiß ich etwas mehr, wie "meine" Patienten leben.

14.12. Nun muß ich mich aber eilen, damit der Brief Euch noch vor Weihnachten erreicht (er kam am 29.12.an). Vorhin wäre ich beinahe auf eine Schlange getreten. Ich bin noch ganz zitterig. Nachdem sie mit viel Geschrei erledigt worden war, stellte sich heraus, daß sie garnicht giftig war, doch das zu entscheiden war im ersten Augenblick in der Dunkelheit und im Schreck unmöglich. Die Arme! Dr. Horo hatte sie entdeckt, als wir nach Hause tappten. Nur ihre Augen leuchteten matt im Mondlicht. Sie hätte nur 2 Minuten länger im Dickicht bleiben sollen und nichts wäre ihr passiert!

Heute war es mittags ausnahmsweise herrlich warm, die Sonne strahlte vom

Amgaon, 14.12.1978. Blatt 4

wolkenlosen Himmel. Fast alle Patienten saßen draußen und genossen ihre Strahlen. Lustig sah das aus, da hockten einige Frauen beieinander und untersuchten sich gegenseitig Millimeter um Millimeter die Kopfhaut nach Läusern. Juchei, ich hab noch keine gehabt. Auch noch keine Kräuze und Flöhe; ob ich wohl verschont bleibe? Hoffentlich.

Heute hab ich unsren Postmeister in der Post besucht, weil sich für ein Päckchen Nachporto bezahlen mußte. Ein Witz: ein riesig langer dünner Mensch saß in seinem 1 mal 1,5 mtr großen Office, das völlig von dem davorstehenden Tisch ausgefüllt war. Der Raum war so niedrig, daß sogar ich mich bücken mußte. Was sollte es, ich ging sowieso gleich wieder raus, weil für eine so dicke Person drin kein Platz war. "Eigentlich haben wir heute geschlossen" sagte er zunächst ganz freundlich, hockte jedoch mit dem Schlüssel in der Hand vor der Tür. Weil ich jedoch Geld bringen wollte, schloß er gnädig auf. Irgendein kluger Mensch in Bombay hatte 100 Rps Nachporto verlangt. Ich glaube jedoch, es war eher Zoll; denn das Päckchen enthielt zwei Parfümflaschen. Das war 120% vom Einkaufspreis, na danke.

• On Advent merke ich hier nicht viel, nur am 1. Advent fand noch mal so etwas wie ein Erntedankfest statt.....

Euer Lörchen

Für M.D. & Mitarbeiter
Goschen, Berlin.

Liebe Eltern!

Mit Trommeln wurde ich heute morgen um 6.00 geweckt und als ich meine verschlafene Nase aus der Tür rausstreckte, tanzten und sangen mehrere Leute auf der Veranda, alle dick vermummt wegen der Kälte. Es begann gerade etwas hell zu werden, dichter Nebel stand noch über dem Flus und ließ die Bäume heftig tropfen. Als erste wünschte mir Potmisi, meine Zimmernachbarin, ein happy new year, dann fiel ich fast verschlafen in einer großen Blechschißel, die direkt vor meinen Füßen stand. Langsam klickte es in meinem Hirn: ich sollte sweets hineinwerfen für die unermüdlichen Sänger und Tänzer. Ich glaub, sie haben die ganze Nacht durchgemacht und wanderten nun von Haus zu Haus. Ich warf einen Obolus rein, sie tanzten noch ein wenig weiter und grüßten dann, einer nach dem anderen, mit Yissu sahai! Kurz darauf tanzten sie vor Doktors Bungalow. Das war ein fröhliches Erwachen. Hinterher durfte ich noch mal in mein warmes Bett zurückkriechen, hatte ich doch heute frei.

Weihnachten wurde ganz schlicht gefeiert, geschenkt wurde nur vom Doktorhaus an die Mitarbeiter. Die Damen erhielten einen neuen Sari mit Bluse und die Männer einen warmen Umhang, damit sie die kalten Tage im Dezember/Januar gut überstehen, und von mir ein wenig deutschen Tingeltangel. Lustig war die Reaktion auf die Feuerzeuge, bis sie rausgekriegt hatten, wie sie zu bedienen sind. Diese Gasfeuerzeuge sind ja wegen der Druckverhältnisse z.T. nur halb gefüllt. "O Doktor hat mir was Gebrauchtes geschenkt!" Kleine Entrüstung, bis ich's erklärt hatte. Der 24. war nach unseren Vorstellungen profan, nichts von Gemütlichkeit, Zusammensitzen oder so. Nach englischem Vorbild hat der 25.12. die Hauptfestbedeutung; abends saßen wir alle zusammen in Doktors Bungalow bei Tee und Keksen. Es wurde getrommelt, ich lernte Orya-Weihnachtslieder mit ihrem spezifischen Rhythmus und Melodien. Das war schön. Ebenso am 25. abends luden die Schwester ein, das Gleiche noch mal. Alle Räume waren wild bunt geschmückt mit Seidenpapier-Girlanden. Tannenbäume gabs natürlich nicht; kleine Bäumchen wurden in Sandkübel gepflanzt und über und über so mit Seidenpapierornamenten behangen, daß nicht mehr viel vom Baum zu sehen war. Fast ein wenig amerikanisch kam's mir vor. In den letzten Tagen vor Weihnachten wurde in jedem Haus wie wild gebacken, nicht wie bei uns im Ofen, sondern alles in Öl, etwa wie unsere Krapfen in Fett gebacken werden. Verschiedenartige Mehle, Reismehle, Getreidemehle und in unterschiedlichsten Formen, furchtbar nahrhaft, 5 Kekse ersetzen ein Mittagessen. Bis tief in die Nächte wurde gebrutzelt, tagsüber rannten die Leute etwas hohlhüigig herum. Am 24. morgens und auch heute kamen alle möglichen Leute und brachten mir mit vielen guten Wünschen ihre Produkte. Dagegen warteten die Ärmsten vor meiner Tür, daß ich ihnen ein paar Weihnachtskekse für ihr Lied gebe. Das war ein reger Tauschhandel; denn so viele Kuchen hatte ich auf meinem Kerosinöfchen nicht produzieren können. Sie schmeckten durch das grobe Mehl etwas brezähnlich und die ersten waren ganz schön kletschig; wie lang hatte ich auch keinen Kuchen mehr gebacken und aus dem Kopf wußte ich die richtige Zusammensetzung nicht mehr. Ein Mal müssen die Mäuse auch wild getobt haben, um meine wackelige Backvorrichtung. Der Deckel kippte runter, als ich gerade nicht in der Küche aufpaste. Aber lustig war's trotzdem, unter diesen Verhältnissen "deutsche" Kuchen zu produzieren.

In der Klinik wars kurz vor Weihnachten recht schwer. Eine Woche lang hatten wir extrem schwierige Fälle zu versorgen, bei denen wir oft die Ursache einfach nicht mehr herausbekamen. Einige starben, auch Kinder. Es kam Schlag auf Schlag. Irgendwie sank damit ein wenig der Mut und

die Hoffnung, die Menschen durchzubringen. Es war schon ziemlich traurig. Da haben die Menschen ein Fest zu feiern und ei Freude kann nicht kommen, weil wir mit allen Schicksalen mittrauerten. Doch mit dem 24. Dezember schien es plötzlich aufwärts zu gehen. Der einzige Schwerkranke, den wir noch hatten, erwachte aus der Bewußtlosigkeit. Das war besonders schön, weil es sich um den Bruder unseres Ticketmasters handelte. Wenn jemand vom Compound krank ist, merkt man besonders, daß wir hier wie in einer großen Familie leben. Alle möglichen Leute kommen vorbei, erkundigen sich, schwatzen mit den Eltern und Angehörigen. Ein guter Zusammenhalt.

Heute mußte ich ein Liedchen im Gottesdienst zum besten geben. Das war ein seltsames Gefühl, solo; aber alle freuten sich, so machte es mir auch Spaß. Ich hatte mich vorsichtshalber darauf präpariert, nachdem ich am ersten Weihnachtstag unvorhergesehen dazu aufgefordert wurde; da wurde mir ganz schön heiß.

In der letzten Woche kam die Mutter der sieben Kinder, deren Mann gerade gestorben war, bevor Ihr, Vati und Kriebel, hier ankam. Sie erhielt ihr Geld. Ihr schien es garnicht gut zu gehen, sah ganz traurig und abgehärmmt aus. Vielleicht hilft ihr das Geld wenigstens über die finanziellen Schwierigkeiten hinweg.

Kurz nach Weihnachten besuchte uns eine deutsche Dame (67 J), eine Ärztin aus Bad Neuenahr. Sie hatte über Radio von der Gossner-Mission gehört, sich mit Fr. Friederici in Verbindung gesetzt, und so kam sie hier an. Zwei Tage blieb sie, nahm vormittags am Klinikbetrieb teil und nachmittags zeigten ihr ein Dorf und ich stieg mit ihr im Felsenmeer im Flußbett des Brahmani herum. So erhielt sie, fern ab von Touristik, noch einen ganz andeरartigen, wohl auch realitätsnäheren Eindruck von Indien. An ihrer Reaktion in der Klinik merkte ich, daß sie ganz schön erschüttert war, insbesondere über die kranken Säuglinge, und ich dachte an meine ersten Eindrücke (es scheint schon sooo lange her). Nun nehme ich vieles gelassener hin, besonders die Folgen der Hausbehandlungen mit Wurzeln und Säften, die in übermäßigen Dosisierungen gegeben manchmal tödlich sind. Das zu sehen, besonders wenn die Grundkrankheit trivial war, erschüttert mich immer wieder.

Habt alle ganz vielen Dank für Eure lieben Weihnachtsgrüße. Ihr habt mich ja ganz rührend bedacht, ich komme geradzu in Briefschulden. Die Geschwister und die Tanten, die alle schrieben, müssen sich noch ein wenig gedulden mit der Antwort. Es geht nur langsam, außerdem passiert ~~am~~ im Moment nicht so viel Neues, von dem ich berichten könnte, und immer nur Krankengeschichten wollt Ihr ja auch nicht hören.

Heute bin ich zur Feier des ersten Tages im neuen Jahr den ganzen Tag im Sari rumgerannt. Erst waren die Beine ganz steif, hätte ich doch Angst, ich würde plötzlich Nakedei dastehen. Die Konstruktion erwies sich jedoch als so stabil, daß sie hielt. Nun bin ich ganz stolz, es gewagt zu haben, und finde es selbst sehr hübsch, obwohl die Haare und die weiße Haut schon seltsam dazu aussehen. Das war ein Hallo, alle Kircherten und lachten, als sie mich sahen. Aber ich habe ja auch erst gekichert, als ich mich im Spiegel sah.

Heute Mittag kam die eine Schwester zu mir und sagte: Doktor, wir haben heute nix zu essen, nur Gemüse. Komisch, dachte ich, das ist doch normal, "nur" Gemüse zu haben, fragte dann: könnt ihr ein paar Eier gebrauchen? Ja, können wir; so gab ich ihnen meine. Später stellte sich heraus, daß sie die Doktors einladen wollten und also etwas Festlicheres brauchten. Erst war unklar, ob die Einladung erfolgt war oder nur geplant. Auf jeden Fall zogen wir ins Dorf, um ein oder zwei Hühner zu kaufen. Das war ein Drama. Entweder sollten

Amagon, den 1.1.1979. Blatt 3

die Hähne zum Hahnenkampf aufgehoben werden oder die Hühnerdamen hatten gerade Küken. Einer wollte uns nach langem Handeln endlich ein Kickerhuhn für 15 Rps verkaufen (fast 4,-DM); es war schon gebunden und reisefertig. Das gaben wir doch demonstrativ zurück (Preise verderben soll man nicht). Nach 1 1/2 Stunden Suche gaben wir dann auf. Auf dem Rückweg fiel uns ein, kurz vor dem Compound lebt der alte Katechist, der hat doch so viel Hühner; nix wie hin. Der freute sich erst mal riesig, daß ich kam, bewirtete uns mit Tee und Keksen und erzählte uns lange Stories aus seinem Leben. Dann verkaufte er uns zwei Hühner, zwar dünne Dinger, aber zu annehmbarem Preis, eine wahrhaft christliche Geste. Ganz erldigt kamen wir zu Hause an. Das Festessen war aber auf morgen verschoben, es war inzwischen 18.00 geworden und ganz dunkel. Eben kam Potminei und erzählte mit Spät- und Langzeitreaktion: hat sich doch einer im Dorf entschlossen, zu verkaufen, nun brauchen wir keine Sorge mehr um die Fleischversorgung zu haben. Stellt Euch vor, in Deutschland ginge das auch immer so langsam und umständlich. Oh Graus! Hier muß jedes Festessen lange geplant werden und benötigt man spezielle Ingredien- tien, setzt man es auf den nächsten Einkaufsplan, wenn der Jeep nach Rourkela fährt. Hat man Pech, fährt er erst in 10 Tagen. Gemüse be- sorgen wir normalerweise ein Mal wöchentlich auf dem nächsten Markt, 5 km entfernt. Manchmal komme die Leute zwischendurch aus den umlie- genden Dörfern und bringen Gemüse. Doch das ist ein unsicheres Unter- fangen, verlassen kann man sich darauf nicht, ebenso wenig wie auf die Fische. Haben die "Händler" jedoch erst einmal das Tor zum Compound passiert, steigen die Preise. Ja, Du verdienst ja auch jeden Tag Dein Geld, so sollst Du auch mehr zahlen, sagte kürzlich eine Frau. In gewissem Sinne haben sie ja recht; auf der anderen Seite bauen die Leute ihre Grundnahrungsmittel wie Reis, Dhal, z.T. auch Zucker, selbst an, die sie dann nicht ständig kaufen müssen.

Zu Weihnachten brachte uns einer aus Compounders Dorf noch mal Reis- bier, das besonders gute, damit wir uns ein wenig bedulden können. Das war ein Spaß! Der Klou jedoch: wir vergaßen es vollkommen über die Weihnachtstage und dann kam die deutsche Ärztin zu Besuch, ja da mußten wir uns gut benehmen, und vorgestern, oh wie schade, war es vergammelt. Es hält sich nur so lange wie unser junger Wein; der gärt ja auch ständig weiter.

Ihr schreibt mir immer wieder, ich könne mir wohl in der Wärme gar nicht vorstellen, wie^z in Deutschland so kalt sei. Oh ich kann sehr gut. Stecke ich doch abends dankbar meine Hände und Füße dem Feuer entgegen und möchte morgens garnicht aus dem warmen Bett, vor Kälte. Ha bitte, das sind wohl ähnliche Gefühle, nur daß Ihr eine Zentral- heizung habt und ich mich in meinem Zimmer in den Schlafsack und Rollkragensweat hülle. Nur mittags wird es für 3 bis 4 Stunden angenehm. So soll es den ganzen Januar über bleiben. Ein wenig wärmer hätte ich es schon gerne. Kommt noch!

.....

Euer Lörchen

Amgaon, 26.1.79, Bl.2.

Am letzten Sonntag war der ganze Compound zu einer Hochzeit eingeladen. Schon lange hing eine sorgfältig gemalte Einladung im Schwesternzimmer und ich bekam extra eine, die unserem Buchhalter diktiert wurde und er schrieb sie schön auf Englisch auf, formvollendet höflich: ob die Kenschaft gewusst, Herrn X und Frau Y mit ihrer Anwesenheit zu beehren etc. Ja, und die Feier fand vor einer wackeligen Hütte einer sehr einfachen Familie statt. WELCOME stand an der Hauswand und ein altes Stück Sari diente als Freudenflagge. Alle Christen aus der Umgebung fanden sich zum ausgiebigen Tratsch und Austausch letzter Neuigkeiten ein. Und ich erschien im Sari, auch ganz zunftgemäß. Zunächst standen wir alle Schlange zum Fußwaschen, das die Mutter des Bräutigams erledigte. Neben ihr stand ein Pöttchen, in das das Dankesgeld geworfen wurde. Hühner, Hunde und Kühe liefen wie üblich rum. Es war ausnahmsweise sehr dreckig und auch nicht so liebevoll wie sonst vorbereitet. In einer Ecke des Hofes hatten sie zwei Gräben ausgehoben, über denen in riesigen Tonkrügen Reis und Fleisch gekocht wurde. Eine heiße Arbeit. Dann stellten wir uns alle auf einem laubenartigen Platz nieder und warteten der Dinge. Doktors wie üblich auf den vorderen Rängen. Doch heute war mirs lieb, wollte ich doch so viel wie möglich Photos schießen. Dann kam das Brautpaar, begleitet mit einem Lied nach der Melodie, die ich von dem Kinderweihnachtslied kenne "zwei Engel sind hereingetreten". Ich konnte mir das Lachen nicht verbeißen, weil ich immer diesen deutschen Text im Ohr hatte. Und dann kamen tatsächlich diese zwei weißen Gestalten und irgendwie sahen sie wie zwei verkleidete Kinder aus, die Hochzeit spielten: sie wohl 16-17 J, er 18-19 Jahre alt, mit furchtbar ernster Miene, und der Kachet geleitete diese 2 Engel. Na ja, ich hatte mal wieder nicht den nötigen Ernst. Später nach einer kurzen Andacht war glücklicherweise das Lachen wieder erlaubt, sodass ich nicht mehr so sehr auffiel. Dann überreichte jeder sein Geschenk oder etwas Geld und erhielt dafür eine Handvoll süßen Reis von Braut und Bräutigam. Für die Kinder war das ein Spiel, sie ergatterten Münzen von den Erwachsenen und stellten sich immer wieder in der Schlange an, um noch einmal ein "Geschenk" für eine Handvoll Reis abzugeben. Zum Schluss klauten sie sich einfach Münzen vom Teller, um die Fluktuation in Gang zu halten. Die ganze Zeit saß das Paar mit ernster, fast saurer Miene da und ließ die Verwandten und Bekannte defilieren. Für die junge Frau musste es besonders schwierig gewesen sein, sie kommt von weiter her und kennt hier niemanden. Die Hochzeit wurde wie üblich arrangiert und die Eheleute sahen sich nur ein Mal kurz vorher zu einem Gespräch, das meistens nicht länger als 15 Minuten dauert. Danach können beide Teile den Plan der Eltern ablehnen oder zustimmen... Für uns schwer zu verstehen. Für die jungen Leute hier normal, keiner kennt es anders. Auflehnung gegen die elterliche Entscheidung ist sehr sehr selten. Nach der Zeremonie des Geschenküberreichens hockte die junge Frau einsam in einer Ecke und der Ehemann saß kalbernd mit seinen Brüdern und Freunden im Hof. Später verteilten sie während des Essens den Reis an die Gäste und verschwanden wieder. Wir wurden in Schichten abgefüttert, jeweils 10-15 Leute setzten sich im Hof nieder und aßen aus den üblichen Blättertellern. Aber das Essen ist zum Essen da, man schweigt. Ist einer fertig, steht er auf, wascht sich die Hände und der nächste kommt dran. Es war alles andere als gemütlich. 4 Stunden lang dauerte es und gegen 21 Uhr begann das unermüdliche Tanzen. Doch dann habe ich mich verkrampft, weil ich todmüde war. - In dieser Nacht wurden einige Leute vermisst. Frau Dr. Horo machte um 24.00 einen Rundgang, mehrere Hilfsschwestern lagen nicht im Bett, der Nachtwächter vom Krankenhaus war nicht da! Na ja, das gehört zu so einem Fest dazu! Doch morgens verteilte Dr. Horo Rüffel: ohne Erlaubnis sei es den unverheirateten Mädchen nicht erlaubt, wegzubleiben. Die Erlaubnis wird auch nur gegeben, wenn einer der Männer vom Compound sie sich nach Hause bringt (Die Hochzeit war in einem Dorf 3 km entfernt). Freizeit in den nächsten 4 Wochen gestrichen und Verwarnung, alles in sehr freundlichem Ton. Das gab lange Gesichter. Aber die Moral musste gewahrt bleiben. Auf der anderen Seite ist es wirklich nicht so sicher, allein im Dunklen durch die Gegend zu tappen. Die Männer von Amgaon sind nicht sehr friedfertig und schnappen sich gern mal ein Mädchen. - Auch unser Manager ging verloren, der Arme, wurde doch viel

Amgaon, den 26. Januar 1979

.... Nun ist es hier wieder wärmer geworden und ich muß nicht mehr frieren, es ist sommerlich angenehm und die Nächte bringen gute Abkühlung. Obwohl abends das Sitzen am Feuer in der Küche recht gemütlich war, genieße ich die wärmeren Temperaturen doch sehr. So wird es wohl bis Mitte Februar bleiben. Die Zeit scheint seit Weihnachten zu sausen, schon in 6 Wochen ist meine Arbeitszeit hier um. Wie dann alles weitergeht mit meiner Rundreise, entscheide ich kurzfristig. Vorwiegend hängt das auch von meiner Aufenthaltserlaubnis ab, die ich übrigens immer noch nicht habe. Am 25.1. fuhr ich das dritte Mal nach Sambalpur; sie hatten mich aufgefordert, zur "registration" zu kommen. Ich hatte mich wohlweislich noch nicht gefreut, daß nun alles erledigt sei, und so kam es dann auch. Als ich eintraf, war der zuständige Beamte grade 20 Minuten weg und würde erst am Abend wiederkommen. Der andere Fritze im Büro meinte, er sei nicht zuständig. Na, dann pilgerte ich zum Chief, der wie ein Löwe in seiner Burg in einem hoher gelegenen Büro auf einem Hügel residierte, mit Türsteher und Voranmeldung: in welcher Angelegenheit bitte und so. Alle Beteiligten sollten ihre Namen nennen. Also Dr.Peters, Dr.Horo, Dr.Horo (wir waren ausnahmsweise alle unterwegs, wollten einen Familienausflug machen). Ich dachte, je mehr Leute im Besucherbuch stehen, um so wichtiger sieht das aus. Überraschend schnell kamen wir dran, und erklärte mein Anliegen, daß ich seit 24.November um Aufenthaltsgenehmigung vom 12.12. bis 12.3. ersuchte. Und murmelte im Nebensatz, ich sei heute schon zum 3.Mal hier. Dann fing die Mühle an zu laufen. Der Chief klingelte, der Türsteher kam, der subinspektor sollte kommen. Wer ist mit dieser Sache beschäftigt? Mr.X, wo ist der? Auf Inspektion. Bringen Sie die Akte! Er könne sie nicht finden, der Schrank sei abgeschlossen. Daraufhin bellte der Chief Mr.X. per Funk zurück nach Sambalpur, 10 Minuten später zitterte der Arme ans Büro und erläuterte. Das war ein Ton! Schimpfen nach unten und höflich interessierte Fragen an Horos und mich. Zwischendurch koordinierte er per Funk mit blumigen Kommentaren einen Polizeieinsatz gegen streikende Bauern oder telefonierte mit seinem Vorgesetzten freundlich säuselnd: wie war die Reise? und dann noch: Sir, Yes Sir, Sir. Na ja, das Ende dieses aufregenden Vormittags beim Chief der Polizei bestand im nochmaligen Ausfüllen netter Formulare, wie ich es in ähnlicher Ausführung schon zweimal getan hatte, und bin nun registriert, was aber nicht bedeutet, daß meine Aufenthaltsgenehmigung damit verlängert wurde. Nein, das wird noch einmal an das zuständige Ministerium geschickt, die ihren Stempel darunter setzen müssen. Wie bisher habe ich auch dieses Mal die Hoffnung, es möge in Zukunft schneller gehen; sonst verbringe ich den Rest meiner Indienzeit nur mit Verlängerungen meiner Aufenthaltsgenehmigung zu. Trotz der Versicherung des brüllenden Polizeichefs, "wir machen es unseren Touristen so einfach wie möglich!! Haha! In Orissa ist es wohl anders.

Nachmittags wollten wir uns den Staudamm von Sambalpur ansehen und gingen um Erlaubnis nach, mit dem Jeep bis auf den Berg fahren zu dürfen. Nix da, schon wieder hatten sie etwas gegen Ausländer; sie benötigen eine Sondererlaubnis vom S.P., könnte ich doch ein Spion sein und diese Anlagen auskundschaften. Da gaben wir auf, nochmal bei dem Polizeichef vorstellig zu werden und fuhren nur an die äußere Begrenzung des Stausees. Aber auch erst, nachdem ich brav Kamera und Filme abgeliefert hatte. Das war schon verrückt! Besonders weil ich 2 Monate vorher bereits am Stausee gewesen war und kein Hahn gekrährt hatte, als ich ein paar Bilder schoß. Diese große Wassermenge mitten im trockenen Land ist schon beeindruckend. Sie gibt einmal Elektrizität und zum anderen Bewässerungsmöglichkeit für einen riesengroßen Bezirk um Sambalpur. 'Die Bauern können drei Mal im Jahr Reis ernten. Jetzt waren sie gerade dabei, die kleinen Pflänzchen für die 2. Ernte zu setzen. Überall auf den Feldern standen die Frauen im Wasser und pflanzten. Gezogen werden die Setzlinge in mehreren zentral gelegenen kleinen Parzellen. Die Bauern zahlen 3 Rps Steuer für 1 acre unbewässertes Land und 5 Rps für bewässertes im Jahr. Die Bewässerungsanlagen werden, soweit sie nicht natürlichen Ursprungssind, weitgehend von der Regierung finanziert.

Амброд, 26, 1, 79, в1, 3

Spott auf ihn geladen. Er hatte zu viel Reisbier getrunken und kam nicht mehr vom Fleck. Der Koch von der Messe legte sich für 2 Tage mit einem Posthochzeits-syndrom mit Fieber und Kopfweh ins Krankenhaus. So sind wir erst mal wieder mit Gesprächsstoff ~~eingedeckt~~ und ich um eine Erfahrung reicher.

Heute kam ein lustiger Brief an den Medical Superintendent of Amgaon Hospital; den will ich Euch nicht vorenthalten:

Dear Sir

I leeg (like) to inform you the following troubles for mine

- 1) Weakness of my hearts (wieviele der wohl hat?)
2) Cough in day and night
3) Pain inside (wo, schrieb der Mensch nicht)

Solche Briefe kommen manchmal, wohl in der Hoffnung, Doktor stelle eine Ferndiagnose und schicke postwendend Pillen...

部 部 部 部 部 部

28.1.79

Heute ist Sonntag und ich hatte Bereitschaftsdienst. Das klingt großartig, ist jedoch verglichen mit deutschen Verhältnissen gemütlich. Ich gehe vormittags und nachmittags jeweils für 2-3 St ins Hospital und erledige die Routinearbeit und sehe die paar Patienten an, die in die Ambulanz kommen... Um 5 Uhr riefen Horos vor der Klinik, ob ich Lust hätte, einen Hahnenkampf anzusehen. Klar hatte ich Lust. Schnell verriegelte ich meine Tür und wir gingen los. Nun ist Hahnenkampf eigentlich nur Männerache und nicht für Frauen äffen. So fielen wir natürlich mal wieder extrem auf. Statt sich auf die bunten Hähne zu konzentrieren, scharten sie sich erst mal um uns, ca 100-150 Leute. Das wirkte ganz schön erdrückend auf mich. Aber dann ging es weiter und alle, auch ich, waren fasziniert von den Tieren, die da mit geschwungenen Halsfedern - sie stehen wir eine Klaue ab - aufeinander losgingen. Rennt ein Hahn weg oder dreht er nur den Kopf zur Seite, hat er verloren. Und das nächste Paar ist dran. Natürlich werden schnell noch Wetten gesetzt, viel Geschrei und Gelächter und lange Gesichter auf der Verliererseite, wennes um hohe Summen ging. Das ist ein Bild, wenn die Leute einer nach dem anderen kommen mit ihrem Hahn unterm Arm. Große, kleine, bunte, schwarze, mickerige und majestatisch imposante. Doch das Aussehen sagt nicht so viel über die Kampffähigkeit. Zum Schluß rannte ein Hahn weg, nachdem er gesiegt hatte. Vielleicht wollte er den Gegner vollends zur Strecke bringen und jagte aber einem Phantom nach. Nun war es ungekehrt: die ganze Zuschauerschaft sauste schreiend und lachend hinter dem Hahn her; es war ein Bild für die Götter. Mal sehen, vielleicht gehe ich noch einmal am nächsten Sonntag hin, um etwas genauer mit den Regeln des Kampfes vertraut zu werden.

Im Dunkelwerden wanderten wir langsam nach Hause. Ein herrlicher Sonnenuntergang, mit vielen lila-dunklen Wolken. Im Dorf sah man in den Häusern die ersten Herdefeuer brennen. Alles war ungeheuer friedlich...

Berlin, Gossner-
Mission

Amgaon, 28. Februar 1979
Stempel 2.3. E: 8. März

Liebe Eltern!

Habt Dank für Eure lieben "Schnee"briefe. Das kann ich mir in der momentanen Wärme wirklich nicht vorstellen, Schnee bis zur Hilflosigkeit, daß man warten muß, jemand schaufelt mich wieder frei. Vati, weißt Du noch, als Du das erste Mal in Indien warst und zurückkamst, hatten wir in Celle auch ziemlich heftige Schneefälle mit Verwehungen. Aber verglichen mit dem, was Mitte Februar bei Euch herrschte, war das damals wohl ein Klaks. Hoffentlich hält Euer Haus die Kälte aus und es zieht nicht durch alle möglichen Ritzen. Ist das Eingemachte in der Garage zu Stein gefroren? und ebenso die Weine?

Ja, und hier muß der Fisch gleich in die Pfanne geworfen werden, damit er nicht vergammelt. Aber ich genieße die Wärme noch. Mal sehen, wenn ich anfange, zu stören.

Habt vielen Dank für den 50,-ziger, der wohlbehalten ankam. Nach das lieber nicht noch mal, zu viele Briefe gehen verloren oder fallen irgendwo in Sumpflöcher. Mal sehen, wann die Frau das nächste Mal kommt, daß sie das Geld dann mitnehmen kann, sie wohnt ziemlich weit weg.

In der letzten Woche fuhren wir zu der Dispencery Takarma, in der Nähe von Ranchi; es war schon lange geplant worden. Dispencery heißt so etwas wie Medizinische Außenstelle (primary health center), wo kleinere Nöte behandelt werden, und wenn die Leute nicht mehr weiter wissen, raten, in eine größere Klinik zu gehen. Takarma ist Amgaon Hospital in Kleinformat, mit 30 Betten in zwei großen Räumen, einem Untersuchungszimmer und einem Tabellett-Verteilungsraum. Kurzfristig hatte Takarma eine Ärztin, und seit 1 1/2 J suchen sie eine neue. Eine große Highschool (500 Schüler) gehört ebenfalls zum Dorf, ehemals von den Missionaren aufgebaut, jetzt z.T. oder vollständig von der Regierung unterstützt. Anlass der Fahrt war, daß sich eine neuen Ärztin vorstellen wollte, dem dortigen Verwaltungskomitee. In letzte Minuten schrieb eine ab und eine andere bewarb sich; etwas verworrene Verhältnisse, sodaß noch keine Entscheidung getroffen wurde. Für mich war es unheimlich interessant, an dem Bewerbungsgespräch teilnehmen zu können und zu sehen, welche Kriterien für die Leute dort wichtig sind und was zu berücksichtigen ist. Ein leichter Posten ist Takarma nicht für eine Frau alleine. Besser wäre, ein Ehepaar käme dorthin und beide fänden Arbeit. Die junge Ärztin ist verheiratet, hat einen Säugling und der Mann hat eine feste Arbeitsstelle in Ranchi. Da geplant ist, die Ärztin solle für 6 Monate nach Amagon kommen, zum Lernen, und später in Takarma anfangen, stellen sich einige Probleme für diese Familie. Mal sehen, wie entschieden wird. Dadurch, daß die Familie getrennt wohnen wird, ergeben sich nicht so gute Chancen, daß die Ärztin es für längere Zeit in Takarma aushält. Faktum ist jedoch, daß die Leute in der Dispencery endlich einen Arzt brauchen, der auch länger bleibt. Der Compounder arbeitet immer ein wenig in der Hoffnung, bald käme jemand, der ihm die Verantwortung abnimmt. -

Nun habe ich eine Bitte an Euch und die Geschwister. Takarma hat ein altes Missionarshaus (150 J alt) stabil gebaut. Schwester Ilse begann in dem Hause selbst die Dispencery und wohnte auch dort mit den Schwestern. Seitdem sind keinerlei Reparaturarbeiten und Erhaltungsarbeiten an dem Haus vorgenommen worden, sei es aus Geldmangel, sei es, weils niemand sich recht zuständig oder verantwortlich dafür fühlte. Das Haus verrottete langsam. Nun besteht aber der konkrete Plan, einen Arzt oder eine Ärztin zu berufen und das Haus wird benötigt. Bei der nächsten Regenzeit wird es überall durchtropfen und nach und nach fällt es dann zusammen. Takarma selbst kann 2500,-Rps aufbringen, benötigt werden 10.000,-Rps. Das ist fast die Summe für einen Neubau. Soweit ich es mit meinem Laienverständ beurteilen kann, ist es jedoch sinnvoller zu renovieren, besonders da es ein schönes altes stabiles Haus ist und auch geeignet, Gäste dort unterzubringen. Ja, nun also meine Bitte, ob Ihr ein wenig sammeln könnt, 8000 Rps sind 2000,-DM, das ist eine Riesensumme. Aber mit ein wenig Geld können sie wenigstens starten, zu renovieren, damit zumindest erst mal den Mäusen und dem Regen

Einhalt geboten wird. Ich weiß, es ist einfacher, direkt für Kranke oder notleidende Menschen zu sammeln und auch zu geben; da ist der helfende Effekt leichter zu sehen. Dies ist ja nur ein Haus! Doch ein Haus für den Doktor und auch die Gemeinde und auch ein wenig Missionarsgeschichte. Es ist also ein indirekter Nutzen und irgendwo muß der Doktor wohnen. Es wurde zwar in den letzten Jahren ein Gebäude errichtet mit Wohnungen für Vollschwestern, Compounder und Doktor (ja 1). Doch die sind völlig ungeeignet für den Arzt, zu klein, zu dunkel, und sollten je mal Gäste kommen, der Doktor "repräsentieren" müssen, könnten sie dort nur ne Stehparty machen. Für mehr als maximal 4 Stühle und Tisch gequetscht ist kein Platz.

Wir haben während unseres Besuchs dort gewohnt in dem alten Haus, überall sind Löcher in der Decke. Das Dach muß neu gedeckt werden, Türen repariert und z.T. neues Holzgebälk gezogen werden. - Ich leg es Euch warm ans Herz, besonders weil Takarma in seiner Finanzierung schwierig ist. Schwester Ilse sammelt Geld von Freunden zur Erhaltung des Dispencery so regelmäßig wie sie eben kann. Goßner-Dtschld hat das Gehalt des Doktors übernommen; aber für mehr ist kein Geld da. Ranchi zahlt, soweit ich weiß, nichts für die medizinische Seite und die Gemeinde ist wie überall sehr arm. Nun ist aber einmal die Arbeit begonnen worden... Amgaon bekommt Geld von vielen Freunden, Takarma dagegen ist die amme Appendix, jedoch ein Dorf mit vielen zentralen Kirchenaktivitäten. Du kennst es vielleicht, Vati? Klar, ich wüßte noch mehr Punkte in Takarma, wo Hilfe benötigt wird in medizinischer Hinsicht (ich seh das natürlich schärfster als andere Sachen), aber dieses Haus sollte möglichst noch vor dem nächsten Monsum in Angriff genommen werden, ehe der Schaden noch größer wird. Ich habe den Eindruck, das dortige Verwaltungskomitee wird sich sinnvoll um die Renovierung kümmern und ich würde unsere Doktors bitten, auf die finanzielle Seite zu achten. -

Am nächsten Tage waren Horos zu einer Hochzeit in einer Familie eingeladen in seinem Heimatdorf. Ich durfte auch mitkommen. Mein erste Eindruck, nachdem wir angeschaukt waren: Massen "in-law" Schwager, Schwager, Bruder, Tanten; dagegen sind wir eine klitzekleine Familie, wenn wir alle zusammen sind. Könnt Ihr Euch das vorstellen? 200 waren sicher. "Es konnten nicht alle kommen" wurde mehrmals bedauernd gesagt. Na ja, mir reichte schon dieser Andrang von Vetttern, Kusinen und Kindern - - - Und ich konnte die Zusammenhänge nicht recht behalten: his wife, her sisters child, maternel oncle etc... Wie bei der anderen Hochzeit, die ich mitgemacht hatte, war dies auch der zweite Tage der Feier, im Haus der Familie des Ehemannes.

Am ersten Tag im Haus der jungen Frau. Erst hockten wir alle im Innenhof und dem Paare wurden die Geschenke überreicht und Geld. Wir bekamen dafür etwas süßen Reis. Das tollste Geschenk war ein Huhn, das friedlich mit golddener Schleife um den Hals in einer Pappschachtel mit Deckel saß; nur der Kopf schaute raus. Zum Piepen. Der Eindruck der Zeremonie war durchbrochen, alle lachten. Später saßen wir dann alle auf dem Boden auf Bastmatten, zum Essen, wie üblich mit den Fingern. Vier mal wurde der "Tisch" gedeckt für je 50 Gäste. Das war ein buntes Bild! Die Braut ging zwischendurch immer wieder mit dem Reiskorb durch die Reihen und gab symbolisch jedem eine Handvoll auf. Sonst wurde der Reis großen Bastschuppen gebracht und mit einem Schieber eine normale Menge auf den Blatteller gegeben. Über die Reismengen, die einer vertilgt, hab ich ja schon geschrieben; bei uns konnten bequem 3 bis 4 davon satt werden, was hier einer vertilgt. Fleisch und Gemüse wurden in Eimern gebracht und jedem auf den Teller geschöpft. Für die Hunde war Superfeiertag, die fraßen die Reste von den Blättertellern und die Ziegen vertilgten die Teller. Abends waren Menschen und Tiere plumpssatt, daß sie sich kaum mehr rühren konnten. Nach so einem Essen gibt es hier nicht Kaffee, sondern Betelhuss. Ich mag sie langsam sehr. Zu Anfang hatte ich die ganze Partie am liebsten im hohen Bogen ausgespuckt, so bitter und scharf und ungewohnt schmeckte das Ganze. Auf dem Fest hatten sie eine besondere Mixtur gemacht: Aniskörner, Kokosnusstückchen und Betelnusstückchen und irgendwas kitzekleines Süßes. Ständig war ich begeistert am Kauen. Gut, daß es keinen Spiegel in dem Lehmhaus gab (Badezimmer und Klos auch nicht; das passiert irgendwo im Feld oder Hof), sonst

hätte ich meine knallrote Zunge und Lippen/ Amgaon, 28.2. Blt 3
gesehen. Die Betelnuß färbt so. - Das Schönste an dem Tag war das Tanzen. Dort haben sie die riesengroßen Trommeln, ca 80 cm hoch, bauchig, wahn- sinnig schwer, mit tiefen dröhndem Klang. Du kannst ihn weit weit hören. Die Dinger waren früher von den Missionaren verboten worden. Kann ich verstehen. Ich selbst war total berauscht und alles vibrierte in mir; der Klang füllte den ganzen Körper aus. Naja, und da hätten sie sich überlegt die Doktorin soll tanzen lernen. Erst hatte ich Beklemmungen, blamiere ich mich. Dann dachte ich versuch es, kneifen kannste immer noch später. Dann ging es so prima, rechts und links tatkräftigt untergefaßt, in langer Reihe. Erst mit einfachen Schritten, vor und zurück, dann immer komplizierter. Ich war total begeistert, na die Trommeln taten das übrige. Erst nach einer Stunde hörte ich auf, als meine Füße sich vor Müdigkeit verwirrten und der Staub mich ganz durstig gemacht hatte. Richtig bedrückt wankte ich vondannen und fand per Zufall einen Stuhl, auf dem ich mich erstmal ausruhte. Der eine ist betrunken von Alkohol, der andere vom Klang der Trommeln. So ging es mir wirklich. Schade, mein Englisch reichte nicht ganz aus, um meine Begeisterung auszudrücken; aber ich glaub, sie verstanden mich auch so. Mit dem Einschlafen auf meinem spartanisch har- ten Bett mit Plastikmatratze (es war ein Hospitalbett in Takarma) hatte ich an diesem Abend keine Schwierigkeiten.

Gekocht wurde übrigens im Garten über einem langen ausgehobenen Graben, in großen Tontöpfen. Als wir morgens kamen, hatten sie schon einen riesen- großen Korb voll Reis fertig gekocht (1,5 m Durchmesser und etwa 60 cm tief). Die Männer kochten übrigens und brachten auch das Essen, ein unge- wohnter Anblick für mich, der mich doch leise triumphieren ließ: haben nicht nur die Frauen die Mammutverantwortung bei einem solchen Fest.

An dritten Tag spät abends kehrten wir nach langem Einkauften spät abends nach Amgaon zurück. Todmüde, etwas gespannt, wie es wohl im Hospital aussehen möge. Aber alles war wider Erwarten in Ordnung. Wir waren mit etwas Beklemmung und schlechtem Gewissen weggefahren, da zwei komplizierte Ge- burten anstanden, aber die Babies hatten brav gewartet und warten immer noch.

Gestern hab ich mal wieder meinen Freunden von der Polizei in Sambalpur einen Besuch abgestattet, wieder ohne Erfolg, so als sei ich das erste Mal gekommen. Ich war ganz schön ärgerlich und der SP versuchte, mich mit Tee und freundlichem Geplauder seitens Mrs SP und einer Einladung zum Lunch zu besänftigen. Nach 2 1/2 Stunden zog ich wieder ab und Matthias, unser Fahrer, dachte schon, ich sei verschüttet gegangen.

Die Rückfahrt war dafür wunderschön. Berge meist dichtbewaldet, in der Abendsonne. Ich hatte das Gefühl, ich sähe sie zum ersten Mal. Abends versuchten wir, noch Zement zu kaufen. Das ist nicht so einfach wie bei uns, das läuft über den Schwarzmarkt. Ich wurde im Haus des Händlers abgesetzt, wo ich der Hausfrau zu treuen Händen gegeben wurde (sie konnte kein Wort Englisch und ich nur mein Hospital-Orya) und mit Tee versorgt. Matthias ging im Schutz der Dunkelheit in ein nahegelegenes Haus, um den Zement dort abzuholen. Wie böhlich sprangen Massen Kinder um mich rum, mich zu bestaunen. Als es zu langweilig wurde, ließ ich mir Orya von ihnen beibringen, und sie kommentierten meine Aussprache mit begeistertem Kreischen und Gelächter. Die Hausfrau saß dabei dick und gemütlich am Boden und drehte kleine Baumwolldochte für das abendliche Puja (Hindugebet). In dem übrigens sehr reichen Haus wohnten vier Brüder mit ihren Familien: 20 Kinder alle zusammen. Mit dem einen schwatzte ich ein wenig und bot ihm eine Zigarette an. Als später der älteste Bruder kam, stand er fix auf und versteckte die Zigarette hinter seinem Rücken und verschwand wie wie ein kleiner Junge, der beim Rauchen ertappt war. Alle grinsten, nur der älteste Bruder merkte nicht, was los war. Das war schon eine lustige Familie. Die Kinder entdeckten nach kurzer Zeit, daß ich ein paar goldene Zähne im Mund habe; das wollten sie dann ganz genau wissen, wieso und warum.

Amgaon, 28.2.79. Bl. 4

Nun geht erst mal wieder die tägliche Arbeit weiter und ich warte etwas gespannt auf Bahman. Er hat oder die Fluggesellschaft den ursprünglichen Plan umgeworfen, sodaß ich nur ahne, daß er wohl bis zum 15.3. oder so hier sein wird. Am 20. dacht ich, ziehen wir los. Zum Schluß, Mitte Mai oder Juni, werde ich wohl hier noch mal zurückkommen. Ihr könnt mir also hierher schreiben. Mitte April, dacht ich, sind wir in Delhi. Und Mitte bis Ende Mai, Anfang Juni fahre ich zurück.

Ganz liebe Grüße

Euer Lörchen

Nachrichten aus der MBK-Mission

z. Klar an Berlin
Zur Ablage
Aktenplan-Nr. 6/22/2
Datum 10.5.78
Handzeichen P.

1 D 20994 F

April Nr. 2/1978

HERAUSGEBER: MBK-MISSION · MISSION DER EVANGELISCHEN SCHÜLERINNEN- UND FRAUEN-BIBEL-KREISE E. V.

Erfahrungen auf dem Wege

Teil 2

An den ersten Jahren des Aufbaus der Mitternachtsmission-Arbeit in Japan hat der erste Teil des Berichtes Anteil gegeben. Diesmal erfahren wir, wie die Arbeit in den Heimen »Tor zur Hoffnung« in Futtsu bis heute herangewachsen ist.

Am 11. Oktober 1961 zog ich mit einer Mitarbeiterin von Tokyo nach Futtsu um. Es war der 9. Jahrestag meiner Abordnung. Damals hatte ich gesagt: »Herr, ja«. Die Lösung des Einzugs in Futtsu hieß: »Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht.« Ich wäre lieber zurückgegangen, denn wie sollten wir hier zu zweit wohnen? Ein Bau noch ohne Fenster, ohne Türen, ohne Wasser, Licht, Gas... War es zustantworten, die zarte Mitarbeiterin hier einzusetzen? Wir haben dann erlebt, sie es Schritt um Schritt mit dem Bau voran ging. Mit Vehemenz mußten wir dabei dem Baumeister den Termin vorschreiben, zumal auch die Provinz-Regierung wissen wollte, wann die ersten Mädchen bei uns Aufnahme finden könnten. Wir hatten gerade die Einladungen zur Eröffnung für den 19. Dezember verschickt, als der Schwager des Bauunternehmers uns eröffnete, wegen Streitigkeiten in der Familie des Zimmermanns könnte der Bau nicht zum Abschluß gebracht werden. Was konnten wir Ausländer dazu schon sagen? Oder wie sollten wir so etwas verstehen? Immer war in diesen Situationen mein jetziger Mann der Ratgeber und Ausgleich-Findende. Er hat mir zum Verstehen geholfen, wenn

so vieles meinem deutschen Denken gar nicht eingehen wollte.

Kein attraktiver Beruf

Sehr schwer war es, am Anfang Mitarbeiter für unser Heim zu finden. Das Haus lag so weit ab vom Ort, der Ort selber etwa 4 Stunden Bahnfahrt von Tokyo entfernt, Busse von der Bahnhofstation zum Ort verkehrten einmal in der Stunde, waren aber meist nicht auf die Ankunftszeiten der Züge abgestimmt. So lebten wir ohne Abwechslung, wurden nur täglich neu in Atem gehalten von den sozial gefährdeten und oft nervlich belasteten Mädchen und Frauen. Wahrlich, es war kein attraktiver Beruf, und auch das Gehalt war sehr niedrig. Mitarbeiterinnen, auf die wir gehofft hatten, heirateten oder gingen – wie auch der erste Hausvater mit seiner Familie – wieder in die Gemeindearbeit zurück.

Die Probleme, die jede neue Heimbewohnerin mitbrachte, gingen oft über unsere Kraft. Sie erforderten immer neues Empathievermögen, aber auch größere Kenntnisse und Wissen auf vielen Gebieten, z.B. Japanischen Rechtes, Sozialgesetzgebung, Familienstruktur, Bürokratie. Da habe ich viel lernen müssen. Nur von Fall zu Fall konnten wir manche Probleme entscheiden, dann wieder merkten wir unsere Begrenzung. Wir konnten nicht allen helfen, mußten manche freigeben ohne sie aufzugeben. Oft war dies die einzige mögliche Haltung. Wir haben versucht,

soweit es im Rahmen unserer Möglichkeiten lag, im Heim auch die individuellen Bedürfnisse und Wünsche zu befriedigen. Bei manchen ist es gelungen, bei anderen scheiterten wir an der eigenen Ungeduld oder an der Gleichgültigkeit der Familie, aber auch an unserer eigenen Unzulänglichkeit. Große Hilfe und Erleichterung empfanden wir, als Frauen aus den verschiedenen Gemeinden der Chiba-Provinz ihre Mitarbeit zusagten. Als wir müde zu werden drohten, sprangen sie ein und griffen auf, was liegengelassen war.

An den Verkehr mit den Behörden mußten wir uns gewöhnen. Da war es nicht immer leicht, die richtige Balance zu finden zwischen Abhängigkeit und Eigenständigkeit. Als wir anfingen, wußte man ja in der Provinz-Regierung noch nicht, was für Leute wir seien. Ganz langsam ist dann im Laufe der Zeit das Vertrauen in uns und unsere Arbeit gewachsen.

Nach knapp einem Jahr kamen

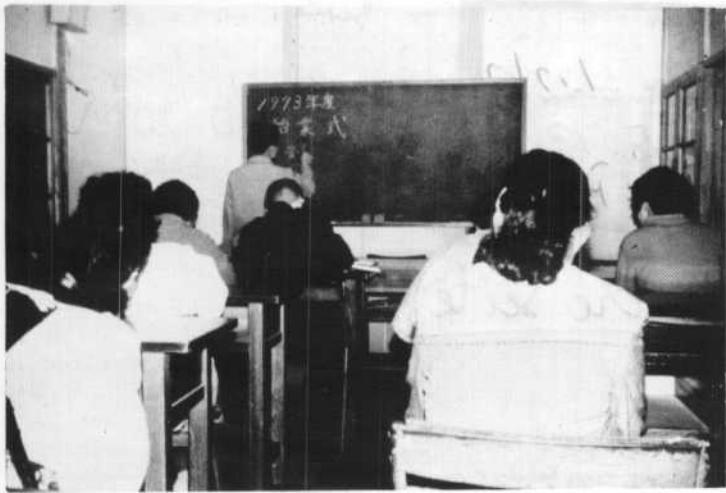
zum ersten Mal auch Mütter mit Kindern im Vorschulalter zu uns. Die Frauen in Japan erfaßten langsam, daß ihnen in der neuen Verfassung nicht nur das Wahlrecht, sondern auch die Gleichberechtigung zugesprochen war. Für diese Mütter mit Kindern mußte im Heim erst noch Raum geschaffen werden, damit die Familie auch unter sich sein konnte; obwohl vor allem die Mahlzeiten gemeinsam eingenommen wurden. Es hieß also Anbauen! Mit Hilfe eines Zuschusses der Provinz-Regierung konnte das Heim 1964 um 4 Zimmer für Mütter mit Kindern und 2 Klassenzimmer erweitert werden. Den Mangel einer zu geringen Schulbildung hatten schon manche der Mädchen und Frauen bei uns bitter empfunden. Nun entdeckten sie neu die Freude am Lernen. In 3 Klassen in je 2 Wochenstunden wurde Japanisch und Rechnen unterrichtet.

Bau eines Altenheimes

Gleich nach der Einweihung im Mai tagte unser Vorstand in Tokyo. Hauptpunkt der Tagesordnung: Bau eines Altenhei-



Altenheim »Tor zur Hoffnung«



Beim Unterricht

mes. Schon bei der Einweihung des Altenclubs im November 1963 war die Bitte um ein Altenheim im Ort lautgeworden. Nun griff der Vorstand sie ernsthaft auf, nachdem die Mitglieder die Frage lange im Gebet bewegt hatten, ob die Mitternachtsmission diese neue Aufgabe aufgreifen sollte oder nicht. Die Notwendigkeit sahen alle. Es lag auf der Hand, daß das Problem des alten Menschen in der Zukunft das soziale Problem werden würde. Aber wie konnte ein solcher Plan verwirklicht werden? Unter den Herren im Vorstand war die Meinung vorherrschend, daß die deutschen Kirchen sicher zur Hilfe bereit seien. Aber ehe wir uns mit einer solchen Bitte nach Deutschland wenden wollten, mußte die Landfrage geklärt werden. Eine Befragung mit dem Bürgermeister von Futtsu und einigen Stadtratsabgeordneten fand statt, bei der ich mit Dr. Manabe, Pastor Miyauchi und Pastor Kishita die Mitternachtsmission vertrat. Gleich an diesem Tag erhielten wir die Zusage, daß der Bürgermeister, in der ihm zustehenden Befugnis, sich für ein Grundstück von 4500 qm Land zum Bau des Altenheimes verwenden werde. Niemand hatte gedacht, daß dieses Problem sich so schnell lösen würde! Und nun die Finanzfrage. Die Herren waren sehr zuversichtlich. Japan hatte sich von den Schlägen des Zweiten Weltkrieges erholt, die Wirtschaft lief auf vollen Touren. Aber wir wußten, wie ungleich der Reichtum verteilt war. Und die kleinen Gemeinden standen an letzter Stelle. Außerdem hatten sich die Baugesetze geändert. Wegen der großen Brandgefahr in jeder neuen Heizperiode durfte ein solches Heim nicht mehr als

ein einfacher Holzbau erstellt werden. Ein Kostenvoranschlag ließ mich schwindeln: einige Hunderttausend Mark. Gewiß, wir konnten mit einem staatlichen Zuschuß rechnen, aber der würde höchstens die Hälfte der Kosten abdecken. Die Erinnerung an den Anfang des Mädchenheimes meldete sich. Würde Gott uns wieder ähnliche Hilfe zuführen? Als eines Tages ein Briefumschlag auf dem Schreibtisch lag mit 3 Man-Scheinen (1 Man = 100 DM), nahm ich das als ein Zeichen des Vorwärts.

In der Heimat übernahm es Alexandrine Schmidt, sich in der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Weltmission und bei den verschiedenen Landeskirchen für dieses Projekt einzusetzen. Die Pläne für das Heim wurden mehrfach überarbeitet, bis sie im Herbst 1966 der Provinz-Regierung vorgelegt werden konnten, 1968 wurde der Bauvertrag abgeschlossen: 360000 DM. Zur Einweihung des Heimes am 27. März 1969 konnten wir die endgültige Abrechnung vorlegen: 409246,- DM. Davon waren 223000 DM als Gaben aus Deutschland gekommen. Elisabeth Ottmüller hatte auch an dieser Stelle das Erbe von Alexandrine Schmidt in Treue angetreten: Die vielen Bittgänge um die Gaben. Es war in jener Zeit, daß ich den ersten Telefonanruf aus Deutschland, aus Salzuflen, erhielt: Die Zusage einer weiteren Bausumme von 40000 DM. Noch Minuten danach zitterten mir die Knie. War es die Stimme von dem anderen Ende unserer Erde oder war es das Wunder, daß doch noch diese nicht mehr erhoffte Gabe angekündigt wurde?

In den folgenden Jahren haben wir oft gesagt, daß ein Heim erst nach Abschluß des Baues

mit den eigentlichen Problemen beginnt. Aber in allen Tiefen und Höhen wuchs uns mehr und mehr Kraft zum Tragen aus dem größer werdenden Kreis der kleinen Gemeinde in unseren Häusern. Wir hatten die Gottesdienste für das Mädchenheim und das Altenheim von Anfang an gemeinsam, ebenso die wöchentliche Bibelstunde. Im Altenheim meldeten sich die ersten zur Taufe. Manche Vervollständigung und Verschönerung hat in den zurückliegenden neun Jahren im Altenheim vorgenommen werden können. An erster Stelle muß ich da die Rehabilitationshalle nennen, die 1973 errichtet wurde. Hier haben wir genügend Raum zu gemeinsamen Veranstaltungen, zur Beschäftigung der Menschen im Altenheim. Die neue Heizanlage hat sich im letzten Jahr gut bewährt.

Im Gespräch mit unseren lieben Alten merken wir, wie mancher bisher verkümmerte Lebensweg sich in der Gemeinschaft hier entfalten kann. Für viele ist es eine neue Freiheit, die sie erleben. Ein Recht, Ansprüche zu stellen, wie sie es bisher nicht kannten. Andererseits ist es für festgeprägte Menschen nicht leicht, mit drei anderen ein Zimmer teilen zu müssen.

Unser neuer Plan

Immer wieder hat die Bewohner des Altenheimes und auch uns die Frage beschäftigt, was geschieht in einem Krankheits-

fall, wenn einer bettlägerig wird? Unser Haus ist nur für solche alten Menschen gedacht, die sich noch selbst versorgen können. Auf Pflegefälle für längere Zeit sind wir nicht eingerichtet. Ohne daß eine Behandlung nötig wäre, finden Pflegefälle auch im Krankenhaus keine Aufnahme. Und immer noch muß man in Krankenhäusern die Pflegeperson selber mitbringen. Wenn niemand aus der Familie dafür einspringen kann, kostet heute eine Pflegerin im Krankenhaus pro Tag mindestens 80,- DM. Immer wieder wurden wir gefragt, ob wir nicht helfen könnten. So hat sich unser Vorstand jetzt der neuen Aufgabe gestellt, das erste christliche Pflegeheim in unserer Provinz – so Gott will – 1979 zu errichten. Auch diesmal wieder hat sich die Stadt Futtsu bereiterklärt, das Land für das Heim zu verpachten. Bis wir mit dem Bau beginnen können, liegen noch viele ungelöste Fragen vor uns. Aber wir haben auch schon so manche Gabe empfangen, die uns ermutigt, mit Zuversicht weiterzugehen. Aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender unseres Glaubens, warten auf seine Wegführung, dies allein ist es, was unsere kleine Mission in Japan hat anfangen und einige Schritte tun lassen.

Haben Sie Dank, daß Sie uns auch auf dem neuen Weg begleiten in den Beginn des 2. Vierteljahrhunderts. Wie lange? »Meine Zeit steht in deinen Händen.« Dora Kishita

Hinweis

auf ein Buch, das im Herbst 1977 im Verlag der Evang.-Lutherischen Mission Erlangen erschienen ist:

SCHWEIGEN von Shusako Endo, geb. 1923, Christ.

Das japanische Original hat 36 Auflagen erlebt und ist in viele Sprachen übersetzt. Der historische Roman führt in die Zeit nach der großen Christenverfolgung unter Hideyoshi, Ieyasu und Iemitsu, als der Christusglaube streng verboten war und Zehntausende von Christen samt vielen Missionaren den Märtyrtod gestorben waren. In dies missionarlose Japan wagt sich der junge portugiesische Pater Rodriga, um nach einem bewährten Missionar zu suchen, der angeblich

vom Glauben abgefallen sein soll. Das Schicksal des Gejagten und Verfolgten, der zuletzt seinen Fuß auf das Tretbild mit dem Antlitz Christi setzt und damit in den Augen der Verfolger seinen Glauben aufgibt, wird von Endo, der selbst zu tiefst engagiert ist, mitreißend geschildert. Das einsame Gespräch, das der lebendige Christus mit seinem »abgefallenen Paulus«, wie Rodrigo genannt wird, zeigt – in japanischer Sicht – etwas von dem Geheimnis von Römer 5,20b. Wie das dargestellt wird, fordert es den Leser kräftig heraus, sich mit der Frage nach der rechten Verkündigung auseinanderzusetzen. Ich meine, es sei unmöglich für Christen, die verantwortlich im Missionsdienst in Japan mitarbeiten, an dem Buch »Schweigen« vorüberzugehen. Paul Gerhardt Möller

Begegnung mit Christen in Nepal und Indien

Achtzehn Jahre ist es her. Es war im Januar 1960. Zum ersten Mal saß ich im Flugzeug, um im Dienst der Mission in ein fernes Land zu reisen. Das Ziel war Indien. Die Mission, die mich dahin aussandte, die Gossner-Mission in Berlin. Wie war es dazu gekommen? Schon vor der Krankenpflegeausbildung und dem Besuch des Seminars für evang. Gemeindedienst – Bibelschule der Arbeitsgemeinschaft MBK in Bad Salzuflen – wußte ich, daß ich einmal Missionarin werden wollte, hatte aber noch keine Ahnung, in welchem Land ich arbeiten würde.

In meinem Bibelschulkursus waren zwei Inderinnen, Paraketa Khess und Daisy Hemrom. Sie waren von der Gossner-Mission zur Ausbildung nach Deutschland eingeladen worden und sollten später in Indien die Leitung einer Bibelschule übernehmen. Durch die Gespräche mit ihnen lernte ich ihr Land kennen, und einmal sagten sie zu mir: „Wenn Du Schwester bist, solltest Du zu uns nach Indien kommen. Wir brauchen so nötig ausgebildete Krankenschwestern.“ So bewarb ich mich bei der Gossner-Mission.

Die Jahre im Hospital Amgaon im Bundesstaat Orissa waren keine leichte Zeit. Körperlich waren sie anstrengend durch die große Hitze im Sommer und die drückende Schwüle während der langen Regenzeit. Nervlich waren sie strapaziös, weil es immer wieder Zeiten gab, in denen das Hospital keinen Arzt hatte, und alle Verantwortung für die vielen Patienten auf uns Schwestern lag. Aber es war zugleich auch eine reiche Zeit in Amgaon, eine Zeit, in der ich Gottes Durchhilfe oft erfahren habe.

Nach neun Jahren kehrte ich nach Deutschland zurück. Aufgrund einer Absprache zwischen der selbständigen Gossner-Kirche in Indien und der Gossner-Mission in Deutschland sollten innerhalb eines festgesetzten Zeitraumes alle Missionare durch einheimische Kräfte ersetzt werden. Seit die-

sem Abschied blieb der Wunsch in mir wach, noch einmal nach Indien zu reisen, um die alten Freunde und auch den ehemaligen Arbeitsplatz wiederzusehen. Und jetzt nach neun Jahren ließ dieser Wunsch sich verwirklichen. Ich möchte Sie an meiner Freude teilnehmen lassen. Die Absicht dieses Berichtes ist es aber nicht, meine Reiseerlebnisse zu schildern, sondern von den Begegnungen mit Christen in Indien und Nepal zu erzählen. Darum greife ich besonders die vier Sonntage heraus, an denen ich in jeweils unterschiedlicher Weise in das Leben einer Gemeinde mithingenommen wurde. Wieder einmal habe ich neu erlebt, wie wir überall da zu Schwestern und Brüdern werden, wo wir gemeinsam Gott als unseren Vater bekennen und von der Versöhnung durch Jesus Christus leben.

Eine Brücke ist geschlagen

Die erste Begegnung hatte ich schon unterwegs. Am 15. November 1977 flog ich von Tokyo zunächst bis Bangkok, wo ich die Nacht im Hotel 'Golden Dragon' übernachtete. Am anderen Morgen früh um 5.30 Uhr: Im Speisesaal sind nur die wenigen Gäste, die um 6.00 Uhr zum Flughafen abgeholt werden, und zwei verschlafene Kellner. Mir wird ein Tisch zugewiesen, an dem schon ein Herr Platz genommen hat. Als ich nach meinem kurzen Tischgebet aufschau, sind seine ersten Worte: „Sie sind also auch Christ? Ich auch!“ Spürbare Freude leuchtet auf seinem Gesicht. Die Brücke ist geschlagen. Und jetzt erzählt er. Er ist Generalsekretär der „Gideons“ für ganz Asien, selber Koreaner, der aber in Singapur lebt. In der Nacht erst ist er aus Rangun in Burma gekommen, wo er am Tag zuvor mit Hilfe eines christlichen Lehrers 500 Bibeln und Neue Testamente in Schulen verteilt hat. Burmesische christliche Literatur ist im Lande verboten, nicht aber englische. Noch auf der

Fahrt zum Flughafen und in der Wartehalle erzählt er von Menschen, die durch Bibeln zum Glauben gekommen sind, die diese Gesellschaft vor allen Dingen in Hotels, Krankenhäusern, Gefängnissen und Militärlagern auslegt. Er ist so erfüllt von seinem Auftrag, daß es für mich eine Freude ist, ihm zuzuhören. Und als ich später in Patna in Indien bei einer Übernachtung im Hotel auf meinem Nachtisch eine Bibel mit der Inschrift finde: „Ausgelegt durch die Gideons“, da begrüße ich sie im doppelten Sinne als einen Freund.

Gottesdienst in Tansen

Den ersten Gottesdienst dieser Wochen erlebe ich in Nepal. Ich bin von Bangkok aus direkt

hierher geflogen, um für eine Woche noch einmal die Schönheit dieser Bergwelt zu erleben. Da in Nepal der wöchentliche Feiertag der Samstag ist, finden die meisten Gottesdienste auch am Samstag statt. Am Vortag fuhr ich die ca. 350 km von der Hauptstadt Kathmandu bis Tansen mit einem Kleinbus. Etwa 14 Stunden brauchten wir für die Strecke. Tansen ist ein Zentrum der United Mission to Nepal. Hier gibt es ein Missionshospital, von dem aus in vielen Dörfern Gesundheitsdienst getan wird. Auch landwirtschaftliche Hilfe und Beratung wird angeboten. Mission im Sinne unmittelbarer Verkündigung des Evangeliums ist in Nepal verboten. Wenn jemand Christ wird, kann es vorkommen, daß nicht nur der neugeborene Christ, sondern auch der Pfarrer, der ihn getauft hat, eine Gefängnisstrafe erhalten. Trotzdem ist das Evangelium lebendig. Menschen kommen zum Glauben an Jesus Christus. In diesem Gottesdienst sind etwa 30 Ausländer und 50 Nepalesen versammelt. Alle hocken auf dem Boden, dicht aneinander gedrängt, denn der Raum ist klein. Es ist



Alles soll sonntäglich sein



Gottesdienst

nur ein Zimmer im ersten Stock eines Wohnhauses, das etwas außerhalb der Stadt auf einem Hügel liegt. Zweieinhalb Stunden dauert der Gottesdienst. Man kommt nicht nur zusammen, um eine Predigt zu hören, sondern um Gemeinschaft untereinander zu haben. Das Singen, von zwei Trommeln und einem kleinen Harmonium begleitet, nimmt einen großen Raum ein. Die Gemeinde hat keinen Pfarrer. Die Predigt wird umschichtig von Gemeindegliedern gehalten. Heute ist ein junger Hilfspfleger aus dem Missionshospital an der Reihe. Seine Predigt dauert fast eine Stunde. Nur einzelne Worte kann ich verstehen, Worte, die aus dem Sanskrit kommen und im Nepalesischen ähnlich lauten wie im Oriya, das ich damals in Orissa gesprochen habe: Gnade, Freude, Friede, Dank, Liebe, Barmherzigkeit. Ein Wort nach dem anderen kommt aus den Tiefen des Gedächtnisses heraus und wird von mir wie ein alter Freund begrüßt.

Im Anschluß an die Predigt wird noch das Abendmahl gefeiert. Es wird ebenfalls von einem Laien ausgeteilt. Auf einem Rohrrocker steht ein Teller mit einem flachen Fladen, den er in zwei Teile reißt und dann herumreicht, so daß jeder sich ein Stück davon abreißen kann. Als Kelche dienen kleine Metallbecherchen, die mit süßem Fruchtsaft gefüllt sind. So ungewohnt auch die äußere Form ist, ich spüre die lebendige Gegenwart unseres Herrn und bin dankbar für dieses Gemeinschaftsmahl unter nepalesischen Brüdern und Schwestern.

In den nächsten Tagen habe ich dann noch Gelegenheit, etwas von der Arbeit der Missionare kennenzulernen, die mehr durch den Dienst der Liebe als durch Wortverkündigung die Botschaft von Jesus Christus in diesem Land weitergeben.

Bei der Gemeinde in Ranchi

Den nächsten Sonntag verlebe ich in Ranchi, der Zentrale der Gossner-Kirche in Indien. Hier lebt jetzt meine Kursussschwe-

ster Parakleta, nur ist sie leider nicht zu Hause, sondern weilt zu einem Studienaufenthalt in Amerika. Ihr Mann, Dr. Nirmal Minz, ist Leiter des theologischen College in Ranchi und eine der führenden Persönlichkeiten der Gossner-Kirche. Am Samstag habe ich Gelegenheit, einige der leitenden Männer der Gossner-Kirche kennenzulernen und erfahre bei dieser Gelegenheit, daß man mich am nächsten Morgen mit Dr. Minz zusammen in einer Gemeinde außerhalb von Ranchi erwartet. Ich werde gebeten, im Gottesdienst ein Grußwort zu sagen und von meiner jetzigen Arbeit in Japan zu berichten. So fahren Dr. Minz und ich am Sonntagmorgen die wenigen Kilometer nach Kanke mit einer Motorrad-Rikscha. Ich bewundere die Geschicklichkeit, mit der sich der Fahrer durch das Gewühl von Fußgängern, Kühen, Bussen und Taxis den Weg bahnt, wobei die Hupe die wichtigste Rolle spielt. Die Gemeinde ist zunächst im Freien vor der Kirche versammelt. Mir werden – nach Sitte der Gossner-Christen – zur Begrüßung die Hände gewaschen. Vielfach gehört auch jetzt noch (nach dem Vorbild Jesu) das Waschen der Füße dazu, so wie ich es auf dieser Reise auch zweimal erfuhr.

Kurz vor Beginn des Gottesdienstes erkundige ich mich, an welcher Stelle mein Grußwort erwartet wird. Da antwortet der Pfarrer: »Anstelle der Predigt. Wir wollen heute nur das hören, was Sie uns als Gottes Wort und aus Ihrem Dienst für Christus zu sagen haben.« Ich erschrecke. Damit habe ich nicht gerechnet. Mir bleibt nur noch Zeit für ein Stoßgebet: Herr Jesus, gib du mir, was ich sagen soll. Du weißt, was diese Menschen heute nötig haben. Und Gott schenkt es mir, daß ich ruhig und ganz getrost nach vorne treten kann, zusammen mit Dr. Minz, der meine Ansprache vom Englischen ins Hindi übersetzt. Im Kirchenschiff sitzen etwa 80 Frauen und Kinder sowie 40 Männer, nach alter Sitte die einen rechts, die anderen links. Aufmerksam sind ihre dunklen Augen auf mich gerichtet. Ich

spüre, daß nicht nur Dr. Minz übersetzt, sondern Gott selber das Werk des Übersetzens tut und daß die kurze Botschaft die Herzen der Menschen erreicht. Ich weiß, daß viele von ihnen in einer Nervenklinik hier in Kanke beschäftigt sind. Das schlägt eine Brücke zu unserer Arbeit an den Behinderten in Japan.

Nach den Abkündigungen treten etwa 20 Leute vor den Altar. Dr. Minz erklärt mir, daß es zwei Familien sind, die für die Genesung von Angehörigen nach langer Krankheit danken, und eine andere Familie, in der am Tag zuvor ein junger Mann durch einen Stromschlag gestorben ist. Sie danken Gott gemeinsam für neu geschenktes Leben und auch für das Leben, das er so plötzlich vollendet hat. Ich verstehe in Hindi die Worte aus Hiob 1: »Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt.« Nach dem Gebet legen die Frauen als Dankopfer ein Säckchen mit Reis vor den Altar. Wie stark ist hier die Teilnahme aller am Erleben des anderen in der Gemeinde, und wie selbstverständlich gehören die Geschehnisse des täglichen Lebens in den Gottesdienst mit hinein.

Im Anschluß an den Gottesdienst sitzen wir noch für eine Stunde zusammen, und nun werde ich nach vielen Einzelheiten meiner Arbeit im Bethesda-Heim gefragt und nach dem Leben in Japan. Dann lädt man mich zu einer Besichtigung der Nervenklinik ein, damit ich auch von ihrer Arbeit etwas kennenlernen. Am nächsten Tag habe ich Zeit dazu und werde von zwei Frauen der Gemeinde geführt, die dort im pflegerischen Dienst stehen. Ich bin tief erschüttert. Die meisten der ca. 450 Patienten sind schwerstgestörte Menschen. Ich mache mir bewußt, wieviel leichter es ist, mit Menschen umzugehen, die zwar einen entstellten Körper haben, deren Geist aber gesund ist, als mit diesen Menschen. Und dennoch – auch sie alle sind von Gott geliebte Geschöpfe. Das versuchen die Christen hier in dieser Klinik zu leben und zu sagen. Ur-

sprünglich war dies eine Nervenklinik für Europäer von ganz Indien. Sie ist aber längst verstaatlicht und mit indischen Patienten belegt, die von überall her kommen, weil es die einzige Institution dieser Art in Indien ist.

Erntedank im Advent

Der nächste Sonntag ist für mich ein Tag besonderer Freude. Es ist der zweite Advent. Hier in Indien als erster Sonntag im Dezember Erntedankgottesdienst, weil im November die Reisernte stattfindet. Ich bin an diesem Sonntag in Amgaon, dem Ort, an dem ich neun Jahre gelebt und gearbeitet habe, und darf den Tag im Kreis der Hospitalmitarbeiter feiern, unter denen noch ~~die~~ sind, die damals auch schon dort mitgearbeitet haben. Schon am Abend vorher ist ein junger Pfarrer gekommen, der heute anstelle des Käthechen den Gottesdienst halten wird. Wilhelm Kandulna kam 1965 als Achtzehnjähriger zu uns, um im Hospital mitzuarbeiten. Weil er acht Jahre die Schule besucht hatte, stellten wir ihn ein zur Ausgabe der Behandlungskarten bei den ambulanten Patienten. Schon bald fiel mir bei den wöchentlichen Bibelstunden für die Mitarbeiter auf, mit welchem Eifer und Interesse er bei der Sache war, und daß er beides in sich verband, die Fähigkeit zu geistig-geistlichen Arbeiten und die Gerechtigkeit eines fröhlich-kindlichen Glaubens. Aber da er aus einer sehr armen Familie stammte, bestand keine Aussicht, daß diese eine Ausbildung für ihn bezahlen könnte. So beschlossen wir, ihn zu unterstützen und schickten ihn zunächst zur Käthechen-Ausbildung in Kottapad, wo auch das Mädchenheim ist, in dem unsere MBK-Missionarin Barbara Janke Hausmutter war.

(Wird fortgesetzt)
Ursula von Lingen

berliner kirchen report

Aus dem Inhalt

*Interview mit einem
jungen Marxisten im
"Berliner Sonntagsblatt"*

*Die Deutsche Schule von
Herrmannsburg in Südafrika*

*Neuer Direktor der Gossner
Mission ins Amt eingeführt*

Verantwortlich für die Redaktion: Brigitte Schatzen
Bachstr. 1 - 2, 1000 Berlin 21 - Tel. 3991 355

S.2

Ausgabe

17
30. Januar 1978

EINGEGANGEN

31. JAN. 1970

Erledigt

Rat der EKD bekräftigt Solidarität mit leidenden Menschen in Südafrika

FRANKFURTER RUNDSCHEIN (30.1.): - epd - Seine Solidarität mit den Verfolgten und unter der Apartheidspolitik leidenden Menschen im Südlichen Afrika hat der Rat der EKD bei seiner am Wochenende beendeten Sitzung in Mülheim (Ruhr) erneut bekräftigt. Wie der Pressesprecher der EKD-Kirchenkanzlei, Claus-Jürgen Röpke, mitteilte, will der Rat in verstärkter Zusammenarbeit mit den Kirchen im Südlichen Afrika deren Einsatz zur Überwindung aller rassistischen Diskriminierungen, zur Stärkung der Selbständigkeit der schwarzen Bevölkerung und zur aktiven Verteidigung der Menschenrechte unterstützen.

Ausgangspunkt der Erörterungen waren ein Bericht von Altbischof Kurt Scharf (Berlin) über seinen Besuch in Südafrika im Dezember vorigen Jahres und das soeben veröffentlichte Arbeitspapier der Kommission des Weltkirchenrates für das Programm zur Bekämpfung des Rassismus mit dem Titel "Südafrika heute - Hoffnung um welchen Preis?" In diesem Papier war u.a. die Anerkennung eines auch Gewalt einschließenden Kampfes gegen die Apartheid als "gerechte Rebellion" gefordert worden. Nach Mitteilung Röpkes versteht der Rat der EKD die Befreiungsbewegungen als Organisationen, die für die Selbstbestimmung und die Verwirklichung der Grundrechte aller Menschen im Südlichen Afrika eintreten wollen. Da nach seiner Auffassung das Apartheid-System Sünde sei, bejahe der Rat die Intention des Antirassismus-Programms des Weltkirchenrates. Er halte aber auch daran fest, daß "auf Gewalt kein Segen ruht". Daher sehe er sich weiterhin nicht in der Lage, den Sonderfonds des Antirassismus-Programms, aus dem auch im bewaffneten Kampf stehende Befreiungsbewegungen Zuwendungen für humanitäre Aufgaben erhalten, mit Kirchensteuermitteln zu fördern.

Teilnehmer eines "Aktuellen Rundgesprächs" im Haus der Kirche diskutierten über Mission

EVANGELISCHER PRESSEDIENST BERLIN (30.1.): Mission ist heute nicht lediglich als subjektive Verkündigung, sondern als Dialog und somit auch als gegenseitiger Lernprozeß zu verstehen. Ein solcher Lernprozeß sollte sowohl zwischen den Christen der Industriekulturen und den Völkern der Dritten Welt als auch im Dialog zwischen den Religionsgemeinschaften stattfinden. Dies machten verschiedene Diskussionsredner eines "Aktuellen Rundgesprächs" deutlich, das am Donnerstagabend, 26. Januar, zum Thema "Was heißt Mission heute?" im Haus der Kirche stattfand und an dem u.a. Uwe Hollm, Leiter des Berliner Missionswerks, Gerhard Kiefel, Direktor der Berliner Stadtmision, Pfarrer Winfried Maechler, Arbeitskreis Interreligiöser Dialog, Prof. Dr. Peter von der Osten-Sacken, Kirchliche Hochschule, José Urasa (Tansania), der zur Zeit als Gastpfarrer in der Königin-Luise-Gedächtnis-Gemeinde tätig ist, und Dr. Irmhild Barend, Billy Graham Evangelistic Association und Redakteurin der christlichen Zeitschrift "Entscheidung", teilnahmen.

Pfarrer Kiefel

Pfarrer Kiefel sieht es als ein Hindernis der Mission an, daß das Evangelium von den Christen als "Besitz verwaltet" werde. Ein Weg für die Zukunft der Mission bestehe darin, nicht nur Wortmission zu betreiben, sondern sich ganzheitlich des Menschen anzunehmen. Wie der Leiter des Berliner Missionswerkes, Pastor Hollm, betonte, bestehে auch heute wieder die Gefahr, daß mit einem technischen Sendungsbewußtsein ein neues Überheblichkeitsgefühl seitens der hochindustrialisierten Nationen verbunden sei. Es sei jedoch notwendig, mit den Menschen der Entwicklungsländer in den Dialog zu kommen und von ihnen zu lernen. Der tansanianische Geistliche Urasa stellte fest, Mission sei "das, was uns frei machen soll". Als wesentlich bezeichnete er die Zusammengehörigkeit von Gemeindearbeit, Verkündigung und Mission.

Neuer Direktor der Gossner Mission ins Amt eingeführt

EVANGELISCHER PRESSEDIENST BERLIN (30.1.): In einer Feierstunde im Berliner Haus der Mission wurde am Donnerstagabend, 26. Januar, der neue Direktor der Gossner Mission, Pfarrer Siegwart Kriebel, in sein Amt eingeführt und sein Vorgänger, Pfarrer Martin Seeberg, nach fast 15jähriger Tätigkeit in der Gossner Mission verabschiedet. In einer kurzen Abschiedsansprache drückte Martin Seeberg die Hoffnung aus, daß die Gossner Mission sich treu bleiben und immer mehr bei den Gleichgültigen und Andersdenkenden als nur bei den Gleichgesinnten zu finden sein werde. Als eine kleine Missionsgesellschaft habe die Gossner Mission in besonderem Maße "die Chance zur Menschennähe und Menschlichkeit", betonte Siegwart Kriebel. Dies sei auch die Voraussetzung für eine andere Eigenart, durch die sich die Gossner Mission von jehher auszeichne: ihre Bereitschaft, "dem Winke Gottes auf unbekanntes Gelände in unübliche Aktivitäten und Verhaltensweisen zu folgen".

An der Feier nahmen auch der Kuratoriumsvorsitzende und der Leiter der Gossner Mission in der DDR, Pfarrer Helmut Orphal und Pfarrer Bruno Schottstädt (Ost-Berlin) teil. In seinem Grußwort wies Pfarrer Orphal auf den eigenen Weg der Gossner Mission in der DDR hin, der durch ihren besonderen Auftrag in der sozialistischen Gesellschaft gekennzeichnet ist. "Wir sind gerufen", sagte Orphal, "mitzuhelfen, das gesellschaftliche Leben in unserem Staate zu entwickeln."

Ökumenischer Rat Berlin will Berliner Katholikentag unterstützen

EVANGELISCHER PRESSEDIENST BERLIN (30.1.): Der Ökumenische Rat Berlin (ÖRB) hat auf seiner ersten Sitzung in diesem Jahr unter Vorsitz von Bischof Augoustinos von Elaia der Bildung einer ad-hoc-Kommission zugestimmt, die in etwa einjähriger Arbeit versuchen wird, Schwerpunkte aus dem Studienprojekt des Ökumenischen Rates der Kirchen "Die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche" in die Wirklichkeit der Berliner ökumenischen Situation zu holen. Der Kommission gehören u.a. Vertreterinnen aus der römisch-katholischen und der evangelischen Kirche, der Heilsarmee, den Freikirchen und der orthodoxen Kirchen an.

Der Ökumenische Rat beschloß ferner, das Ökumenisch-Missionarische Institut "nach Maßgabe seiner Möglichkeiten und Kräfte" für die Vorbereitung und Durchführung des vom 4. bis 8. Juni 1980 in Berlin stattfindenden Katholikentages zur Verfügung zu stellen, wie dies auch beim Deutschen Evangelischen Kirchentag 1977 in Berlin geschehen ist. Prälat Erich Klausener informierte den Rat über die Vorbereitungen zu dem in diesem Jahr in Freiburg/Br. bevorstehenden Deutschen Katholikentag und den Berliner Katholikentag.

Zustimmend nahm der Rat außerdem zur Kenntnis, daß am Pfingstmontag, 15. Mai 1978, in der evangelischen St. Thomas-Kirche am Mariannenplatz ein ökumenischer Gottesdienst unter dem Thema "Die Fremden unter uns" stattfinden soll. Eine ökumenische Evangelisation soll zuvor vom 8. bis 12. Mai unter seiner Verantwortung durchgeführt werden, zu der alle im ÖRB zusammenarbeitenden Kirchen und Gemeinschaften um Mithilfe gebeten wurden.

mission (Januar/Februar 1978) veröffentlicht u.a.: Blick auf 1978 (Uwe Hollm) / Entwicklungshilfe staatlich/kirchlich (Gunnar Hasselblatt) / ...zu Christus Ja sagen! (Hartmut Albruschat) / Der Japaner und das Christentum (Ingo Feldt) / Generalsynode in Umpumulo in Natal (Vo.) / Partnerschaftsseminar in Jerusalem (Eckart Köthe)

Erholungsprogramme des Diakonischen Werks

EVANGELISCHER PRESSEDIENST BERLIN (30.1.): Das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche veranstaltet auch in diesem Jahr zahlreiche Erholungsreisen für Berliner Bürger.

Ganzjährig werden Plätze in Kur- und Erholungsheimen für Kinder im Alter von vier bis zehn Jahren angeboten. Darüber hinaus finden in den Sommerferien dreiwöchige Freizeiten für schulpflichtige Kinder bis 14 Jahre in verschiedenen Orten des Bundesgebietes statt.

Erholungsbedürftige Mütter können mit ihren Kindern im Alter von drei bis zehn Jahren ganzjährig in Mutter-Kind-Heime verreisen. Für Familien mit Kindern werden acht Reisen in den Ferien veranstaltet.

Ein umfassendes Programm mit insgesamt 44 Reisen in bekannte Kurorte, ins Mittelgebirge und an die Ostsee ist für Senioren vorgesehen. Ältere Bürger, die eine lange Reise nicht mehr vertragen, können sich drei Wochen lang am Strand in Schlachensee erholen. Zwölf Termine stehen zur Auswahl.

Alle Reisen können je nach Höhe der Einkünfte bezuschußt werden. Anmeldungen nehmen alle Bezirksstellen des Diakonischen Werkes entgegen. Auskunft erteilt auch die Arbeitszentrale in Steglitz, Paulsenstraße 55/56 (Tel. 8297-1).

Jugendsekte "Kinder Gottes" beunruhigt zunehmend Eltern

FRANKFURTER ALLGEMEINE (28.1.): - it. - Eine Jugendsekte mit dem Namen "Kinder Gottes" beunruhigt zunehmend viele Eltern in der Bundesrepublik. Vor allem in ländlichen Gegenenden, ob in Büdingen, Worms oder Königstein, aber auch in Großstädten wie Frankfurt, werben strahlende junge Menschen nun schon um die Gruppe der 13jährigen.

Mit bunten kleinen Heften im Jeanstaschenformat und Titeln wie "Verändere die Welt" und "Lang lebe Liebe", Schriften, die raffiniert auf emotionale Bedürfnisse abgestellt sind, Heftchen, die die Kinderseele in Bild und Text gezielt ansprechen, versucht man Opfer zu finden. Autor der Schriften ist Mose David Berg, genannt Mo, Gründer und Führer der Sekte. Offenbar mit gutem Grund hält er sich versteckt.

Die Arbeitsgemeinschaft Jugendreligionen im evangelischen Stadtjugendpfarramt Frankfurt und der Beauftragte für Sekten und Weltanschauungsfragen der evangelischen Kirche in Bayern, Friedrich W. Haack, haben jetzt auf die zweifelhaften Werbeaktionen aufmerksam gemacht. Die geschickt gemachten Umschlagszeichnungen der Broschüre zeigen Kinder der entsprechenden Altersgruppe, die von Mose Davids Liebesbotschaft ergriffen zu sein scheinen. Umschlag und Illustrationen des Heftes "Lang lebe Liebe" zum Beispiel spielen aber raffiniert auf sexuelle Neugier und Sehnsucht nach Geborgenheit an. (...)

Wie stark der Werbung der Kinder Gottes auf Jugendliche dieses Alters wirkt, zeigt ein Vorfall bei der Verteilung von Schriften in Offenbach. Eine Studentin, die an den "Kinder Gottes" Kritik übte, wurde von einem 13jährigen als "Kommunistin" beschimpft. Als sie sich abwenden wollte, wurde ihr der Weg versperrt. (...)

Ziel der Sekte ist wohl, wie zu erfahren war, im letzten die Prostitution - also schließlich die finanzielle Bereicherung von Mose David Berg. Wer aus der Sekte heraus will, bringt es in den allermeisten Fällen nicht fertig - die Hörigkeit ist zu stark. Es ist sogar die Rede von Selbstmorden, die auf diese Weise motiviert waren. Auch berichten Informanten von Morden, etwa in Amerika, die als Selbstmorde getarnt werden. Die Kinder Gottes - sie werden oft ins Ausland verschickt - sind zumeist nirgendwo registriert weil sie aber so nett, so freundlich, so scheinbar harmlos sind (...), haben sie staatlichen Zugriff kaum zu fürchten. Kenner der Szene sagen, die psychische Abhängigkeit der Kinder Gottes sei so stark, daß sie auch zu Morden an Gegnern leicht fähig seien. (...)

"Der Abend" verkauft

FRANKFURTER RUNDSCHAU (28.1.): -AP - Herausgeber und Verlag der Berliner Boulevard-Zeitung "Der Abend" haben am Freitag den Verkauf des Blattes an den Frankfurter Speditionsunternehmer Carl Presser bestätigt.

Interview mit einem jungen Marxisten im "Berliner Sonntagsblatt"

EVANGELISCHER PRESSEDIENST BERLIN (30.1.): Die Kirchen in der DDR sollten auch in Zukunft Distanz zum Staat halten, ohne die gesellschaftlichen und politischen Aufgaben aus dem Blick zu verlieren, die mit dem Konzept der "Kirche im Sozialismus" verbunden sind. Diese Ansicht hat ein sozialistischer Oppositioneller aus der DDR, der Ende vergangenen Jahres aus DDR-Haft nach West-Berlin entlassen worden ist, in einem Interview mit dem "Berliner Sonntagsblatt" geäußert.

Zu dem zu Beginn dieses Jahres vom "Spiegel" veröffentlichten "Manifest" einer Gruppe von SED-Oppositionellen erklärt Rupert Schröter, der im September 1976 zusammen mit weiteren 34 jungen Marxisten in einem Brief an SED-Generalsekretär Erich Honecker gegen den verunglimpfenden und diffamierenden Kommentar des SED-Zentralorgans "Neues Deutschland" zur Selbstverbrennung von Pfarrer Brüsewitz protestiert hatte und unmittelbar darauf vom DDR-Staatssicherheitsdienst verhaftet worden war, daß der Text in der vorliegenden Form eine große Gefahr für die sozialistische Opposition in der DDR darstelle. Da das "Manifest" neben demokratischen und sozialistischen Forderungen auch Forderungen enthalte, "die auf eine kapitalistische Restauration hinauslaufen", könnte es vom DDR-Staatssicherheitsdienst dazu benutzt werden, "um ein Amalgam von Erfindungen und Verleumdungen gegen die sozialistische Opposition zu brauen". Dem DDR-Staatssicherheitsdienst käme aber nichts gelegener als der Nachweis, "daß die Opposition nichts anderes sei als eine 'sozialistisch getarnte Konterrevolution'. Und gerade dafür liefert das 'Manifest' eindeutige Anhaltspunkte", betont Schröter in dem Interview. Gleichzeitig widerspricht er der Auffassung, daß das "Manifest" die Meinung der sozialistischen Opposition in der DDR wiedergebe.

Auf die Frage, was ihn als Marxist veranlaßt habe, den Protestbrief an Honecker zu schreiben, und welches Ziel die Unterzeichner damit verfolgt haben, gibt er zur Antwort, daß der Kommentar im "Neuen Deutschland" durch seine "unverhohlene und von vornherein durchschaubare Absicht, zu diffamieren und zu verleumden", tiefe Betroffenheit ausgelöst habe. Er habe nicht nur einen Angriff auf die Glaubens- und Gewissensfreiheit, sondern auf die politischen und demokratischen Freiheiten überhaupt dargestellt. "Außerdem", so Schröter wörtlich, "konnte eine solche politische Dreistigkeit, wie sie der ND-Artikel darstelle, nur dann auf Erfolg hoffen, wenn er unwidersprochen blieb." Daraus habe sich für die Unterzeichner des Briefes die Verantwortung abgeleitet, gegen eine solche politische und journalistische Praxis zu protestieren.

Die Unterzeichner hatten in ihrem Brief an Honecker u.a. hervorgehoben: "Wir sind keine Christen, sondern Sozialisten und bekennen uns zum Marxismus; gerade deshalb wenden wir uns gegen eine Praxis des Rufmordes, die darin besteht, einen Andersdenkenden persönlich zu verleumden, um der politischen Auseinandersetzung mit ihm auszuweichen." Zusammen mit Schröter hatte der Staatssicherheitsdienst der DDR zwei weitere Unterzeichner verhaftet, von denen der eine inzwischen in die DDR und der andere nach West-Berlin entlassen worden ist.

126. Jahresfest des Jerusalemsvereins

EVANGELISCHER PRESSEDIENST BERLIN (30.1.): Sein 126. Jahresfest feiert der Jerusalemsverein am Sonntag, 5. Februar, in der evangelischen Gemeinde Alt-Tegel. Den Gottesdienst um 9.30 Uhr hält Pfarrer Manfred Katthaen, Nahostreferent des Berliner Missionswerkes, in der Kirche Alt-Tegel (Dorfaue). Ein Referat von Prof. Dr. Karl Heinrich Rengstorff über das Thema "Jerusalem, unsere Mutter" steht im Mittelpunkt des festlichen Nachmittags, der um 15 Uhr im Gemeindeheim (Eisenhammerweg 10-12) beginnt.

Aus der Arbeit des Jerusalemsvereins ist die Evangelisch-Lutherische Kirche in Jordanien hervorgegangen, die durch das Berliner Missionswerk mit der West-Berliner Kirche partnerschaftlich verbunden ist. Sie zählt gegenwärtig 1.200 Mitglieder in fünf Gemeinden und unterhält fünf Schulen, in denen rund 1.200 Kinder unterrichtet werden.

Berichtigung: In unserer Meldung "Synodaltagungen 1978 in Ost und West" vom 26. Januar auf Seite 1 hatten wir als Termin für die Synode der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg (Berlin West) das Datum vom 8. bis 11. Juni angegeben. Die Tagung ist jedoch auf den 22. bis 25.6.1978 verlegt worden. Wir bitten um Korrektur des Datums. Red.

Deutsche Schule in Herrmannsburg

SENDER FREIES BERLIN (24.1.): - Gisela Albrecht - An einem Tag im Mai des letzten Jahres geschah etwas Ungewöhnliches in der Kapelle der Deutschen Schule von Herrmannsburg in Südafrika: als der Pfarrer die Kanzel betrat, um seine Predigt zu beginnen, erhoben sich die gut erzogenen und sonst so gehorsamen Schüler der Oberstufe von ihren Plätzen und verließen demonstrativ die Kirche. An den folgenden Tagen blieben sie der Andacht völlig fern - eine Pflichtverletzung, die ein eklatanter Bruch der Schulordnung war und normalerweise mit einem schweren Verweis geahndet wurde. Aber dieses Mal geschah nichts. Straflos akzeptierte der Schulvorstand der kirchlichen Privatschule der lutherischen Gemeinde von Herrmannsburg den Gottesdienstboykott seiner Schüler. Zwar meldete der Schulvorsteher, der deutsche Pastor Christian Matthes, Protest an gegen das Verhalten der Schüler, aber eine Reaktion von Seiten des Schulvorstandes erfolgte nicht. Ganz offensichtlich waren die meisten Eltern und Lehrer einverstanden mit dem Handeln ihrer Kinder.

Nun richtete sich der Protest der Schüler nicht etwa gegen den Andachtszwang, es war auch kein Protest gegen Inhalte der kirchlichen Verkündigung oder des christlichen Glaubens - das wäre auch keinesfalls von dieser guten lutherischen Gemeinde in Herrmannsburg geduldet worden - es war ganz einfach ein Protest gegen die Person des Pfarrers, der an jenem Morgen die Kanzel betreten hatte, denn dieser Pfarrer ist schwarz. Und die Schüler, die ihm nicht zuhören wollten, sind weiß.

Auch der Schulvorstand, der diesen Affront der Schüler duldet, ist weiß. Und auch alle Lehrer der etwa 290 weißen Schüler sind weiß. Schwarz sind nur die Hilfsarbeiter der Schule: die Reinigungskräfte, die Köche, die Tellerwäscher, die Feldarbeiter der ange- schlossenen Farm und der Nachtwächter, der die Schule während der Ferien bewacht. Die Deutsche Schule von Herrmannsburg in Südafrika ist also eine weiße Schule.

Anders als die katholischen und die anglikanischen Schulen, die schon seit einiger Zeit schwarze Schüler aufzunehmen versuchen, hält sich diese lutherische Schule von Herrmannsburg getreu an die südafrikanischen Rassengesetze. Aber nicht nur das. Sie tut sogar noch ein wenig mehr. Denn die Predigt eines schwarzen Pastors vor weißen Schülern verstößt nicht gegen die Apartheidsgesetze Südafrikas. Der Schulvorsteher Pastor Matthes hatte also keineswegs etwas Illegales getan, noch nicht einmal etwas besonders Revolutio- näres, als er seinen schwarzen Amtsbruder Gwamanda als Gast in seine Schulkapelle lud.

Der Protest der weißen Schüler, Lehrer und Eltern richtet sich nicht gegen den schwarzen Pfarrer. Mit entwaffnender Logik versicherten sie Pastor Gwamanda, daß ihr Verlassen der Kirche kein Protest gewesen sei gegen ihn, sondern gegen Pastor Matthes. Weil dieser ihn eingeladen und damit den geordneten Ablauf der Rassenbeziehungen gestört hatte.

Was die Schüler dem Pastor Gwamanda da sagten, war sicherlich wahr: sie hatten nichts gegen ihn. Man hat nichts gegen den Schwarzen in Südafrika, im Gegenteil, man sorgt für ihn, man zerbricht sich den Kopf, was man für ihn tun kann - nur muß er an seinem Platz bleiben; ein Stück typischer Logik der Apartheid, deren Anhänger sich die Ablehnung des Schwarzen nicht einmal selbst eingestehen, sondern sie ummünzen in Ordnung und Fürsorge.

Und ist man dieser Logik jahrzehntelang ausgesetzt, dann ist man vielleicht tatsächlich nicht mehr in der Lage, sich ihr zu entziehen und den eigenen Rassismus zu durchschauen. Wir sollten also über diese Geschichte in Herrmannsburg nicht entrüstet sein, als ob wir nicht verantwortlich seien. Wir sind nicht unbeteiligt daran. Es ist eine deutsche Schule, drei deutsche Lehrer unterrichten an ihr, ein nicht unerheblicher Teil des Schuletats wird von der bundesdeutschen Regierung finanziert. Und - was vielleicht das Wichtigste ist - es ist unser eigenes kulturelles christlich-lutherisches Erbe, das dort zum Zuge kommt. Diese Schule wurde 1856 von deutschen lutherischen Missionaren gegründet. Für ihre Kinder und für die Kinder deutscher Farmer. Und diese Kinder wurden im Geist des Ludwig Harms' erzogen, des Gründers der Herrmannsburger Mission, der seinen Missionaren folgenden Auftrag auf ihren Weg nach Südafrika mitgab: "Vergeßt nicht, daß ihr Lutheraner und Deutsche seid..."

Seinem behutsamen Versuch,

Seinem behutsamen Versuch, die Barriere zwischen schwarzen und weißen Christen abzubauen, setzte seine weiße Schulgemeinde schweigenden Widerstand entgegen. Sie stießen keine Drohungen aus - nur einmal tat das einer, der war betrunken. Sie zündeten nicht sein Haus an. Sie taten viel harmlosere Dinge. Sie sammelten Unterschriften gegen seine Amtsführung, sie behielten Schulgelder ein, sie kündigten ihm die Zusammenarbeit auf. "Mehr eine Sache der Atmosphäre, als direkte Aktionen", sagte Pfarrer Matthes. Er kann es selbst nicht so recht formulieren, was eigentlich wirklich geschah. Aber zuletzt war es so schlimm, daß ihm von vielen nur noch Feindschaft entgegenkam, die er und seine Familie nicht mehr ertragen konnten.

Als Pastor einer Kirche Christi konnte er es zum Schluß nicht mehr verantworten, daß ein großer Teil von Christen praktisch zu dieser Kirche keinen Zutritt hatten. Pastor Matthes ist seit einigen Monaten wieder in Deutschland.

Theologisches Lexikon erscheint in der DDR

EVANGELISCHER PRESSEDIENST BERLIN (26.1.): Ein Theologisches Lexikon, das den Gesamtbereich wissenschaftlicher Theologie und des kirchlichen Lebens in der DDR umfassen soll, ist im Ost-Berliner Union-Verlag in Vorbereitung.

An dem Nachschlagewerk haben vor allem Hochschullehrer der theologischen Sektionen der DDR, Mitarbeiter kirchlicher Ausbildungsstätten und Vertreter der evangelischen Kirchen - so der Berlin-brandenburgische Bischof D. Albrecht Schönherr und der Präsident der Evangelischen Kirche der Union - Bereich DDR -, Dr. Joachim Rogge, - entscheidend mitgearbeitet. Neben den klassischen theologischen Disziplinen Altes und Neues Testament, Kirchengeschichte, Systematische und Praktische Theologie ist besonders ökumenischen Fragen breiter Raum gegeben.

Das Theologische Lexikon soll im ersten Halbjahr 1978 in der DDR erscheinen.

"Lepra darf kein Schicksal sein" ist das Motto des diesjährigen "Welt-Lepra-Tages" am 29. Januar. Die auf dem Gebiet der Leprahilfe tätigen Organisationen haben sich 1975 in der "Internationalen Vereinigung der Lepra-Hilfswerke" zusammengeschlossen. In der Bundesrepublik arbeiten auf diesem Gebiet die Evangelische Lepra-Hilfe des Instituts für ärztliche Mission" (Tübingen), das "Deutsche Aussätzigen-Hilfswerk" (Würzburg) und das 1972 gegründete "Aussätzigen-Hilfswerk" (München). Für die Leprahilfe, für die sich in Berlin Johanna Rehbock einsetzt, wird dringend weitere Unterstützung und Mitarbeit benötigt. Interessenten werden gebeten, sich beim Gemeindestützpunkt der Martin-Luther- und der Ananias-Gemeinde in Neukölln (Harzer Straße 94, Tel. 681 57 82) zu melden.

epd

Pastor Michael Kennert (31) ist mit Wirkung vom 1. Dezember 1977 zum Inhaber einer Pfarrstelle in der Kirchengemeinde Am Hohenzollernplatz in Wilmersdorf berufen worden. Er war bisher im Kirchenkreis Wilmersdorf als Hilfsprediger tätig.

epd

Grundsteinlegung für Gemeindehausneubau der Emmaus-Gemeinde

epd Berlin, 17. August 71. Für ein neues Gemeindehaus der Emmaus-Gemeinde in Kreuzberg (Wrangelstr. 30-32) fand am vergangenen Freitag die Grundsteinlegung statt.

Der nach den Plänen von Architekt Ludolf von Walther zu errichtende dreigeschossige Bau wird im Keller Jugendräume, im Erdgeschoß eine Altentagesstätte mit Teeküche und im Obergeschoß einen Gemeindesaal mit ca. 200 Plätzen erhalten. Das Gebäude, die angrenzenden Grünflächen und die neuen Parkplätze werden zusammen 750.000 DM kosten. Die Bauarbeiten sollen im Frühjahr des nächsten Jahres abgeschlossen sein.

Der Neubau wurde erforderlich, weil das bisherige Gemeindehaus infolge des Mauerbaus fast ausschließlich in eine Kindertagesstätte umgewandelt werden mußte.

Wechsel in der Leitung der Gossner Mission

Pastor Martin Seeberg wird Nachfolger von Dr. Christian Berg

epd Berlin, 17. August 71. Pastor Martin Seeberg wurde vom Kuratorium der Gossner Mission unter Vorsitz von Bischof D. Kurt Scharf einstimmig zum neuen Missionsdirektor gewählt. Er tritt damit die Nachfolge von Dr. Christian Berg an, der im Blick auf die Vielzahl seiner überregionalen Verpflichtungen um Freistellung von diesem seit Mitte 1962 wahrgenommenen Amt zum 31. Oktober 1971 gebeten hatte.

Martin Seeberg (geb. 1930) wurde im September 1962 von der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover, in der er in Ost-Friesland als Gemeindepastor tätig war und sich auch der Jugendarbeit gewidmet hatte, für den Dienst bei der Gossner Mission in Berlin beurlaubt. Auf mehreren Indien-Reisen hat er das alte Arbeitsfeld der Gossner Mission kennengelernt, die er auch auf ökumenisch-missionarischen Konferenzen des Lutherischen Weltbundes wiederholt vertreten hat. Erst kürzlich ist er von einem Besuch des neuen Arbeitsgebietes der Gossner Mission in Zambia sowie Verhandlungen mit der Regierung des jungen afrikanischen Staates zurückgekehrt.

Dr. Christian Berg wird neben seiner Mitarbeit in gesamtkirchlichen Gremien der Weltmission und des kirchlichen Entwicklungsdienstes der Gossner Mission noch weiter zur Verfügung stehen.

(FS-Voraus 13.8.)

Herausgeber afrikanischer evangelischer Zeitung besuchte West-Berlin

epd Berlin, 17. August 71. Odhiambo Wilson Okite, Herausgeber einer in Kenia erscheinenden evangelischen Wochenzeitung, besuchte am vergangenen Wochenende West-Berlin. Das Blatt, das unter dem Titel "Target" in englischer Sprache und unter dem Titel "Lengo" in Kiswahili erscheint und in ganz Ostafrika verbreitet ist, nimmt nicht nur zu innerkirchlichen, sondern auch zu politischen und sozialen Problemen kritisch Stellung. Es wird von der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Weltmission finanziell unterstützt.

Okite, der sich auf Einladung der Bundesregierung auf einer Deutschlandreise befindet, ist in Kenia geboren und studierte in den Vereinigten Staaten Journalismus, Sprachen und Theologie. Seine Magisterarbeit hatte das Thema: "Christentum und kulturelle Entwicklung in Kenia". Okite ist Korrespondent für mehrere Magazine in den Vereinigten Staaten, u.a. für "Christianity Today".

In Berlin informierte sich Odhiambo Wilson Okite u.a. in einem ausführlichen Gespräch mit dem Leiter des Evangelischen Publizistischen Zentrums, Sepp Schelz, über die Lage der kirchlichen Presse in Berlin und Deutschland. Weiterhin traf er mit Propst Dr. Wilhelm Dittmann zusammen, um sich über die Ausbildung von Theologen sowie die Prager Christliche Friedenskonferenz zu informieren.

Evangelischer Pressedienst

epd

Landesdienst Berlin

Redaktionen in Bethel, Berlin, Bonn, Düsseldorf, Frankfurt (Main), Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Kassel, Kiel, München, Speyer, Stuttgart

Nr. 14

30. Januar 1978

Erholungsprogramme des Diakonischen Werkes

Berlin, 30. Januar 78 (epd).

Das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche veranstaltet auch in diesem Jahr zahlreiche Erholungsreisen für Berliner Bürger.

Ganzjährig werden Plätze in Kur- und Erholungsheimen für Kinder im Alter von vier bis zehn Jahren angeboten. Darüber hinaus finden in den Sommerferien dreiwöchige Freizeiten für schulpflichtige Kinder bis 14 Jahre in verschiedenen Orten des Bundesgebietes statt.

Erholungsbedürftige Mütter können mit ihren Kindern im Alter von drei bis zehn Jahren ganzjährig in Mutter-Kind-Heime verreisen. Für Familien mit Kindern werden acht Reisen in den Ferien veranstaltet.

Ein umfassendes Programm mit insgesamt 44 Reisen in bekannte Kurorte, ins Mittelgebirge und an die Ostsee ist für Senioren vorgesehen. Ältere Bürger, die eine lange Reise nicht mehr vertragen, können sich drei Wochen lang am Strand in Schlachtensee erholen. Zwölf Termine stehen zur Auswahl.

Alle Reisen können je nach Höhe der Einkünfte bezuschußt werden. Anmeldungen nehmen alle Bezirksstellen des Diakonischen Werkes entgegen. Auskunft erteilt auch die Arbeitszentrale in Steglitz, Paulsenstraße 55/56 (Tel. 8297-1).

Ökumenischer Rat Berlin will Berliner Katholikentag unterstützen

Berlin, 30. Januar 78 (epd).

Der Ökumenische Rat Berlin (ÖRB) hat auf seiner ersten Sitzung in diesem Jahr unter Vorsitz von Bischof Augoustinos von Elaia der Bildung einer ad-hoc-Kommission zugestimmt, die in etwa einjähriger Arbeit versuchen wird, Schwerpunkte aus dem Studienprojekt des Ökumenischen Rates der Kirchen "Die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche" in die Wirklichkeit der Berliner ökumenischen Situation zu holen. Der Kommission gehören u.a. Vertreterinnen aus der römisch-katholischen und der evangelischen Kirche, der Heilsarmee, den Freikirchen und der orthodoxen Kirchen an.

Der Ökumenische Rat beschloß ferner, das Ökumenisch-Missionarische Institut "nach Maßgabe seiner Möglichkeiten und Kräfte" für die Vorbereitung und Durchführung des vom 4. bis 8. Juni 1980 in Berlin stattfindenden Katholikentages zur Verfügung zu stellen, wie dies auch beim Deutschen Evangelischen Kirchentag 1977 in Berlin geschehen ist. Prälat Erich Klausener informierte den Rat über die Vorbereitungen zu dem in diesem Jahr in Freiburg/Br. bevorstehenden Deutschen Katholikentag und den Berliner Katholikentag.

Zustimmend nahm der Rat außerdem zur Kenntnis, daß am Pfingstmontag, 15. Mai 1978, in der evangelischen St. Thomas-Kirche am Mariannenplatz ein ökumenischer Gottesdienst unter dem Thema "Die Fremden unter uns" stattfinden soll. Eine ökumenische Evangelisation soll zuvor vom 8. bis 12. Mai unter seiner Verantwortung durchgeführt werden, zu der alle im ÖRB zusammenarbeitenden Kirchen und Gemeinschaften um Mithilfe gebeten wurden.

Mission als gegenseitiges Lernen

"Was heißt Mission heute?" - Diskussion im Haus der Kirche

Berlin, 30. Januar 78 (epd). Mission ist heute nicht lediglich als subjektive Verkündigung, sondern als Dialog und somit auch als gegenseitiger Lernprozeß zu verstehen. Ein solcher Lernprozeß sollte sowohl zwischen den Christen der Industriénationen und den Völkern der Dritten Welt als auch im Dialog zwischen den Religionsgemeinschaften stattfinden. Dies machten verschiedene Diskussionsredner eines "Aktuellen Rundgesprächs" deutlich, das am Donnerstagabend, 26. Januar, zum Thema "Was heißt Mission heute?" im Haus der Kirche stattfand und an dem u.a. Uwe Hollm, Leiter des Berliner Missionswerks, Gerhard Kiefel, Direktor der Berliner Stadtmission, Pfarrer Winfried Maechler, Arbeitskreis Interreligiöser Dialog, Prof. Dr. Peter von der Osten-Sacken, Kirchliche Hochschule, José Urasa (Tansania), der zur Zeit als Gastpfarrer in der Königin-Luise-Gedächtnis-Gemeinde tätig ist, und Dr. Irmhild Bärend, Billy Graham Evangelistic Association und Redakteurin der christlichen Zeitschrift "Entscheidung", teilnahmen.

Pfarrer Kiefel sieht es als ein Hindernis der Mission an, daß das Evangelium von den Christen als "Besitz verwaltet" werde. Ein Weg für die Zukunft der Mission bestehe darin, nicht nur Wortmission zu betreiben, sondern sich ganzheitlich des Menschen anzunehmen. Wie der Leiter des Berliner Missionswerks, Pastor Hollm, betonte, bestehe auch heute wieder die Gefahr, daß mit einem technischen Sendungsbewußtsein ein neues Überheblichkeitsgefühl seitens der hochindustrialisierten Nationen verbunden sei. Es sei jedoch notwendig, mit den Menschen der Entwicklungsländer in den Dialog zu kommen und von ihnen zu lernen. Der tansanianische Geistliche Urasa stellte fest, Mission sei "das, was uns frei machen soll". Als wesentlich bezeichnete er die Zusammengehörigkeit von Gemeindearbeit, Verkündigung und Mission.

Wechsel in der Leitung der Gossner Mission

Pfarrer Kriebel Nachfolger von Pfarrer Seeberg

Berlin, 30. Januar 78 (epd). In einer Feierstunde im Berliner Haus der Mission wurde am Donnerstagabend, 26. Januar, der neue Direktor der Gossner Mission, Pfarrer Siegwart Kriebel, in sein Amt eingeführt und sein Vorgänger, Pfarrer Martin Seeberg, nach fast 15jähriger Tätigkeit in der Gossner Mission verabschiedet. In einer kurzen Abschiedsansprache drückte Martin Seeberg die Hoffnung aus, daß die Gossner Mission sich treu bleiben und immer mehr bei den Gleichgültigen und Andersdenkenden als nur bei den Gleichgesinnten zu finden sein werde. Als eine kleine Missionsgesellschaft habe die Gossner Mission in besonderem Maße "die Chance zur Menschennähe und Menschlichkeit", betonte Siegwart Kriebel. Dies sei auch die Voraussetzung für eine andere Eigenart, durch die sich die Gossner Mission von jeher auszeichne: ihre Bereitschaft, "dem Winke Gottes auf unbekanntes Gelände in unübliche Aktivitäten und Verhaltensweisen zu folgen".

An der Feier nahmen auch der Kuratoriumsvorsitzende und der Leiter der Gossner Mission in der DDR, Pfarrer Helmut Orphal und Pfarrer Bruno Schottstädt (Ost-Berlin) teil. In seinem Grußwort wies Pfarrer Orphal auf den eigenen Weg der Gossner Mission in der DDR hin, der durch ihren besonderen Auftrag in der sozialistischen Gesellschaft gekennzeichnet ist. "Wir sind gerufen", sagte Orphal, "mitzuhelfen, das gesellschaftliche Leben in unserem Staate zu entwickeln."

(FS-Voraus 27.1.)

Berichtigung: In unserer Meldung vom 26. Januar 1978 (epd Nr. 13) "Acht Synodaltagungen 1978 ..." hatten wir als Termin für die Synode der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg (Berlin West) das Datum vom 8. bis 11. Juni angegeben. Die Tagung ist jedoch auf den 22. bis 25. Juni verlegt worden. Wir bitten um Korrigierung unserer Meldung.

epd

"Kirche im Sozialismus" soll Distanz zum Staat halten

Junger Marxist über seinen Protest gegen SED-Verleumdung von Pfarrer Brüsewitz

Berlin, 30. Januar 78 (epd). Die Kirchen in der DDR sollten auch in Zukunft Distanz zum Staat halten, ohne die gesellschaftlichen und politischen Aufgaben aus dem Blick zu verlieren, die mit dem Konzept der "Kirche im Sozialismus" verbunden sind. Diese Ansicht hat ein sozialistischer Oppositioneller aus der DDR, der Ende vergangenen Jahres aus DDR-Haft nach West-Berlin entlassen worden ist, in einem Interview mit dem "Berliner Sonntagsblatt" geäußert.

Zu dem zu Beginn dieses Jahres vom "Spiegel" veröffentlichten "Manifest" einer Gruppe von SED-Oppositionellen erklärt Rupert Schröter, der im September 1976 zusammen mit weiteren 34 jungen Marxisten in einem Brief an SED-Generalsekretär Erich Honecker gegen den verunglimpfenden und diffamierenden Kommentar des SED-Zentralorgans "Neues Deutschland" zur Selbstverbrennung von Pfarrer Brüsewitz protestiert hatte und unmittelbar darauf vom DDR-Staatssicherheitsdienst verhaftet worden war, daß der Text in der vorliegenden Form eine große Gefahr für die sozialistische Opposition in der DDR darstelle. Da das "Manifest" neben demokratischen und sozialistischen Forderungen auch Forderungen enthalte, "die auf eine kapitalistische Restauration hinauslaufen", könnte es vom DDR-Staatssicherheitsdienst dazu benutzt werden, "um ein Amalgam von Erfindungen und Verleumdungen gegen die sozialistische Opposition zu brauen". Dem DDR-Staatssicherheitsdienst käme aber nichts gelegener als der Nachweis, "daß die Opposition nichts anderes sei als eine 'sozialistisch getarnte Konterrevolution'. Und gerade dafür liefert das 'Manifest' eindeutige Anhaltspunkte", betont Schröter in dem Interview. Gleichzeitig widerspricht er der Auffassung, daß das "Manifest" die Meinung der sozialistischen Opposition in der DDR wiedergebe.

Auf die Frage, was ihn als Marxist veranlaßt habe, den Protestbrief an Honecker zu schreiben, und welches Ziel die Unterzeichner damit verfolgt haben, gibt er zur Antwort, daß der Kommentar im "Neuen Deutschland" durch seine "unverhohlene und von vornherein durchschaubare Absicht, zu diffamieren und zu verleumden", tiefe Betroffenheit ausgelöst habe. Er habe nicht nur einen Angriff auf die Glaubens- und Gewissensfreiheit, sondern auf die politischen und demokratischen Freiheiten überhaupt dargestellt. "Außerdem", so Schröter wörtlich, "konnte eine solche politische Dreistigkeit, wie sie der ND-Artikel darstelle, nur dann auf Erfolg hoffen, wenn er unwidersprochen blieb." Daraus habe sich für die Unterzeichner des Briefes die Verantwortung abgeleitet, gegen eine solche politische und journalistische Praxis zu protestieren.

Die Unterzeichner hatten in ihrem Brief an Honecker u.a. hervorgehoben: "Wir sind keine Christen, sondern Sozialisten und bekennen uns zum Marxismus; gerade deshalb wenden wir uns gegen eine Praxis des Rufmordes, die darin besteht, einen Andersdenkenden persönlich zu verleumden, um der politischen Auseinandersetzung mit ihm auszuweichen." Zusammen mit Schröter hatte der Staatssicherheitsdienst der DDR zwei weitere Unterzeichner verhaftet, von denen der eine inzwischen in die DDR und der andere nach West-Berlin entlassen worden ist.

(FS-Voraus 27.1.)

126. Jahresfest des Jerusalemsvereins

Berlin, 30. Januar 78 (epd).

Sein 126. Jahresfest feiert der Jerusalemsverein am Sonntag, 5. Februar, in der evangelischen Gemeinde Alt-Tegel. Den Gottesdienst um 9.30 Uhr hält Pfarrer Manfred Katthaen, Nahostreferent des Berliner Missionswerkes, in der Kirche Alt-Tegel (Dorfaue). Ein Referat von Prof. Dr. Karl Heinrich Rengstorff über das Thema "Jerusalem, unsere Mutter" steht im Mittelpunkt des festlichen Nachmittags, der um 15 Uhr im Gemeindeheim (Eisenhammerweg 10-12) beginnt.

Aus der Arbeit des Jerusalemsvereins ist die Evangelisch-Lutherische Kirche in Jordanien hervorgegangen, die durch das Berliner Missionswerk mit der West-Berliner Kirche partnerschaftlich verbunden ist. Sie zählt gegenwärtig 1.200 Mitglieder in fünf Gemeinden und unterhält fünf Schulen, in denen rund 1.200 Kinder unterrichtet werden.

Lesenswertes zitiert

1-78

informationsbrief

aus: Gossner Mission, Heft 6/77

FORTSCHRITT UND VERFALL IN DREI JAHRZEHNTEN

Martin Seeberg

Zur Ablage 6/22/2
Aktenplan-Nr. 5294
Datum 23.1.78
Handzeichen P.

In unseren Beziehungen zur Dritten Welt hat es einen Bewußtseinswandel gegeben, der umso bemerkenswerter ist, als er in verhältnismäßig kurzer Zeit vor sich gegangen ist. Wir haben in den sechziger Jahren anders argumentiert als in den siebziger Jahren, und jetzt scheint es für die achtziger Jahre neue Denkanstöße zu geben. Das ist recht verwirrend.

DER OPTIMISMUS DER 60ER JAHRE

Damals haben wir vom Fortschritt gesprochen, der im Namen Jesu zu erreichen sei. Die technischen Missionare hatten ihre große Zeit. Ging es doch darum, die ganze Welt zu überzeugen, daß Christus uns befreit von falschen Bindungen. Der so befreite Mensch könne sich die Erde untertan machen nach dem Willen des Schöpfers, der uns beauftragt, zu bauen und zu pflanzen. In diesen Blättern wurde berichtet über Erfolge einer modernen Landwirtschaft in Indien. Der traditionelle Bauer werde deshalb am Fortschritt gehindert, weil seine religiösen Vorstellungen ihm eine maximale Nutzung des Bodens und des Viehbestandes verbieten. Er habe Angst vor den Göttern und Dämonen, vor deren Zorn und Rache; also bleibe er vorsichtig und passiv. Der christliche Glaube jedoch könne ihn aktivieren; die Kraft seines Glaubens befähige ihn, schon in dieser Welt - dem Schöpfungsauftrag gemäß - Veränderungen und Verbesserungen zu wagen. Die vereinigte Nepal-Mission lieferte ein anderes Beispiel. Bei Butwal wurde ein Flußbett verkürzt, um für den Einbau von Turbinen ein größeres Gefälle zu erreichen. Zu diesem Zweck mußte ein Berg untertunnelt werden. Die dort wohnenden Nepalesen flohen bei Beginn der Bauarbeiten, denn die Berge sind für sie der Wohnsitz der Götter, und ein fürchterliches Strafgericht sei zu erwarten. Aber das Unternehmen war erfolgreich, die Turbinen liefen, Strom wurde erzeugt, kein Unglück geschah; die technischen Missionare siegten über den Aberglauben. Wieder war ein kleiner Teil der Welt entgöttert und entzaubert.

DER SCHOCK DER 70ER JAHRE

Erst vor wenigen Jahren haben wir diese Beurteilung revidieren müssen. Wir haben erkannt, daß die ungeahnten Möglichkeiten der Technik und Industrie ebenso ungeahnte Gefahren in sich schließen. Ihre unkritische Anwendung zerstört den Lebensraum der Menschen; die ökologischen Grundlagen, besonders Wasser und Luft, werden in Mitleidenschaft gezogen. Gegenmaßnahmen sind geboten. Es scheint schon fünf Minuten vor zwölf Uhr zu sein. Die größten Gefahren werden in den Industrienationen sichtbar; es kommt zu Demonstrationen gegen diese Art des Fortschritts. Ein heftiger Streit entbrennt zwischen den Vertretern eines möglichst großen Wirtschaftswachstums, die auf diese Weise nicht nur die nationalen Probleme des Arbeitsmarktes, sondern auch die weltweite Armut bekämpfen möchten, und auf der anderen Seite den Warnern, die auf die Grenzen des Wachstums in Wirtschaft, Technik und Industrie verweisen, die daran erinnern, daß wir der nächstfolgenden Generation immer

kleinere Lebenschancen geben und daß wir uns hüten müßten, diesen zweifelhaften Fortschritt in die Dritte Welt zu exportieren. Die Christen sprechen in diesem Jahr mehr vom Bewahren und Erhalten als vom Bauen und Pflanzen. Wir müssen die Stop-Zeichen beachten.

Nicht alles, was machbar ist, ist sinnvoll. Was als Fortschritt und Entwicklung angepriesen wird, muß bei realistischer Betrachtungsweise als Rückschritt und Verfall erkannt werden. Die von der Gossner Mission nach Zambia entsandten Mitarbeiter bekommen nun neue Arbeitsanweisungen: Der Einsatz von Techniken und finanziellen Mitteln ist radikal zu verringern, die Fachleute mögen vergessen, was sie gewohnt sind, sondern sich in Geduld üben; sie sollen vielmehr den Afrikanern helfen, die eigenen Kräfte zu mobilisieren. Ein qualifiziertes Wachstum mit angepaßter Technologie ist jetzt das Arbeitsziel. Überspitzt ausgedrückt: die Zeit der abwartenden Missionare sei gekommen.

DER PESSEMISMUS DER 80ER JAHRE

Noch sind wir nicht im nächsten Jahrzehnt, doch die Tendenzen der 80er Jahre lassen sich bereits erkennen. Wenn nicht alles täuscht, ist ein erneuter Bewußtseinswandel wahrscheinlich, besonders in der jungen Generation. Eine Mitverantwortung für die Entwicklung unserer eigenen und der Weltgesellschaft wird abgelehnt. Man lehnt das ungehemmte Wachstum von Wirtschaft, Technik und Industrie zwar ab, aber zweifelt im starken Maße daran, daß Vernunft und Glaube ausreichen, uns die Grenzen zu bestimmen. Der Kampf gegen die Übermacht der Technokraten sei aussichtslos. Die Eigengesetzlichkeit der neuen industriellen Revolution werde den Widerstand zerbrechen; die Kritik an der derzeitigen Gesellschaft und ihrer Menschlichkeit werde mehr und mehr als staatsfeindlich diffamiert. Die einzige Konsequenz sei also, sich aus der Verantwortung zurückzuziehen. Sollen doch die Verantwortlichen mit ihren Methoden diese alte Welt zerstören! Erst dann kann die neue Welt mit neuen Maßstäben von Gerechtigkeit und Lebensqualität entstehen. Bis dahin sind wir Zuschauer dieser erschreckenden Szenerie.

Zuschauer sind auch jene Christen, die schon lange mit Mißtrauen oder Protest alle Versuche begleitet haben, die die Kirche mit ihren Programmen für Mission und Entwicklungshilfe unternahm; sie lehnten die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Beurteilungen ab, weil sie die unverfälschte Verkündigung des Evangeliums dadurch gefährdet sahen. In den 80er Jahren werden diese Gruppen Auftrieb bekommen und auf eine größere Innerlichkeit des Glaubens drängen zu Lasten des Engagements der Kirchen in den politischen und sozialen Fragen.

FOLGERUNGEN

Es wird für uns keine Rückkehr zu dem Fortschrittoptimismus der 60er Jahre geben, aber die Erfahrungen der 70er Jahre, die uns sensibel gemacht haben in der Zusammenarbeit mit der Dritten Welt, sind so wertvoll, daß wir daran weiterarbeiten müssen. Weltverachtung und Weltverdrossenheit können nicht Teil unseres Glaubens und Handelns sein. Wir bleiben dabei: Gott liebt diese Welt. Deshalb wollen wir der jungen Generation trotz ihrer vielen Enttäuschungen und ihrer Skepsis Mut machen zur Mitverantwortung für eine gerechte und friedlichere Weltgesellschaft.

Die Mission unserer Kirche wird sich in den 80er Jahren weiterhin an vielen kleinen Aufgaben in der Dritten Welt beteiligen und beharrlich im eigenen Land für ein glaubwürdiges Zeugnis des Evangeliums eintreten. Das braucht Zeit und Geduld; Gott wird sie uns geben.

Evangelischer Pressedienst

epd

Landesdienst Berlin

Redaktionen in Bethel, Berlin, Bonn, Düsseldorf, Frankfurt (Main), Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Kassel, Kiel, München, Speyer, Stuttgart

23. JAN. 1978

Erledigt

Nr. 10

20. Januar 1978

Kirchentagstreffen in der DDR

Berlin, 20. Januar 78 (epd). In Leipzig, Erfurt und Stralsund werden in diesem Jahr die bisher größten evangelischen Kirchentage in der DDR zum Thema "Leben" stattfinden, wie das "Berliner Sonntagsblatt" in seiner neuesten Ausgabe berichtet. Ein Kirchentagskongreß, verbunden mit einem für alle offenen Kirchentag, wird in Leipzig vom 26. bis 28. Mai nicht nur in Kirchen und Gemeindehäusern, sondern erstmals auch wieder auf dem Messegelände veranstaltet. In zwölf Arbeitsgruppen werden sich die rund 3.000 erwarteten Dauerteilnehmer mit Einzelaspekten des Themas "Leben heißt ein Ziel haben" beschäftigen. 20.000 oder mehr evangelische und katholische Christen werden zur großen Abschlußveranstaltung auf dem Messegelände erwartet.

"Es geht um Leben" ist das Thema des Kirchentages in Erfurt vom 2. bis 4. Juni. Der Greifswalder Landeskirchentag in Stralsund vom 16. bis 18. Juni sieht etwa 50 Veranstaltungen unter der Losung "Auf der Suche nach Leben" vor.

Weitere kleinere Treffen in der DDR sind vom 24. bis 26. Juni in Cottbus unter dem Thema "Mit Christus Neues entdecken" und vom 22. bis 24. September unter der Losung "Zurück zu Gott - mit Gott ins Leben" in Brandenburg/Havel vorgesehen.

(FS-Voraus 20.1.)

Wiederholungswahl zum Gemeindekirchenrat abgesetzt

Berlin, 20. Januar 78 (epd). Wahlen zu den Gemeindekirchenräten waren im vergangenen Jahr am 22. Mai in allen West-Berliner evangelischen Kirchengemeinden durchgeführt worden. Wegen eines Wahlfehlers - die Briefwahlanträge sollen dem Vernehmen nach nicht rechtzeitig beschieden worden sein - war die Wahl in der Friedenauer Gemeinde "Zum guten Hirten" vom Kreiskirchenrat aufgehoben worden. Auf seinen Beschuß wurde der neue Wahltermin auf den 22. Januar festgelegt. Dieser Termin ist erneut vom Kreiskirchenrat abgesagt worden, da der Gemeindekirchenrat einen neuen und nicht den alten Wahlvorschlag vom Mai vergangenen Jahres aufgestellt hat. Zu dieser kurzfristigen Absetzung sah sich der Kreiskirchenrat gezwungen, weil nach seiner Meinung nur der Wahlvorgang selbst hätte wiederholt werden müssen. Außerdem sollte durch eine etwaige erneute Anfechtung der Wahl Unruhe in der Gemeinde vermieden werden.

Oberkonsistorialrat Dr. Joachim Hoppe wurde vom Evangelischen Konsistorium mit der Verwaltung einer Pfarrstelle in der Gemeinde "Zum guten Hirten" beauftragt. Gleichzeitig wurde ihm der Vorsitz im Gemeindekirchenrat und die Geschäftsführung der Gemeinde übertragen.

(FS-Voraus 20.1.)

Zur Ablage

Aktenpian-Nr. 6122/2

Datum 23.1.78

Dialog über Abrüstungsfragen mit dem DDR-Kirchenbund begrüßt

Bischof Schönherr erhielt Antwortschreiben des Nationalrats der Kirchen in den USA

Berlin, 20. Januar 78 (epd). Der Nationalrat der Kirchen Christi in den USA (NCCC) hat den Vorschlag des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR begrüßt, in einen Dialog über Fragen der Abrüstung einzutreten. Dies geht aus einem Schreiben an den Vorsitzenden der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR, Bischof D. Albrecht Schönherr, hervor, in dem wörtlich hervorgehoben wird: "Wir teilen Ihre Besorgnis über das Fortschreiten der Rüstung und die Gefahr, die damit für die Sicherheit aller Völker verbunden ist." Der NCCC teile mit dem Kirchenbund zudem die Überzeugung, "daß die Rüstungsfrage eine starke Herausforderung an Zeugnis und Dienst unserer Kirchen darstellt".

"Um der gemeinsamen Verantwortung willen" hatte im September vergangenen Jahres der Kirchenbund in einem Schreiben an den NCCC den dringenden Wunsch geäußert, in ein Gespräch über die gesamte Abrüstungsproblematik einzutreten. Zur Erläuterung dieses Wunsches hatte der Kirchenbund darauf hingewiesen, daß trotz aller Entspannungsbemühungen das Wettrüsten voranschreitet. Diese Tatsache zeige, "daß die Sicherheit, in der wir uns zu befinden meinen, trügerisch ist". Der Kirchenbund habe die Sorge, "daß wir uns in einem Frieden eingerichtet haben, der die Keime der Gewalt und der Vernichtung in sich trägt". Den Kirchen falle vor allem eine gewissensschärfende Rolle bei der Diskussion um politische Lösungen des Abrüstungsproblems zu. Der gegenwärtig erreichte Stand der Rüstung drohe die Hoffnung auf politische Formen der Konfliktlösung zu ersticken. Es dürfe darum nicht zu einem Prozeß der Gewöhnung an den unmenschlichen Charakter der modernen Waffentechnik schon im Bereich der konventionellen Waffen kommen. Wörtlich hatte der Kirchenbund erklärt: "Wir sind auch nicht bereit, die gängigen Feindbilder zu übernehmen." Die in den USA entwickelte Neutronenwaffe sei ein Signal für die "lebensbedrohende und menschenverachtende Logik des Wettrüstens" und ein Zeichen für die "Irrationalität eines Sicherheitsverlangens, das auf Gewaltandrohung, Mißtrauen und Furcht statt auf Vertrauen und Kooperation begründet ist".

Dem Antwortschreiben des NCCC, mit dem sich die Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR auf ihrer jüngsten Sitzung am vergangenen Wochenende in Ost-Berlin ausführlich befaßte, sind mehrere Texte des NCCC beigefügt, die die Überlebungen und Schritte dokumentieren, die die Kirchen in den USA seit 1968 in bezug auf Militarismus, Abrüstung und gegen die Fortentwicklung atomarer Waffen unternommen haben. Die Konferenz stimmte dem Vorschlag des NCCC zu, zu einem ersten Gespräch mit Vertretern des NCCC im Anschluß an die Abrüstungskonsultation des Ökumenischen Rates Ende März dieses Jahres in den Niederlanden zusammenzukommen.

(FS-Voraus 19.1.)

Neuer Direktor für Gossner Mission

Pfarrer Kriebel Nachfolger von Pfarrer Seeberg

Berlin, 20. Januar 78 (epd). Pfarrer Siegwart Kriebel, bisheriger Zambia-Referent der Gossner Mission, wird am Donnerstag, 26. Januar, 18 Uhr, in sein neues Amt als Direktor der Gossner Mission im Haus der Mission, Gossner-Saal (Handjerystraße 19-20, Friedenau), eingeführt. Pfarrer Kriebel war von 1970 bis 1974 für die Gossner Mission in Zambia tätig, kam Mitte 1974 nach Deutschland zurück und übernahm hier das Zambia-Referat. 1976 besuchte er die Gossnerkirche in Indien und die Vereinigte Nepal Mission. Die Gossner Mission ist in Zambia, Indien und Nepal tätig.

Auf Beschuß des Kuratoriums der Gossner Mission werden die beiden Arbeitszentren Berlin und Mainz in Zukunft enger zusammenarbeiten. Der neue Direktor ist daher auch für beide Arbeitszentren verantwortlich.

Pfarrer Kriebel ist Nachfolger von Pfarrer Martin Seeberg, der seit 1962 im Dienst der Gossner Mission steht, 1971 ihr Direktor wurde und auf seinen Wunsch zum 1. Februar ein Pfarramt in der Kirchengemeinde Lichtenrade übernimmt.

Zur Ablage

Aktenplan-Nr. 6222

Datum 17.10.77

Handzeichen P.

17.10.1977

Frau

Schlappkohl

c/o Publizistisches Zentrum

frie/P

Konsistorium

Bachstr. 1/2

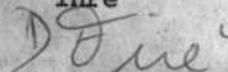
1000 Berlin 21

Liebe Frau Schlappkohl,

in der Anlage sende ich Ihnen die Meldung für den epd über das Ergebnis
unserer letzten Kuratoriumssitzung.

Mit freundlichem Gruß

Ihre



(Dorothea H. Friederici)

Kuratorium der Gossner Mission wählt neuen Direktor

Der bisherige Direktor der Gossner Mission, Pfarrer Martin Seeberg, teilte Anfang des Jahres dem Kuratorium der Gossner Mission mit, daß er in die Gemeindearbeit zurückgehen möchte. Er bat darum, daß zum 1.1.1978 ein neuer Direktor ernannt wird.

Dieser Bitte hat das Kuratorium der Gossner Mission auf seiner letzten Sitzung am Freitag, den 14.10.1977 in Stapelage/Lippe entsprochen. Der bisherige Zambia-Referent der Gossner Mission, Pfarrer Siegwart Kriebel, wurde zum neuen Direktor gewählt.

Pfarrer Kriebel war von 1970 bis 1974 für die Gossner Mission in Zambia tätig. Er gehörte zu der Gruppe der ersten Gossner-Mitarbeiter in Zambia und war ihr Team-Leiter. Mitte 1974 kam er nach Deutschland zurück und übernahm dort das Zambia-Referat. Pfarrer Kriebel besuchte 1976 die Gossnerkirche in Indien und die Vereinigte Nepal Mission.

Das Kuratorium der Gossner Mission hat weiterhin beschlossen, daß die beiden Arbeitszentren Berlin und Mainz in Zukunft enger zusammenarbeiten sollen und der Direktor der Gossner Mission verantwortlich sein soll für beide Arbeitszentren.

Dorothea H. Friederici

Information über Zambia

Zambia, früher einmal Nordrhodesien - britische Kolonie - ist seit 1964 ein unabhängiger afrikanischer Staat.

Fläche: ca. 746 000 qkm (ca. 3 mal so groß wie die BRD)
Einwohner: ca. 4,8 Millionen (BRD ca. 60 Millionen)
(Zambia 6,3 - BRD 238 Einwohner je qkm.)

Hauptstadt: Lusaka (381 000 Einwohner)

Präsident: Dr. Kenneth Kaunda

Touristenattraktion: Viktoriafälle, Luangwa-Tierpark,
Karibastaudamm.

Vegetation: Akazien und Grasland

Klima: tropisch

Schulwesen: ca. 83% Analphabeten

Für Kinder zwischen dem 7. und 15.
Lebensjahr besteht Schulpflicht.

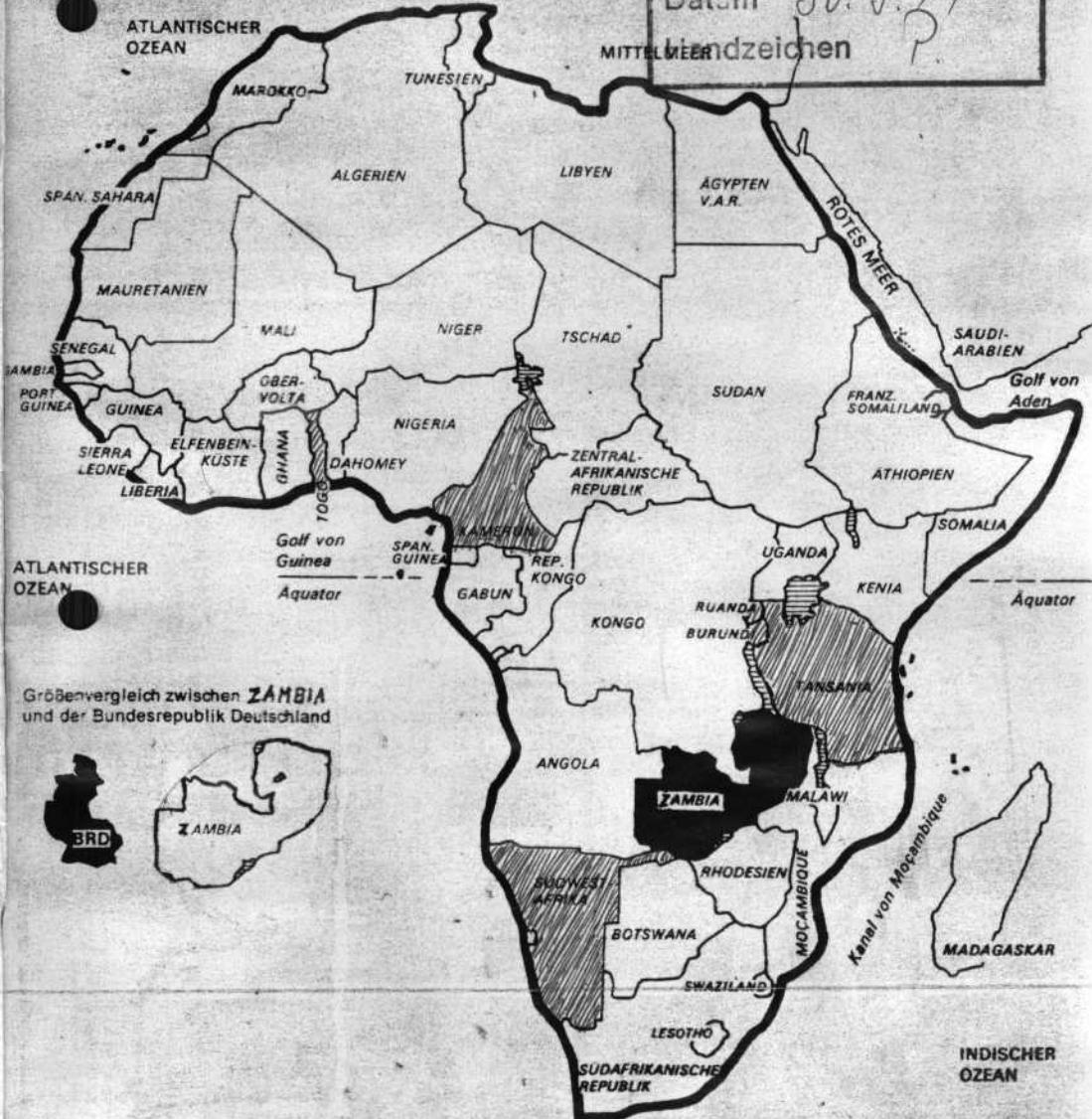
Religion: 70% Anhänger alter Stammesreligionen
30% Christen

Wirtschaft: Hauptexport: Kupfer

Importe: alle Fertigprodukte und ca.
40% aller Nahrungsmittel.

WAS UNTERSTÜTZEN WIR ???

Zur Ablage
Aktenplan-Nr. 6222
Datum 30.9.77
Handzeichen



W A S ? ?

..... ein Projekt, daß im Auftrage der zambianischen Regierung seit 1970 von der Gossner-Mission betreut wird.

Ein entsandtes Team von Bauingenieuren, Bewässerungsfachleuten, Krankenschwestern und Diplomlandwirten beschäftigt sich im Gwembe-Tal mit der Entwicklung besserer Lebensbedingungen für die ca. 75 000 Tongas, die dorthin aus ihrem angestammten Gebiet wegen der Anlage des Karibastausees umgesiedelt worden waren. Während die Regierung von Zambia im wesentlichen alle Sachausgaben des Entwicklungsprojektes übernimmt, hat die Gossner-Mission die Kosten für ihre Mitarbeiter in Zambia - ca. eine halbe Millionen DM - zu tragen. Hierbei ist sie vor allem auf Spenden angewiesen. Die Arbeit im Gwembe-Tal konzentriert sich auf folgende Schwerpunkte:

- 1) Anlage eines Bewässerungssystems
(Bewässerung-Bohrbrunnen-Regenfeldbau)
- 2) Pflanzenversuchsstation
- 3) Gesundheitsdienst
(Impfkampagne-Kleinkliniken-Ernährungsaufklärung)
- 4) Ausbildung und Betreuung von Handwerkern
(Handwerkszentren: Ziegelbrenner-Maurer-Mechaniker-Tischler-Schlosser)
- 5) Genossenschaftswesen
- 6) Beratung der zambianischen Regierung in Entwicklungsfragen.

W A R U M ? ?

unterstützen wir dieses Projekt?

Durch den Bau des Karibastaudamms Mitte der fünfziger Jahre ist das Karibatal zu einem Notstandgebiet geworden. Das fruchtbare Zambezi-Ufer ist jetzt im Karibasee versunken, die höhergelegenen Teile des Tales sind jedoch weit weniger fruchtbar. Viele müssen jetzt so weit vom See entfernt leben, daß sie in der Trockenzeit kein Wasser finden. Da das Tal früher von der Außenwelt abgeschnitten war, hat sich dort eine sehr altertümliche Lebensweise erhalten, die jetzt nicht mehr weitergeführt werden kann. Daher ist es unbedingt notwendig den dort lebenden Tongas bei der Lösung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu helfen. Die Gossner-Mission versucht daher:

- a) Nicht nur einzelne Projekte durchzuführen, sondern dem gesamten betroffenen Gebiet zu einer besseren wirtschaftlichen Struktur zu helfen.
- b) Nicht mit aufwendigen technischen Mitteln, sondern mit Geräten die dort hergestellt und repariert werden können, zu helfen.
- c) Die Bedürfnisse der Bevölkerung aufzunehmen und hierfür praktikable Lösungen zu finden.
- d) Eine Hilfe zu leisten die es den Tongas ermöglicht sich selbst zu helfen und nicht mehr abhängig von anderen zu sein.
- e) Diese Entwicklungshilfe soweit wie möglich mit der zambianischen Regierung durchzuführen damit die Hilfe möglichst koordiniert ist.



Frau Friederici ist selbst lange Zeit als Missionarin in Indien und Nepal tätig gewesen. Sie hält die Nächstenliebe für das Wichtigste, das ihre Arbeit vermitteln kann.

Diese Woche in Gohfeld:

Missionare berichten über Arbeit im Ausland

Löhne-Gohfeld. Wie die NEUE WESTFÄLISCHE berichtete, werden in dieser Woche drei Missionare der Goßner-Mission über ihre und die Arbeit ihrer Kollegen in Indien, Sambia und Nepal berichten. Pastor Seeberg, Frau Friederici und Pastor Gohlke sind Gäste von Pastor Pohlmann, der sie in mehreren Veranstaltungen vorstellen möchte.

Die Geschichte der Goßner-Mission beginnt vor 140 Jahren, als der katholische Priester Johannes Goßner aus seiner Kirche ausgeschlossen wurde und zur lutherischen Kirche überging. Das traditionelle Missionsgebiet war seitdem Indien, das mittlerweile eine eigene evangelisch-lutherische Goßner-Kirche besitzt und selbst über 200 Missionare im eigenen Land einsetzt. Die Goßner-Mission unterstützt diese Kirche noch heute mit Geldern.

Seit 1968 hat die Goßner-Mission, die im übrigen nur 30 bis 40 Mitglieder hat, zwei neue hauptsächliche Missionsgebiete in Sambia und Nepal. Mit beiden Regierungen hat die Mission zeitlich begrenzte Verträge über ihre Arbeit abge-

schlossen, ungewöhnlich, wenn man an die traditionellen Aufgaben einer Mission denkt. „Früher kamen die Missionare mit der Botschaft und bauten Krankenhäuser und andere soziale Einrichtungen, heute bauen wir Krankenhäuser und bringen dadurch die Botschaft“, sagt Frau Friederici und deutet damit die Veränderung in den Aufgaben von Missionaren an.

Sie hat selbst zehn Jahre in den Missionsgebieten gearbeitet und als ehemalige Sozialarbeiterin eine Krankenstation in Nepal geführt. Durch ihre Vorträge, wie jetzt auch in Gohfeld, hofft sie, die Menschen an das „schaffende Christentum“ zu erinnern.

Zur Ablage

Altenplan-Nr. 6222

Datum 16.9.77

Handzeichen

Zur Ablage

Abtenplan-Nr. 6222

Brum.

14.7.77

Handzeichen

Lokales

Nur kurze Verschnaufpause bei Freunden

Pastor aus Sambia macht Urlaub bei Freunden / Schwierige Missionsarbeit in afrikanischen Staaten



Auf kurzer Stippvisite in Potshausen: Pastor Alexander Siatwinda aus Sambia.

GA-Foto: Walz

POTSHAUSEN. Einen kurzen Erholungssurlaub im Freundeskreis gönnst sich Pastor Alexander Siatwinda aus Sambia, bevor er am kommenden Mittwoch in Berlin am Kirchentag teilnehmen wird. Pastor Siatwinda kennt seinen Gastgeber, Wasserbau-Ingenieur Bruns, von der gemeinsamen Arbeit im missionarischen und entwicklungshelferischen Bereich. Bruns, der fünf Jahre für die Gossner-Mission in Indien tätig war, kam kürzlich von einem längeren Aufenthalt aus Sambia zurück, wo er ebenfalls im Auftrag der Mis-

sion an Projekten mitgearbeitet hat.

Der junge Pastor, dem Ostfriesland und speziell Potshausen recht gut gefällt, kann sich über Arbeitsmangel nicht beklagen: Als einziger Vertreter der Vereinigten Kirche in Sambia betreut er ein Gebiet von der ungefährigen Größe Bayerns. „Man ist ewig auf Tour“, lächelt er, „und das viele Herumreisen ist eines der Hauptprobleme missionarischer Tätigkeit.“

Das ostfriesische Klima ist dem Gast ein bißchen zu rauh; insbesondere an den scharfen

Wind muß er sich erst noch gewöhnen. Ob er sich vorstellen könnte, mit seiner Familie hierher zu ziehen? Nun, gab er zurück, es sei hier auf jeden Fall viel besser zu leben als in den deutschen Großstädten, die er kennt. Vor allem Berlin beängstigt ihn etwas, und er kennt diese Stadt gut.

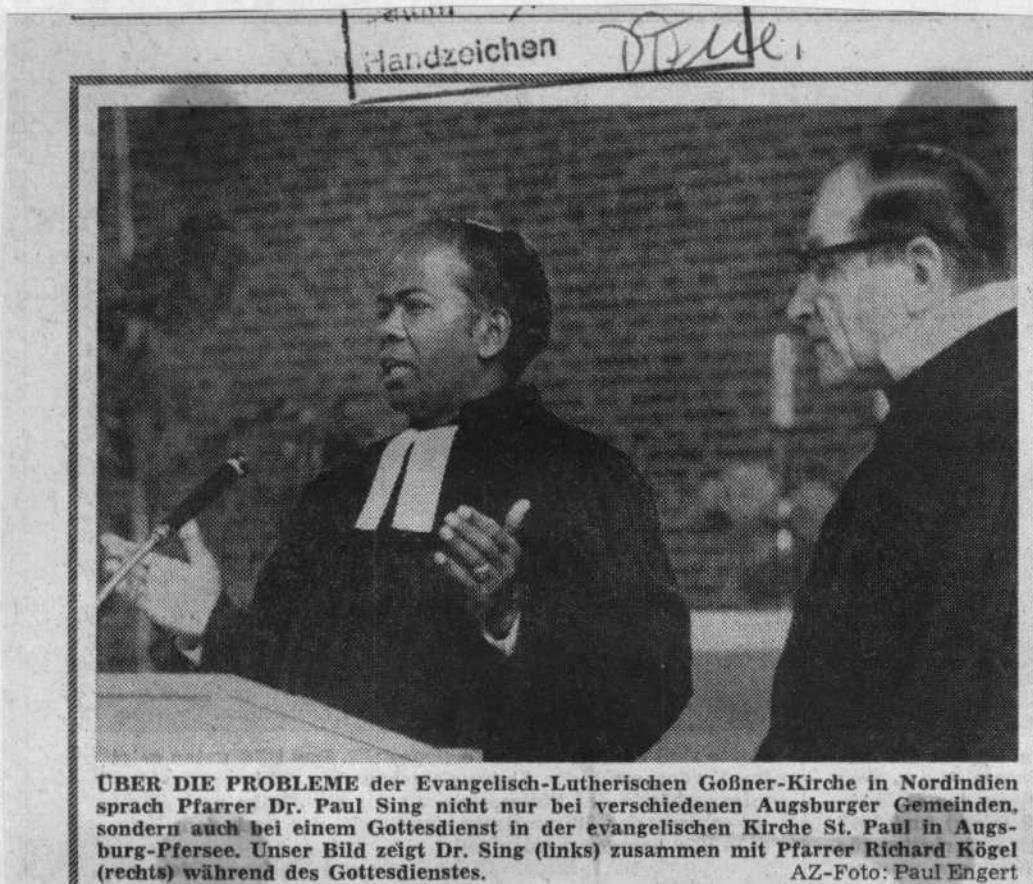
In Afrika wird Siatwinda dringend gebraucht. Die Mission hat dort noch viel Arbeit, die ihr in manchen Ländern durch die verbohrte Apartheid-Politik zusätzlich erschwert wird. Dabei darf man die Aufgabe der Mission nicht als rein seelsorgerischen Komplex einwerten. Mission bedeutet un-

ter anderem auch: bessere Lebensbedingungen schaffen, ausbilden, helfen und heilen.

In Sambia sind mit Unterstützung der dortigen Regierung maßgebliche Schritte getan worden. Wie es im rassistisch regierten Nachbarland Rhodesien aussieht, möchte der Pastor nicht beurteilen: „Aus der Politik halte ich mich raus!“

Sein Gastgeber Bruns wurde dafür deutlicher: „Wer es wagt, sich gegen die weißen Minderheitsregierungen in den Apartheid-Ländern zu stellen, wird automatisch zum Kommunisten gestempelt. So einfach ist das.“

-hwa



ÜBER DIE PROBLEME der Evangelisch-Lutherischen Goßner-Kirche in Nordindien sprach Pfarrer Dr. Paul Sing nicht nur bei verschiedenen Augsburger Gemeinden, sondern auch bei einem Gottesdienst in der evangelischen Kirche St. Paul in Augsburg-Pfersee. Unser Bild zeigt Dr. Sing (links) zusammen mit Pfarrer Richard Kögel (rechts) während des Gottesdienstes.

AZ-Foto: Paul Engert

Pfarrer Dr. Sing berichtet

Saat der Kirche in Indien ging als Weizen auf

Die Evangelisch-Lutherische Goßner-Kirche sucht Partner

Zum Abschied predigte er im Gottesdienst in der evangelischen Kirche St. Paul in Augsburg-Pfersee: Dr. Paul Sing, der frühere Präsident der Evangelisch-Lutherischen Goßner-Kirche in Nordindien, der auch Mitglied des Kuratoriums der Goßner-Mission ist. Eine Woche hielt er sich in Augsburg auf, wohnte zusammen mit seiner Frau im Freizeitheim des Diakonissenhauses und gab in verschiedenen Augsburger Gemeinden Informationen über das Wirken der Goßner-Kirche, der Goßner-Mission, aber auch über aktuelle Probleme in Indien.

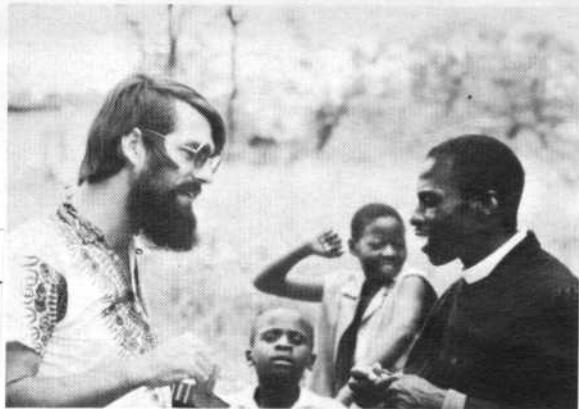
Dr. Sing, der in Deutschland studiert und über „Die Mystik bei Radha Krishnan und die Offenbarungstheologie“ promoviert hat, spricht fast akzentfrei deutsch. Der Goßner-Kirche in Nordindien, die in Ranchi im Staat Bihar ihren Sitz hat, gehören derzeit über 270 000 Gläubige an. „Die Mehrzahl unserer Mitglieder lebt auf dem Land“, erzählt Dr. Sing, „es bilden sich aber auch in den Industriestädten Goßner-Gemeinden, so auch in Rurkela, wo die deutsche Ent-

wicklungshilfe ein Stahlwerk gebaut hat, das jetzt mehr und mehr an Bedeutung gewinnt.“ Für die Hilfe der Aktion „Brot für die Welt“ ist Dr. Sing sehr dankbar. „Drei Ausbildungsstätten für Handwerker und Landwirte wurden bei uns mit diesen Mitteln eingerichtet“, berichtet er. „Und was unsere Regierung nicht für möglich gehalten hat, das gelang dem landwirtschaftlichen Modellzentrum, nämlich ein erfolgreicher Weizenanbau.“

Für die Zukunft strebt Dr. Sing eine partnerschaftliche Hilfe für die Ausbildung der Theologen durch die Goßner-Kirche, aber auch für die Ausbildung von Gesundheitsfürsorgerinnen an, die ins benachbarte Nepal geschickt werden sollen.

Daß Goßner-Kirche und Goßner-Mission von Augsburg und überhaupt von Bayern aus mancherlei Unterstützung finden, kommt nicht von ungefähr. „Johannes Evangelista Goßner stammt ja aus Hausen bei Günzburg und wirkte zunächst als Domkaplan in Augsburg“, erzählt Dekan Klaus Peter Schmid. „Ueber Düsseldorf und Petersburg kam er schließlich nach Berlin, wo er konvertierte und seine Missionsarbeit begann.“ Pfarrer Eichner, der Missionsbeauftragte im Evangelisch-Lutherischen Dekanat Augsburg, nannte die „Informationen aus erster Hand“, die Pfarrer Dr. Sing in Augsburger Gemeinden gab, „die beste Einstimmung für unsere am 22. Mai beginnende Ausstellung zum Thema Weltmission und Entwicklungshilfe“.

Walter Scheidler



Mission als weltweite Zusammenarbeit

Frieder Bredt ist Agrar-Ingenieur. Auf dem Bild spricht er mit Pfarrer Mulowa von der evangelischen Gemeinde im südlichen Karibatal in Zambia, dem nördlichen Nachbarstaat Rhodesiens.

Frieder Bredt ist von der Gossner Mission nach Zambia geschickt worden. Er soll den Menschen helfen, auf ihrem Acker so viel zu ernten, daß sie davon leben können. Die Gemeinde von Pfarrer Mulowa hat ihn zu ihrem Schatzmeister gewählt, ihn in die Provinzsynode als ihren Laienvertreter geschickt, und schließlich auch in die Landessynode. Nachdem er schon jahrelange in der Gemeinde aktiv war, haben ihn die schwarzen Christen gebeten, gelegentlich im Gottesdienst zu predigen.

Frieder Bredts Situation ist typisch für die Mission in unseren Tagen. Fast überall in der Welt gibt es einheimische Kirchen mit ihren eigenen Pfarrern, Kirchenleitung und auch mit ihren eigenen Missionaren. Diese Kirchen planen ihre Angelegenheiten selbst, bitten jedoch immer wieder um Hilfe aus Europa: um Geld und um Mitarbeiter, die bestimmte Aufgaben übernehmen.

Diese Kirchen möchten gern, daß wir gemeinsam mit ihnen arbeiten. Sie möchten sich allerdings nicht mehr von uns vorschreiben lassen, was sie und wie sie es tun sollen. Sie möchten gern von uns lernen, aber zugleich erwarten sie, daß auch wir von ihnen lernen. Sie kritisieren uns mitunter heftig. Aber sie trennen sich nicht von uns.

Gemeinsame Aufgaben bei der Ausbreitung des Evan-

geliums gibt es übergenug. Nicht nur in Übersee, sondern auch hier bei uns leben unzählige Menschen, in denen der Glaube an Jesus Christus geweckt werden muß. Unsere Mitchristen aus anderen Kontinenten fragen uns nicht nur, was wir für die Ausbreitung des Glaubens in Europa tun. Sie fragen uns auch, was wir dagegen tun, daß europäische Christen die Menschen in anderen Erdteilen betrügen, aussaugen, umbringen, verleumden und verführen, und wo sie von ihren eigenen Landsleuten, die übermäßige Macht in ihren Händen halten, ebenso mißbraucht werden, erwarten sie von uns, daß wir ihnen zur Seite stehen.

Es ist vielleicht typisch für mich als Europäer, daß mir erst ganz zum Schluß einfällt, daß die Christen aus al-
ler Welt sich auch mit uns zusammen freuen, Gott loben und seinen Geist in unserer Mitte erfahren wollen. Solche Gemeinschaft ist ein wichtiges missionarisches Zeugnis.

Mission als Ausbreitung des Glaubens an Jesus Christus ist heute die gemeinsame Aufgabe aller Christen auf der Erde. Was können wir dazu beitragen? Wo liegen unsere nächsten Aufgaben? Was können wir mit Christen anderer Länder gemeinsam tun? Was können wir von ihnen lernen? Siegwart Kriebel

~~... SPÄTERHEITSKRISSE~~ KUNNTE dann vielleicht ein Überlegenheitsgefühl entwickeln, das die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Ursachen der Armut übersieht.

R. E.



Skandal – Kind im Stall geboren

Vieelleicht würde unter dieser Überschrift heutzutage eine Zeitung über die Geburt in Bethlehem berichten. Vieelleicht würde sie auch gar nichts darüber schreiben, weil den Reportern und Redakteuren das Ereignis viel zu unbedeutend, viel zu wenig sensationell erschiene. Denn es ist ja wirklich kein Einzelfall, daß Kinder in ärmlichsten Verhältnissen geboren werden, in Strohhütten, Schuppen, Notzelten, Baracken.

Warum nicht in einem Stall? In unseren mitteleuropäischen Städten ist das wohl selten und vielleicht sogar eine Schlagzeile wert, aber in anderen Gegenden, in Ländern, wo der Wohlstand nicht so üppig blüht wie bei uns, ganz gewiß nicht.

Und so war es damals ja schließlich auch. Diese Geburt war für die Umwelt dieser Zeit ganz und gar nicht sensationell. Sie war so alltäglich, daß die Evangelisten Markus und Johannes nichts darüber schreiben.

Sensationell ist daran etwas anderes. Man könnte es so ausdrücken; in einer Frage: Was hat Gott sich eigentlich dabei gedacht, seinen Sohn, d. h. seinen Vertreter oder Bevollmächtigten in dieser Welt, als kleines Kind kommen zu lassen? Als kleines, hilfloses Kind, noch dazu in so ärmlichen Verhältnissen. Kein Glanz, keine Macht, kein Prunk, nicht einmal eine Sensation. So werden keine Helden geboren, keine Könige, schon gar nicht Gottessöhne. Die Menschen der Alten Welt kannten sich da aus. Helden gab es genug, z. B. bei den Griechen. Und deren Geburt war immer dramatisch – besonders Göttersöhne gab es reichlich bei Griechen und Ägyptern. Deren Geburt geschah keineswegs am Rande, unauffällig. Die Leute erwarteten

etwas. Das Besondere gehörte dazu, wenn die ganze Geschichte ernst genommen werden sollte. Was hat Gott sich dabei gedacht, das alles in den Wind zu schlagen?

Statt dessen hat er die Niedrigkeit, die Unauffälligkeit, die Macht- und Glanzlosigkeit gewählt und daraus dann seinen Anspruch erhoben. Diesen Anspruch: Ich bin der Heiland, der Retter der Welt. In nichts war dieser Anspruch äußerlich vorbereitet oder unterstrichen. Alles deutet daraufhin: klein, unbedeutend, nicht der Rede wert.

Und dann der Anspruch: Ich, Jesus, der Retter, ich, das Heil, auf das die Menschen warten. Die Reaktion später war dann ja auch entsprechend: Anmaßung, Volksverführung, Gotteslästerung. Aus. Der Fehler Gottes vom Anfang an? Nein, ganz im Gegenteil. Wir können sehen: Die Machtlosigkeit ist die Stärke des Menschen; wir können leben, ohne uns bekämpfen zu müssen. Die Unauffälligkeit ist der Glanz des Menschen: wir können leben, ohne zum Mittelpunkt drängen zu müssen. Die Kleinheit und Armut ist der Reichtum des Menschen: wir können leben, ohne immer mehr haben zu müssen.

Die Unauffälligkeit, die Alltäglichkeit der Geburt Jesu ist kein Fehler Gottes. Wenn wir daraus eine Sensation machen, verkehren wir alles ins Gegenteil. Die Sensation ist, daß gerade darin der wirkliche Mensch gezeigt wird und sich der wahre Gott offenbart. Für alle erreichbar.

Christian Wossidlo

T E X T
ausstellung - tag

für die Ausstellungs - Tafel des
Berliner Missionswerkes:

GOSSNER MISSION

Zur Ablage
Aktenplan-Nr. 622
Datum 25.2.77
Handzelchen *Die*

I N D I E N

Die Evangelisch lutherische Gossnerkirche in Indien ist seit 1919 selbständig. Etwa 200 Missionare werden von dieser Kirche ausgesandt, um die Botschaft vom Gott der Liebe bekannt zu machen. Wir helfen bei dieser vielfältigen Arbeit.

N E P A L

Wir sind Mitglied der "Vereinigten Nepal Mission". Missionare von 34 Gesellschaften aus 13 Ländern versuchen gemeinsam, den Nepalesen Jesus Christus bekannt zu machen durch Wort und Tat.

Z A M B I A

Mit der Regierung haben wir einen Vertrag abgeschlossen. Am Kariba-Stausee soll den Tongas die früher am fruchtbaren Zambesi-Ufer gewohnt haben, geholfen werden, eine neue Existenz zu finden. Wir tun das in Zusammenarbeit mit der United Church of Zambia.

Die

Oekumenische Studiengruppe in Sambia

Begegnung mit dem Gossner Service Team

Aus der Region Lüdinghausen machte sich eine 14-köpfige Studiengruppe des ökumenischen Kreises „Gerechtigkeit und Frieden“ nach Sambia auf. Man folgte einer Einladung des Erzbischofs Emanuel Milingo, die dieser während eines Besuchs in Lüdinghausen ausgesprochen hatte. Die evangelischen Teilnehmer der Gruppe hoffen, Kontakt zu einer Gemeinde der United Church of Sambia herstellen zu können. Von den vielen Eindrücken, die die Gruppe mit heimbrachte, haben wir den folgenden Bericht des ehemaligen Lüdinghausener Pfarrers Bartens ausgewählt.

Als wir auf unserer Sambiareise ins Gwembetal fuhren, um das Gossner-service-team zu besuchen, verfolgte mich die Frage, warum eine Missionsgesellschaft den Entwicklungsdienst auf ihre Fahnen schreibt, ohne an die Evangelisation der Bevölkerung zu denken. Im Verlauf unserer Reise entdeckte ich, daß es kaum einen Platz in dem von uns bereisten Gebiet gab, wo nicht christliche Verkündigung angeboten wurde. Diese Arbeit wurde jedoch ausschließlich von Zambianern geleistet. Zambia ist ein zu 25 % von Christen bewohntes Land (etwa je zur Hälfte katholischer und reformierter Konfession), so daß man jedenfalls für das Gwembetal sagen kann: überall hat die christliche Kirche der Einheimischen die Möglichkeit, zu missionieren. Diese Arbeit, die tatsächlich getan wird, ist aber eher unserer europäischen Volksmissionsarbeit und kirchlichen Unterweisung zu vergleichen.

Schulen mit Schlafhäusern

Die zambianische Regierung macht gewaltige Anstrengungen, um die Bevölkerung zu alphabetisieren. Sie errichtet auch in den abgelegenen Landstrichen Volksschulen (Primarschulen = 7 Schuljahre). Diese Schulen sind Schlafhäuser angeschlossen. Die Kinder vom 8. bis 15. Lebensjahr, die in einem Umkreis von etwa 20 km dieser Schulen wohnen, kommen sonntags nachmittags, mit Verpflegung bis zum nächsten Freitag versehen, zum Schulort, um dort unterrichtet zu werden. Sie tun sich zu Gruppen zusammen, um sich selbst zu verpflegen und zu versorgen. Am Vormittag findet der Schulunterricht statt, zu dem auch eine Stunde Gartenbau am Nachmittag gehört. Die Freizeit der Kinder nutzt die Kirche (United Church of Zambia) aus, um sie in einer Art „Jungschar“ zu sammeln. Sie werden von ausgebildeten Jugendarbeitern bzw. Jugendarbeiterinnen täglich betreut. Zum Stoffplan gehört der tägliche Bibelunterricht, gemeinsames Singen, Spielen, Musizieren (Trommeln) und Lebendigerhaltung des Tanzes. Denn der Tanz hat eine volksverbindende Gemeinschaftsfunktion. Die Jugendleiter werden für ganz Zambia in Mindolo bei Kitwe, einer Stadt im Kupfergürtel, ausgebildet. Dort werden auch die Mitarbeiterinnen der „Kirche auf Rädern“ zu Sozialarbeiterinnen ausgebildet. Diese veranstalten an den Schwerpunktorten, wo eine Schule und zumeist dann auch eine Kirche vorhanden ist, Viermonatskurse mit je 40 Teilnehmerinnen (meist junge Mütter) in Hauswirtschaft, Ernährungslehre, Kinderpflege, Nähen und Gartenarbeit.

Erwachsenenbildung unter den Tonga

Die Gossner Mission mit ihrem service-team steigt also sozusagen in die Erwachsenenbildung ein, indem sie versucht, durch Anleitung zur selbstverantwortlichen Arbeit Bewußtseinsbildung zu treiben. Sie hat – vertraglich mit der Regierung geregelt – 2 Bewässerungsprojekte zu begleiten und zu beraten, zur Bauweise von festen Häusern – von der Herstellung der Ziegelsteine

bis zum fertigen Haus – anzuleiten. Die fast unüberwindliche Sperre bei den Tonga-Handwerkern besteht darin, daß sie nur im Auftrag arbeiten, jedoch schwer zu bewegen sind, Gebrauchsgegenstände auf Vorrat herzustellen. Das wirkt sich in der Landwirtschaft in der Weise aus, daß mit Eintritt der Regenzeit und somit der Feldbestellung der hohen Nachfrage nach Pflugscharen nicht nachgekommen werden kann, weil der Auftragsberg in dieser Stoßzeit nicht zu bewältigen ist. Damit bleibt zwangsläufig die Feldbestellung im Rückstand.

Palaver am Anfang

Im Unterschied zu allen sonstigen Projekten, die in Zambia entwickelt werden, hat sich das Gossner Service Team ausbedungen, daß von Anbeginn an das Projekt von Zambianern des Tonga Stammes geleitet und verantwortet wird. Die Gossner Leute treten also hauptsächlich als Begleiter und Berater der Objekte in Erscheinung. Ihr Ziel ist, die Zambianer zur Selbstverantwortung ihrer Arbeit zu bringen und den Unternehmungsgeist zu wecken. Man ist bemüht, keine Arbeit in Angriff zu nehmen, die den Einheimischen nicht einsichtig ist. Daher wird jede neue Einrichtung oder eine neue Arbeit vor ihrer Inangriffnahme solange in Palaver besprochen und erläutert, bis die Einsicht in die Notwendigkeit dieses Vorhabens gekommen ist. Im Gespräch mit den Mitarbeitern des Gossner Service Teams fiel einmal eine beachtenswerte Bemerkung: „Das meiste haben wir aus unseren Fehlern gelernt.“

Theologe gesucht

Nicht Humanität, nicht Idealismus, sondern die Liebe Christi „die uns dringt“, muß als der Antrieb dieser Arbeit deutlich werden. Das heißt: theologische Reflektion muß die Arbeit begleiten. Darum ist zur Ergänzung des Service Teams ein Theologe nötig, der einerseits mit den Mitarbeitern diese Arbeit von theologischer Sicht her begründet und andererseits sie den Einheimischen gegenüber verdeutlicht. Zu diesem Zweck muß er die Tongasprache beherrschen. Als weitere Aufgabe hätte er die Mentalität der Tonga zu erforschen, deren religiöse Anschauung zu erkunden, das Emotionale im Verhalten der Tonga zu ergründen. Diese Arbeit würde dazu beitragen, den wohl auf Mißverständnissen beruhenden Widerspruch zwischen kirchlichem Entwicklungsdienst und missionarischer Evangelisation zu beseitigen unter der christlichen Devise: „Nur der Glaube ist glaubwürdig, der in der Liebe tätig wird“. Das würde auch dem ganzheitlichen Denken der Tonga den Weg des Evangeliums ebnen. Barten



SCHLAGZEILEN

KEINE KATHOLISCHEN PATEN BEI EVANGELISCHEN KINDERN

In der Evangelischen Kirche von Westfalen wird es auch in Zukunft nur evangelische Paten bei der Taufe eines Kindes geben. So heißt es im Kommuniqué nach der Sitzung der Kirchenleitung am 2. Oktober in Bielefeld.

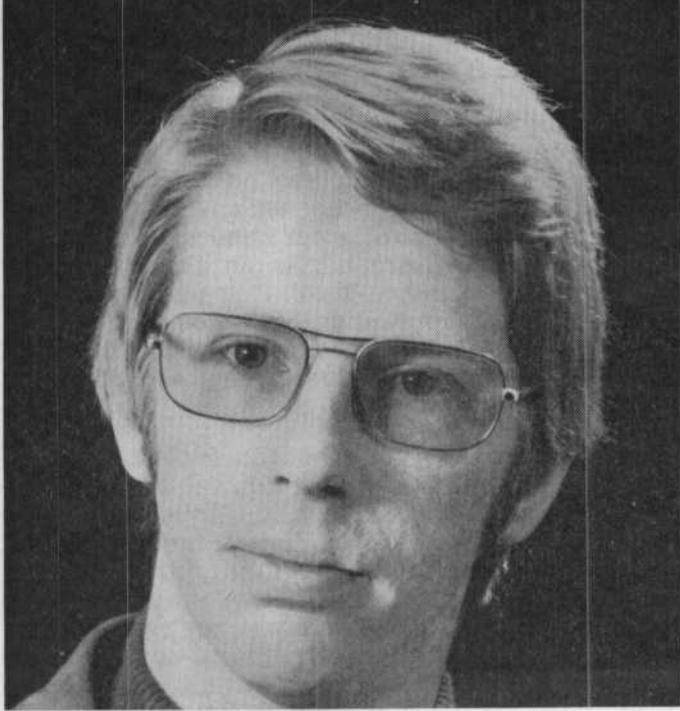
Die Kirchenleitung hat dem Kreissynodalvorstand des Kirchenkreises Münster ein Gutachten des Theologischen Ausschusses der westfälischen Landessynode übermittelt. Sie hebt dabei besonders hervor, daß „in der Taufe die Kirchenzugehörigkeit im Sinne der Hinnahme in eine ganz bestimmte, durch ihr Bekenntnis ausgewiesene Kirche vollzogen“ werde. Das Patenamt sei keine Privat- und Familienangelegenheit, sondern wurzele in der Gemeinde und müsse als Amt in der Gemeinde sichtbar werden. Das ökumenische Miteinander der Kirchen, dessen sich die Kirchenleitung dankbar bewußt ist, könne nicht durch Preisgabe der jeweiligen konfessionellen Identität gefördert werden. Die Kirchenleitung unterstreicht die Feststellung des Theologischen Ausschusses: „Der vom Paten zu leistende christliche Erziehungsbeitrag zielt auf die Familie als eine Gemeindezelle. Die Paten sind dafür Gemeindehelfer. Sie sind darum an die Grundzüge dieser Gemeinde gebunden. Die konfessionelle Bindung des Patenamtes ist funktional notwendig. Für den evangelischen Christen ist diese konfessionelle Bindung nicht schwerer erkennbar als für den römisch-katholischen.“

KOLLEKTE FÜR LAMBARENE

18 000 Mark sind das Ergebnis des Erntedankfestes der münsterschen Friedenskirchengemeinde, das nun zum fünften Mal zugunsten des Albert-Schweizer-Hospitals in Lambarene durchgeführt worden war. Prof. Dr. Dr. Hermann Mai, Vorsitzender des Deutschen Hilfsvereins und als Kinderarzt viele Monate unentgeltlich in der Kinderklinik in Lambarene tätig gewesen, will diese Summe für die Anschaffung eines neuen Lepramedikamentes verwenden.

BAHNHOFSMISSION ALS SCHALTSTELLE FÜR VIELE HILFSDIENSTE

Die Evangelische Bahnhofsmission in Münster hat im letzten Jahr in über 11 000 Fällen Hilfe geleistet. Darunter waren Dienstleistungen für alleinreisende Kinder und alte Menschen, für Behinderte und Ausländer, die besonders wegen ihrer mangelnden Sprachkenntnisse Schwierigkeiten hatten, für Rentner aus der DDR und Fahrschüler. Besondere Sorge bereiten den Helferinnen und Helfern, die zusammen mit der Katholischen Bahnhofsmission in einem 24-Stunden-Dienst zur Verfügung stehen, arbeitslose Jugendliche und Nichtseßhafte, Straftätskene, Suchtkranke und psychisch Kranke, die in der Anonymität des Bahnhofs ein Dach, Wärme und die Nähe anderer Menschen suchen. An die Besucher der Bahnhofsmission wurde 3 198 mal warmes Essen ausgegeben – das katholische Franziskushospital ermöglicht diese Hilfe –, 1 282 mal wurde gebrechlichen Menschen und 3 676 Kindern beim Umsteigen geholfen. Der wichtigste Dienst aber ist die Beratung der Hilfesuchenden und die gezielte Weiterleitung an soziale und karitative Stellen. Immer mehr erweist sich die Bahnhofsmission als Schaltstelle des umfassenden Hilfsdienstes, der den Menschen in den verschiedensten Notlagen angeboten wird.



Stabübergabe in Lüdinghausen

Pfarrer König stellt sich vor

Sich als „Neuen“ vorstellen zu sollen, wenn man sich schon fast als Einheimischer fühlt, ist gar nicht so einfach, wie es zunächst erscheinen mag. Denn inzwischen sind es beinahe vier Jahre her, daß ich – damals als frischgebackener Vikar – nach Lüdinghausen kam; und in dieser Zeit haben sich, auch über die Gemeindegrenzen hinaus, etliche Kontakte ergeben.

Mein Heimatort ist Burgsteinfurt. Dort wurde ich 1946 geboren. Und dort ging ich 13 Jahre lang, bis zum Abitur, zur Schule.

Meine Studienzeit verbrachte ich in Münster und Tübingen. Neben der Theologie und der Philosophie habe ich mich vom 1. Semester an mit der Psychologie beschäftigt. Lange Zeit stand es für mich fest, daß ich – nach meiner praktischen Ausbildung – wieder an die Universität zurückkehren würde.

Insofern änderte sich für mich vieles, als ich nach bestandenem Ersten Examen im Frühjahr 1972 nach Lüdinghausen kam. Pastor Barten hatte sich auf gutes Zureden des Landeskirchenamtes in Bielefeld bereiterklärt, vor seiner Pensionierung noch einen 23. Vikar auszubilden.

In Pastor Barten bekam ich einen Vikariatsvater, wie man ihn sich besser nicht wünschen konnte. Vor allen Dingen hatte er, sooft ich ihn brauchte, Zeit für mich.

Während meiner halbjährigen Ausbildung im Predigerseminar in Soest war ich dann eine Zeit lang in Hamm als Krankenhausseelsorger tätig. Gleichzeitig nahm ich an einem längeren CPT-Kursus (Clinical Pastoral Training) teil, in dem ich u. a. in Gesprächsführung ausgebildet wurde.

Und diese Verbindung von Theologie und Psychologie in der Praxis, d. h. in der Einzelberatung am Krankenbett oder am Telefon oder beim Hausbesuch, war es, die die Entscheidung zwischen Universität oder Gemeinde zugunsten der letzteren ausfallen ließ.

Da ich mich inzwischen in Lüdinghausen gut eingelebt hatte, stimmte ich der Bitte des Presbyteriums gern zu, nach dem Zweiten Examen Nachfolger Pastor Bartens zu werden. Inzwischen bin ich in Lüdinghausen ordiniert und in die 1. Pfarrstelle eingeführt worden und bin hier, trotz vieler Arbeit, sehr gern.

Herrn Springborn
Berliner Sonntagsblatt
Konsistorium

23. 6. 75

1 Berlin 21
Bachstr. 1 - 2

Lieber Herr Springborn,

beiliegend der eben telefonisch angemeldete 'Zwischenruf'.
Vielleicht können Sie ihn gebrauchen.

Mit freundlichen Grüßen,

D. Friederici

(Dorothea H. Friederici)

Zur Ablage
Aktenplan-Nr. 622
Datum 23. 6. 75
Handzeichen D. Friederici

Zwischenruf.

Aktion: Ich freue mich !

Heute hab ich's wieder gehört, das Wetter ist unerträglich. Eine bekannte Zeitung schreibt vom "Todeswetter", weil's heiß ist und ab und zu ein Gewitter kommt.

Vor 14 Tagen war's Wetter auch unerträglich. Und bekannte Zeitungen sprachen von einer Wetter-Katastrophe, weil's kalt war und regnete.

Fragt man sich da nicht, wie denn das Wetter wohl sein soll ? Das Sprichwort sagt: "Ein Sommerregen ist erfrischend, ein Regensommer unerträglich". Aber hört man auf die Menschen in unserm Lande, so stimmt das auch nicht. Sommerregen sind Todeswetter und Regensommer Katastrophen.

Am liebsten wär's wohl vielen, wenn's immer gleichbleibend wäre, das Wetter. Nicht heiß, nicht kalt, nicht trocken, nicht naß. Aber wirklich, wär's dann wohl besser ? Vermutlich wäre auch das schrecklich, und eine Überschrift in dicken Buchstaben gäbe es auch dann.

So ist das eben mit den Menschen. So ganz richtig zufrieden ist man nie. Geht's uns schlecht, schimpfen wir, geht's uns gut, heißt's gleich, es ginge zu gut, und also wird geschimpft. Ist jemand unhöflich zu uns, so beschweren wir uns. Ist aber jemand sehr höflich, so werden wir mißtrauisch. - So richtig freuen kann man sich eigentlich selten, weder über den Sonnenschein, noch über unsern Wohlstand (und der ist doch noch immer beträchtlich), noch über nette Menschen.

Wie wär's mit einer Aktion: "Ich freue mich" ? Ich meine das so: Wenn Sie das nächste mal stöhnen wollen, weil's so heiß ist, dann schlucken Sie den Seufzer runter und sagen statt dessen: "Herrlich, richtiger Sommer !" Und wenn Sie das nächste mal feststellen, daß wieder etwas teurer geworden ist, dann denken Sie mal an all die Sachen, die Sie sich trotzdem leisten können. Und wenn Sie das nächste mal einem typischen Brummer (auch Miesmacher genannte) begegnen, dann sind Sie besonders froh und freundlich.

Wenn Sie mitmachen bei dieser Aktion und Ihre Freunde auch usw., Mal sehen, ob dann nicht bald wenigstens jeder zweite Berliner sagt: "Ich freue mich".

Wirklich, es ist nämlich herrliches Sommerwetter, und uns geht's gut, und so schlecht sind die Menschen auch nun wieder nicht.

Den Tongas in Zambia Hilfe zur Selbsthilfe bringen

Mitarbeiter der Goßner-Mission berichteten in zwei Wolfsburger Gemeinden / Kinder aßen Maisbrei

W o l f s b u r g . Vier Tage lang waren zwei Mitarbeiter der Goßner-Mission in Wolfsburg, um in der Martin-Luther-Gemeinde und in der Heilig-Geist-Gemeinde von ihrer Arbeit in Zambia zu berichten. An einem Gemeindeabend, im Frauenkreis und in der Kindergruppe haben Pastor Siegwart Kriebel und der Landwirt Frieder Bredt erzählt und Dias gezeigt, mit den Kindern haben sie sogar einen Maisbrei gegessen — Mais ist das Hauptnahrungsmittel in Zambia.

Die Goßner-Mission, die unter den Missionsgesellschaften schon immer eine besondere Stellung hatte, hat in Zambia zum ersten Mal einen Vertrag mit der dortigen Regierung abgeschlossen, an einem Entwicklungsprojekt am Kariba-Stausee mitzuwirken. Vor fünf Jahren ist das erste Team ausgereist und hat seine Arbeit im Gwembe-Tal aufgenommen.

Die Tongas, die Bewohner des Gwembe-Tales, mußten vor etwa 20 Jahren durch den Bau des Kariba-Stausees umgesiedelt werden. Sie hatten bis dahin an den Ufern des Sambesi gelebt, einem Land, das genügend Wasser hatte und sie ausreichend ernährte. Nun mußten sie ihre Dörfer verlassen und in höher gelegene Gebiete ziehen, hier war der Boden schlechter und trockener, die Tongas konnten ihr Land nicht mehr bestellen, wie sie es seit Jahrhunderten getan hatten, und es kam zu großen Hungersnöten.

Die Regierung von Zambia hatte schon einige Hilfsprogramme für die Bewohner entwickelt, die aber leider alle zum Scheitern verurteilt waren. Etwa fünf Jahre lang versuchten die Tongas es mit dem Fischfang im Kariba-Stausee, aber dann reichten die Fischvorkommen nicht mehr aus. Sie begannen mit staatlicher Unterstützung mit der Rinderzucht, nach wieder etwa fünf Jahren kam die Tsetse-Fliege, die den ganzen Viehbestand vernichtete. Jetzt riet die Regierung der Bevölkerung, mit der Baumwollzucht zu beginnen. Die

Bewohner waren aber schon zu müde geworden, um noch einmal von vorn anzufangen — das war die Situation, die das erste Service-Team der Goßner-Mission 1970 vorfand.

Es war nur zu verständlich, daß die Goßner-Mitarbeiter nicht sofort mit offenen Armen empfangen wurden. Nur allmählich gelang es der Gruppe, die aus sieben Leuten bestand, Vertrauen zu gewinnen. Zuerst einmal begann die Goßner-Mission mit einem Bewässerungsprojekt, das den Menschen die Möglichkeit geben sollte, ihre Felder wieder zu bestellen. Darüber hinaus entwickelten sich dann aber auch noch eine Reihe anderer Aktivitäten. Eine Schneiderei wurde eingerichtet, in der einige Zambianer nähen lernten, eine andere Gruppe lernte Ziegel aus Lehm zu brennen, die nun als Baumaterial dienen. Die Tonkrüge, die bisher nur für den eigenen Bedarf hergestellt wurden, werden jetzt auch in der Hauptstadt Lusaka verkauft. Auf diese Weise sind viele neue Erwerbsquellen erschlossen worden, die das Leben der Tongas etwas mehr sichern.

Die Absicht der Goßner-Mission ist es, die Menschen in Zambia immer mehr zur Selbständigkeit zu bringen, damit sie möglichst bald in der Lage sind, sich selbst zu helfen.



Nur langsam lernen die Tongas in Zambia, daß sie mehr ernten müssen, als sie selbst verzehren. Hier bringen einige Bauern ihre Früchte auf die Waage, um mit ihnen Handel zu treiben. Mit den erzielten Gewinnen müssen sie einen Beitrag zur Entwicklung ihrer Dörfer leisten: eine bessere schulische Versorgung, der Ausbau des Gesundheitsdienstes, bessere Verkehrsverhältnisse sind das wichtigste.

Zu Besuch bei Christen in Indien und Nepal.

Am Montag, dem 28. Oktober 1974 verschwand die Boeing nach dem Start auf dem Bremer Flughafen im regentrüben Wolkenhimmel. Vier Ostfriesen hatten die erste Etappe einer Reise nach Indien und Nepal angetreten, zu der die Gossner-Mission in Berlin eingeladen hatte. Auf dem Frankfurter Flughafen versammelten sich die übrigen Mitglieder der 25 köpfigen Reisegesellschaft, um von Herrn Missionsdirektor M. Seeberg und Frau D. Friederici letzte Informationen zu erhalten. Die Flugkarten waren uns früh genug zugeschickt worden und ließen uns etwas vom Geheimnis der Ferne ahnen. Auch die Impfscheine über Pocken-, Cholera- und Typhusschutz waren in Ordnung. Also konnte nach der routinemäßigen Durchsuchung nach Waffen der gewaltige Jumbo Jet der Air India gegen 14.00 Uhr besetzt werden. Eine eigenartig indische Atmosphäre umfing uns schon hier in diesem Riesen vogel: Die Motive und Muster auf den farbigen Innenausstattungen, die dunkelhäutigen Inder, meist europäisch gekleidet, aber hier und da mit einem prächtigen Turban auf dem Kopf, die bunten Saries der Frauen, plärrende Säuglinge, Milchflaschen und Windeln schwenkende Stuardessen...

Mit dieser erstaunlich großen und bunten Gesellschaft an Bord rollte die Maschine an den Start und erhob sich zur Verwunderung dessen, der zum ersten Mal auf dem Sitz eines Apparates von solchen Dimensionen angeschnallt saß, in die Luft. Wir waren über den wolkenverhängten Alpen schon in großen Höhen und flogen in schnellem Tempo südwärts über Italien, über das Mittelmeer, an dessen Horizont die Sonne glutrot unterging, nach Beirut im Libanon. Kurzer Aufenthalt in der schwülen, benzingeschwängerten Luft des von zahlreichen Lampen erhellten Flugplatzes, dann Weiterflug durch den klaren Nachthimmel über die Erdölfelder von Kuweit in Richtung Bombay. An Schlafen war kaum zu denken. Man döste wohl ein wenig in seinem zurückgestellten Sitz. Aber die Fülle neuer Eindrücke und ungewohnter Geräusche ließ einen immer wieder wach werden.

Nach der Landung in Bombay im Morgendunkel bekamen wir schwitzend das veränderte Klima zu spüren. Und dabei ist die Zeit Ende Oktober nach dem großen Regen verhältnismäßig angenehm. Ungemütlich ist es für einen Europäer in der heißen Jahreszeit, wenn die Temperaturen auf über 45 Grad ansteigen und in den Sommermonaten während des Monsuns. Während der

etwa vierzehntägigen Reise durch Indien haben wir immer schönsten Sonnenschein vom strahlend blauen Himmel gehabt. Nach dem Start im Morgengrauen in Richtung Delhi konnten wir das unbekannte Land aus der Höhe besichtigen. 1 Es ist natürlich ein Unterschied, ob man in etwa 5000 m Höhe über den Problemen eines großen Landes schwelt, in einem bequemen Sessel sitzend und von einer freundlichen Stewardess verwöhnt...oder ob man sich etwas mühsam auf eigenen Füßen durch das Menschengewühl einer staubigen Straße bewegt. Wie es unten aussieht, haben wir hernach auch erfahren.

Delhi. Auf dem Flughafen freundlicher Empfang durch Schwester Ilse Martin, die als "alteingesessene" Kennerin von Land, Leuten und Sprache die Betreuung der Reisegruppe übernommen hat. Sie hat uns in manchen Verlegenheiten geholfen und war immer guter Laune. Empfang im "Hotel Ranjit". Man wundert sich über die zahlreichen z.T. bunt uniformierten Angestellten, die eifrig das Gepäck tragen, Türen öffnen, jedem Wink folgen und für ihre Bemühungen selbstverständlich auch entsprechende Trinkgelder erwarten. Die Empfangshalle ist vornehm eingerichtet; an den Korridoren links und rechts Boutiquen mit den schönsten kunsthandwerklichen Sachen. Wir bekommen unsere Zimmer zugewiesen, nehmen die Gelegenheit zum Geldumtausch für die Stadtrundfahrt am Nachmittag wahr und versuchen, die Fülle neuer Eindrücke ein wenig zu verarbeiten. Dazu gehört auch das typisch indisch-gewürzte Mittagessen. - Es würde zu weit führen, die Sehenswürdigkeiten Delhi's zu beschreiben. So eindrucksvoll manche Baudenkmäler der Hauptstadt Indiens auch sein mögen, "interessanter" und meist beklemmender ist für den Besucher aus Deutschland das Leben und Treiben auf den Straßen dieser Stadt. Es verschlägt einem den Atem und man weiß nicht, wohin man zuerst blicken und hören soll. Diese schroffen Gegensätze! zwischen Elendester Armut, dieses Hausen in Papp-, Blech-, Bretterhütten, in lumpigen Zelten neben einer primitiven Feuerstelle, Kinder, Eltern, Großeltern... daneben Verwaltungs-, Bankhochhäuser, glänzend glänzende Geschäfte, auf den Straßen Autos, Busse, Kühe, Rikschas, wimmelige Fußgänger, Radfahrer, Bettler, Stimmengewirr, unaufhörliches Hupen...Man kann es nicht beschreiben; man muß es mit eigenen Augen gesehen, mit seinen Ohren gehört haben. Kein Wunder, daß Diebstahl, Raubüberfälle und Korrup-

tion an der Tagesordnung sind, wie "Michael", der indische Fremdenführer, auf Anfrage bestätigt. Trotz großer Anstrengungen ist die Regierung mit diesen Problemen nicht fertig geworden. Ihre Bemühungen werden erst dann erfolgreich sein, wenn Arbeitslosigkeit und Hunger beseitigt sind. ~~Die Aussicht für Eine bessere Zukunft sind nicht in Aussicht~~ ^{ist} ~~günstiger geworden~~. Eher ist das Gegenteil der Fall. Man muß sich fragen, wie lange die Parias in diesem Lande ihr Dahinvegetieren unter dem Existenzminimum mit stoischem Gleichmut ertragen.

Und überall ist es das gleiche Bild; auch in Agra, das wir am nächsten Tage besuchen, um das berühmte Taj Mahal und Red Fort zu besichtigen. Welch ein Aufwand aus der Zeit der Groß-Mogule neben dem erschütternden Elend vor den Eingangsportalen! -

Am Donnerstag, dem 31. Oktober, Weiterflug von Delhi über Benares nach Patna, der Stadt inmitten riesiger Reisfelder. Eigentlich sollte ~~der~~ ^{Maschine} Flug uns nach Ranchi bringen, aber in Patna endete die Flugreise. Was nun? Manchmal geht es nur mit Improvisation und einer guten Portion Humor. Man kann sich denken, daß der improvisierte Bus nicht sehr vertrauenerweckend aussah. Er brachte uns zum Essen in die Stadt. Am Spätnachmittag starteten wir mit einem anderen nicht viel besseren Vehikel zur Reise nach dem etwa 500 Km entfernten Ranchi. Es war eine abenteuerliche Nachtfahrt durch verstreute Dörfer mit offenen, von Kerzen oder Glühlampen erhellten Hütten, in Decken eingehüllten schlafenden Gestalten neben der Straße, mit einem verwegenen Steuermann, der die Busgesellschaft am nächsten Morgen gegen 5 Uhr etwas durchgeschüttelt aber wohlbehalten in Ranchi ~~ab~~ lieferte. Viel Zeit zum Ausruhen hatten wir nicht, weil man in der Gossner-Kirche alles für unsern Empfang vorbereitet hatte. Trotz unserer Verspätung war es ein großartiger, überwältigender Empfang: Hunderte festlich gekleideter Christen hatten sich vor dem Eingangstor zum Compound eingefunden, eine bunte Schar, darunter auch neugierige Hindus; Trommelklänge, gemischt mit den eigenartig rhythmischen Melodien der Baghans, Blumenkränze für die Gäste, Wasserkrüge und Schalen zum Waschen der Hände, tanzende Mädchen in farbenfrohen Saries... es war ein fröhlicher Triumphzug, der uns in die Kirche geleitete. Nachdem sich das Menschengewimmel etwas beruhigt hatte, begrüßten uns Vertreter der Gossner-Kirche. Sie bezeugten uns ihre Freude über den Besuch. Und wir haben

mit unserm Dank die Grüße deutscher Christengemeinden an die Schwestern und Brüder in Indien ausgerichtet. Dolmetscher war der Präsident der Gossner-Kirche Dr. Paul Singh, der uns auch auf den vielen Reisen der nächsten 6 Tage in die ~~XXXXXX~~ Gemeinden begleitete. - Am Nachmittag trafen sich kirchliche Mitarbeiter und Reisegruppe in gemütlicher Tee-runde, um sich vorzustellen und etwas kennen zu lernen. Das Programm in Ranchi war randvoll ausgefüllt mit Besuchen und kirchlichen Veranstaltungen. Erwähnt sei der Besuch des Gedenkgottesdienstes am 2. November zur Erinnerung an die Ankunft der ersten 4 von Gossner entsandten Missionare. Der Gottesdienst fand schon früh morgens vor dem Haus des Kirchenpräsidenten unweit des für die Missionare errichteten Denkmals statt. Hier fiel die Schar junger Männer und Mädchen auf, die sich auf den kirchlichen Schulen in Ranchi für ihren Dienst vorbereiteten. Nachmittags nahmen wir am Basar teil, der mit viel Mühe vorbereitet ~~wurde~~ und für uns manche Überraschung parat hatte. Beim Geschicklichkeitspiel um nette Preise spielten Sprachschwierigkeiten keine Rolle mehr. - Wir waren zu Besuch in der Industriestadt Jamshedpur, im TTC Fudi, in der Dispensary Takarma, wo Schwester Ilse ihren Dienst tut, in Govindpur, in Singhania und anderen Gemeinden. Man staunt, mit welcher Opferbereitschaft einige arme Dörfer ihre Kirchen erbaut haben, schlichte Gotteshäuser, deren einziger "Schmuck" Holzverzierungen im Dachgebälk und das Kreuz auf der Giebelspitze waren. Daneben sahen wir auch etwas besser bemittelte Gemeinden mit größeren Kirchen, die z.T. typisch deutsches Gepräge zeigten, weil sie deutsche Missionare als Architekten hatten. Die indischen Christen zeigten uns indes nicht nur ihre Kirchen und ließen uns nicht nur an ihren immer von vielen Hunderten besuchten Gemeindeveranstaltungen teilnehmen, sondern führten uns auch an ihre Arbeitsstellen. In den Industrieanlagen von Jamshedpur, wo wir gewaltige Schmelzöfen besichtigten und in Hatia nahe der Stadt Ranchi mit ihren vielfältigen Maschinen- und Fahrzeug-Produkten machten sie uns mit unverhohlenem Stolz auf den Fortschritt aufmerksam. Offensichtlich waren nicht nur die Besucher aus Ostfriesland ~~XXXXXX~~ beeindruckt. Unser Aufenthalt in Ranchi mit der Vielzahl von Begegnungen und Gesprächen im Rahmen der Gossner-Kirche stand ganz im Mittelpunkt der Indien-Reise. Aufschlußreich waren die Informationen von Dr. Paul Singh, ~~dem Präsidenten~~, aber auch Ge-

Gespräche mit Dr. Minjh und mit dem Ehepaar Hecker, die am theologischen Kolleg in Ranchi unterrichten. Von der Gossner-Kirche haben wir nicht nur Grüße für die Christengemeinden in Deutschland mitgenommen, sondern unauslöschliche Eindrücke. Es ist unsere Hoffnung, daß durch die Besuche in den indischen Christengemeinden der Glaube bei ihnen und uns neue Impulse erhalten hat.

Freitag, 8. November: Start mit der zweimotorigen Propellermaschine von Ranchi nach Kalkutta, der in raschem Tempo wachsenden Acht-Millionen-Stadt im Ganges-Delta. Auf dem Airport auffallend wenig Betrieb. Noch deutlicher wird die fast unheimliche Stille drei Tage später beim Abflug nach Kathmandu: Unsere Boeing von der Thailändischen Fluggesellschaft ist die einzige Maschine auf dem Rollfeld. Wo mögen die Ursachen für diese Misere stecken? Sind es bewaffnete Entführungen, Sprengstoffattentate? Alles ist hier voller Rätsel, auch die Stadt selbst. Man begreift nicht, daß in diesem Chaos menschliches Leben möglich ist. Die Kontraste haben schier unmögliche Dimensionen angenommen. Verläßt man das komfortable, vollklimatisierte Hotel zu einem kleinen Straßenbummel, ~~so~~ wirft es einen fast um. Keiner von uns wird die Stadt fahrt und die Zustände im Kali-Tempel vergessen können. Da lagen die abgeschlagenen blutigen Köpfe der Opfertiere neben den ausgemergelten menschlichen Elendsgestalten auf den Tempelstufen; da wurden Kerzen angezündet, in tiefer Versunkenheit Gebete verrichtet - und das alles in einem unbeschreiblichen Durcheinander von Blut, Schmutz und Gestank, von Mensch und Tier; da wurden aber auch zum Skelett abgemagerte Hände mit etwas Reis gefüllt; und da lag auch eine Mutter mit geschlossenen Augen, wohl mehr tot als lebendig, mit ihrem Kind an der Brust... Was wird aus dieser Stadt, wenn sie nach den Prognosen der Statistiker im Jahre 2000 etwa 16 Millionen Einwohner haben wird und damit die größte Stadt der Welt sein wird? Es gibt in dieser unmöglichen Stadt Menschen, darunter auch eine Handvoll Christen, die den Problemen nicht ausweichen. Vielleicht sind es zu wenige. Vielleicht haben sie nicht die Mittel und den Einfluß, durchgreifende und wirksame Hilfe zu leisten. Aber eine kleine Hilfeleistung ist besser als gar keine. Und so muß man immer wieder gegen die drohende Resignation angehen,

~~die jederzeit droht, wenn er sich noch nicht~~
die darin besteht, daß man sich einfach →

an die unmöglichen Zustände gewöhnt ~~hat~~. -

Am Montag, dem 11. November verlassen wir die in feuchtwarmer Hitze brütende Hafenstadt und fliegen nach Kathmandu, der Hauptstadt Nepals. Die Sicht beim Anflug über das grandiose Gebirgsmassiv des Himalaja ist ausgezeichnet. In der Ferne sind die schneebedeckten Gipfel des Gauri Sankar und Mt. Everest zu erkennen. Photoapparate werden schußbereit gemacht, denn hier ist es möglich - im Gegensatz zu den strikten Verboten indischer Behörden. Dennoch scheint in Nepal die Bürokratie prächtige Blüten zu entfalten; wir füllen Formulare am laufenden Band aus. Aber schließlich haben wir das auch geschafft. Nepal hat ein ganz anderes Klima als Indien - auch politisch. Wer den König kritisiert kommt ins Gefängnis. Als Kritik am gottgleichen Monarchen gilt bereits, wenn ein Bürger sich zum Christenglauben bekehren und taufen läßt. Die Religionen des Buddhismus und Hinduismus haben Land und Leuten ihren Stempel aufgedrückt. Hier und da findet man noch Gruppen von Animisten. Die religiöse Entwicklung hat den Hinduismus zur führenden Staatsreligion werden lassen. Nach den staatlichen Gesetzen von 1963 ist es verboten, Hindus in ihrer religiösen Überzeugung zu verunsichern und zu einem andern Glauben zu bekehren; Übertretern dieser Gesetze werden Strafen angedroht. So braucht es niemand zu verwundern, wenn an sich harmlose Bürger mit Gefängnis bestraft werden, nur weil sie den Christenglauben angenommen haben. Im Urteil der Staatsführung scheint dieser Glaube keineswegs harmlos, sondern - auch politisch - höchst verdächtig zu sein. - In Kathmandu und Umgebung (Patan, Bhadgaon) findet man eine Fülle von Tempeln und z.T. eindrucksvollen Stupas. Das Betreten ist nur Hindus erlaubt. Eine der größten Stupas in der Welt ist die mehr als 2500 Jahre alte Boudhanath Stupa mit den überdimensionalen vier Augenpaaren Buddhas, die vom ~~Thun~~ der Stupa in alle vier Himmelsrichtungen blicken "ewige Wache haltend über das Volk und seine Taten". In der etwa gleich alten Buddhisten-Stupa Swayambhunath, 2,5 Km westlich von Kathmandu malerisch auf einem hohen Hügel erbaut, konnten wir reges religiöses Leben und Treiben beobachten: Kahlgeschorene Mönche, Reis-Opfer, Drehen der vielen Gebetsmühlen; dazwischen Souvenirverkäufer; ungeniert sprangen Affen umher und huschten Ratten durch die heiligen Opfernischen,

um die den Göttern gewidmeten Lebensmittel sich selbst einzuverleiben.

Seit ungefähr 20 Jahren sind die Grenzen Nepals für Besucher aus dem Ausland geöffnet. Wir begegneten auffallend vielen deutschen Touristen, die meist mit dem Flugzeug, aber auch mit abenteuerlich ausstaffierten Autos in das Land gekommen waren. Unter ihnen trugen viele schwere Bergstiefel und Bundhosen, wahrscheinlich wollten sie im Himalaja herumklettern. Dieses sportliche Vergnügen ist nur mit staatl. Genehmigung zu haben. Einfacher ist es, ein Propellerflugzeug zu besteigen und damit bis an den Mt. Everest heranzufliegen, der unmittelbar an der Tibetanischen Grenze liegt. Leider sah man unter den Deutschen auch Hippies, die das "Hasch-Paradies" unwiderstehlich angezogen hatte. -

Seit Öffnung der Landesgrenzen sind aber auch Christen gekommen, um der in großer Armut lebenden und von vielen Mangelkrankheiten gefährdeten Bevölkerung zu helfen. Sie kümmerten sich aber nicht nur um das Gesundheitswesen, sondern auch um Schulen und Ausbildungsstätten für Lehrlinge. In der UMN, der United Mission to Nepal, in der viele Missionsgesellschaften aus der ganzen Welt zusammenarbeiten, auch die Gossner-Mission, haben wir einen Einblick in die verschiedenen Arbeitsgebiete erhalten. Schwester Ellen Muxfeld bereitet sich in einem Sprachkurs auf ihren Dienst vor, während Schwester Monika Schutzka schon seit längerer Zeit im Lande arbeitet und uns über ihre Erfahrungen berichtete, als wir über eine rohe Holztreppe in ihr bescheidenes Domizil hinaufgestiegen waren. Als einzelne "Gastarbeiter" haben sie es nicht leicht, das Vertrauen der Bevölkerung in den Gebirgsdörfern zu gewinnen.

~~XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX~~

Nach 2 Tagen verlassen wir Kathmandu und kehren nach Indien zurück. Auf dem Airport von Benares (Varanasi) übernimmt Schwester Ilse wieder die Fürsorge der Gruppe. Am Abend quälen wir uns mit einem Bus durch Menschengewühl, von tausend Kerzen malerisch erleuchteten Straßen bis an das Ufer des Ganges. Man kann nur mit Mühe den Bus verlassen und die letzten hundert Meter durch das Spalier der Bettler zum heiligen Fluß gelangen. Das Fest zu Ehren des Göttin Lakshmi hat die Leute in eine rätselhafte Aufregung versetzt. Hof-

Hoffentlich setzt der Lichtzauber nicht die zahlreichen leicht brennbaren Holzhütten in Brand! Auch Feuerwerk wird in den Nachthimmel geschossen, zerteilt sich zu buntschillernden Sternschnuppen. Man kommt sich vor wie am Silvesterabend. - Am nächsten Morgen besteigen wir bei Sonnenaufgang zwei Kähne auf dem ruhig dahinfließenden Ganges. Auf den zum Wasser herabführenden Steintreppen herrscht bereits reges Leben. Männer und Frauen steigen in die schmutzige graue Brühe, um die heiligen Waschungen vorzunehmen. Manche haben die Hände zusammengelegt, sind in tiefer Meditation versunken. Andere lassen bunte Blumenketten auf dem Wasser schwimmen. Unweit der Haupttreppe sind andere Steinstuften zu sehen, auf denen Wäsche gewaschen wird. Wir werden in unserm Kahn gemächlich am Ufer entlang gerudert, während ein indischer Fremdenführer uns in englischer Sprache alles zu erklären versucht. Manchmal erhebt sich einer aus unserer Gruppe mit seiner Kamera, so daß der schwimmende Untersatz bedenklich schaukelt. Aber wir bleiben vor einem Untertauchen in den heiligen Fluten verschont. Die Leichenverbrennungsplätze dürfen nicht photographiert werden. Wir sehen große Hügel von Asche, die von einem Hindu in den Fluß geschaufelt werden. Leichen liegen neben einem Holzstoß; sie sind in bunte Tücher gehüllt und an zwei Bambusstäben festgeschnürt. Es ist der größte Wunsch eines Hindus, am Ufer des Ganges verbrannt zu werden. Satisteine bezeichnen die Stelle, an dem sich früher eine Witwe auf dem Scheiterhaufen opferte, auf dem ihr Mann verbrannt wurde; solche Witwenverbrennungen sind heute nicht mehr erlaubt, kommen aber trotzdem noch vor. - Wenn in einem Prospekt behauptet wird: "Sie werden Benares verlassen, aber Benares wird Sie nicht so schnell verlassen. Irgendetwas irgendwo in Ihnen wird niemals mehr dasselbe sein!" - so ist das sicher übertrieben. Eine solche verwandelnde oder gar erneuernde Kraft geht von dieser Stadt nicht aus. Aber man muß zugeben, daß das Schauspiel am Ganges für einen Europäer eine gewisse Faszination hatte. -

Am Donnerstag, dem 14. November bringt uns eine "Fokker-Friendship" nach Delhi. Offenbar hat eine Polizeirazzia stattgefunden, denn man sieht nicht mehr so viele "Randsiedler" neben den Straßen. Wir können noch den Freitag zu einem abschließenden Stadtbummel benutzen. Den letzten Abend

verbringen wir in angeregtem Gespräch mit Pastor Heine und Frau über die schwierigen Probleme der Deutschen, besonders der deutschen Frauen in Indien. Mit einem fünfstimmigen Lied unseres improvisierten Chores aus der Reisegesellschaft verabschieden wir uns von den Gästen und dem Personal des "Hotel Ranjit". Um Mitternacht besteigen wir den Jumbo-Jet der Air India und kommen nach Zwischenlandungen in Beirut und Rom gegen 9 Uhr MEZ wohlbehalten auf dem Frankfurter Flughafen an - reicher geworden durch abenteuerliche Erlebnisse und gute Erfahrungen.

Aus der Gossnermission

Schwester Ilse Martin schreibt aus Takarma

Liebe Freunde!

Large habe ich Ihnen nicht geschrieben, obwohl ich Ihnen für so viele Briefe und Grüße zu danken habe! Das letzte Mal konnte ich Ihnen von der Einweihung der Purnapani Dispensary berichten. Seitdem haben wir schon viele Kranke dort behandeln können. Es kommen so ca. 300 Patienten pro Woche in die Poliklinik. Dazu können wir acht Kranke stationär aufnehmen. Durch freiwillige Spenden aus Indien, Australien und Deutschland war es uns möglich, die nötigen Betten und Nachttische zu kaufen. Mit Beihilfe vom Staat konnten wir den Brunnen bauen. So geht es immer wieder ein Stück weiter. Unser nächstes Ziel ist eine Mauer um das Grundstück zu bauen, damit uns die Kühe und Ziegen nicht immer alles Gemüse und die Blumen abfressen. Schwester Elisabeth hat schon viele Büsche und Sträucher gepflanzt. Sie möchte ein Schmuckstück aus dieser Dispensary machen, wo sich die Kranken auch an Blumen erfreuen können.

In der Kunthitali Dispensary tut Schwester Sipora nach wie vor ihren Dienst. Auch dort haben wir acht Betten für stationäre Kranke. Einige davon sind meist mit Tuberkulose-Kranken belegt.

Seit September fahre ich nicht mehr nach Kamdara in das Hospital der Anglicanischen Kirche, wo ich einige Jahre ausgeholfen habe. Deren Zentral-Krankenhaus liegt ja in Ranchi. Dort haben sie jetzt einen Geländewagen bekommen, der mit Diesel läuft, also im Betrieb viel billiger ist als mein Jeep. Außerdem haben sie dort junge Ärzte, die sehr gut die eigenen Außenstationen besuchen können. Da sehe ich nicht ganz ein, wieso ich noch einspringen muß. So bin ich frei für evtl. neue Aufgaben.

In Takarma läuft auch schon alles sehr gut ohne mich. An meinem Krankenpfleger Niarjan ist ein Doktor verlorengegangen. Er kann sehr gut Diagnosen stellen, die nötige Medizin verschreiben, Laboruntersuchungen machen, die Bücher führen und Bestellungen schreiben. Natürlich wäre es auch ihm lieber, wenn wir einen Arzt oder eine Ärztin hätten, die die Hauptverantwortung übernahm, wenn ich mal nicht mehr hier bin. Wir beten sehr darum, daß Gott und den rechten Menschen schicken möchte, bevor ich nach Deutschland zurückkehre.

Im September habe ich einen sehr schönen und interessanten Urlaub im Fernen Osten verbracht. Ich habe Schwester Ursula v. Lingen in Japan besucht. Sie arbeitet ja dort im Auftrag der MBK-Mission schon seit fünf Jahren in einem Heim für Körperbehinderte. Es hat mich sehr beeindruckt, diese Menschen zu sehen, die gelernt haben, mit ihrer Krankheit zu leben. Sie mühen sich täglich von Neuem, ihre Behinderung zu überkommen. Sie stellen mit unsäglicher Mühe wunderschöne Gegenstände her wie z.B. Schmuck, gestickte Taschen, Strickwaren etc. Zwei Männer z.B. stickten mit dem Fuß, und freuten sich über jeden guten Stich, der ihnen gelang — aber mit welch unsäglicher Mühe war das verbunden! Ein anderer konnte nur auf dem Bauch liegend an seiner Stickerei arbeiten. In einem größeren Saal saßen einige an Strickmaschinen und fertigten Pullover und Jacken. Wie strahlten diese Menschen, wenn man sich für ihre Arbeit interessierte und sie lobte. — Noch eins muß ich erzählen, was mich besonderes beeindruckte. Am letzten Nachmittag ging ich mit Schwester Ursula noch einmal durch die Säle und bewunderte in einem Zimmer die dort aufgestellten Puppen, die die Mädchen geschenkt bekommen hatten.

Als sie hörten, daß in Indien die Kinder kaum Puppen und Spielzeug haben, schenkten sie mir zum Abschied zum Mitnehmen zwei Puppen und ein Glöckenspiel. Das bewies mir wieder: Menschen, die selbst leiden, haben mehr Verständnis für die Not anderer.

Zurückgekehrt aus Japan, zog ich wieder vier Wochen meine Runden und stürzte mich dann in ein neues

Abenteuer: als Reiseleiterin mit einer Gruppe von 25 Besuchern durch Indien zu ziehen. Es war natürlich eine besondere Gruppe, insofern, als viele Gossner-Freunde dabei waren, die vor allem auch die Gossnerkirche kennenlernen wollten. Außerdem waren viele gute Freunde von mir dabei. Die Organisation des außerkirchlichen Teils hatte eine indische Reisegesellschaft übernommen. So fuhr ich also mit denen am 29. Oktober frühmorgens in einem Bus zum Flughafen in Delhi. Es dauerte sehr lange, bis die Gruppe durch den Zoll war, aber ich konnte ihnen von der Besuchertribüne schon zuwinken und wir konnten uns mit Zeichen die Zeit vertreiben. Pastor Heine, der deutsche Auslandspfarrer von Delhi, war auch mit auf dem Flugplatz. So gab es gleich eine große Begrüßung. Von Seiten der Reisegesellschaft bekam sogar jeder Besucher einen Blumenkranz zur Begrüßung umgehängt und das Ereignis wurde gleich fotografiert.

Am Nachmittag wurde das alte Indien lebendig, als wir die verschiedenen Bauwerke, Zeugen einer alten Kultur, besuchten. Auch an Gandhis Gedenkstätte wurden wir geführt. Dort fiel mir ein, wie er einmal gesagt haben soll: „Ich habe viele, die mich anbeten, aber keinen der mir folgt, der in meinen Fußstapfen geht“, ob es heute in Indien anders aussähe, wenn man Gandhi gefolgt wäre?

Am nächsten Tag besuchten wir Agra mit dem ehemaligen Taj Mahal. Am folgenden Tag begann das Abenteuer u. zw. der Flug nach Ranchi, der schon in Patna endete, weil die Flugbuchung nicht stimmte. Es blieb uns nichts weiter übrig, als nach einem indischen Essen die lange Strecke mit dem Bus zu fahren. Man stellte uns einen ziemlich altersschwachen Bus mit harten Sitzen, zugigen Fenstern und schlecht schließenden Türen zur Verfügung. In diesem Vehikel fuhren wir zwölf Stunden durch die Nacht auf schlechter indischer Landstraße. So lernten unsere Gäste Indien gleich richtig kennen. Einige sagten sogar hinterher, sie möchten diese Erfahrung nicht missen. Gegen 11 Uhr fand dann der überwältigende Empfang in der großen Christuskirche in Ranchi statt. In den folgenden Tagen wurden mehrere Gemeinden der Gossnerkirche besucht, darunter auch Takarma. Dort hatten sich ca. 1.500 Menschen zum Empfang der Gäste eingefunden. Auch in Govindpur waren es sehr viele. Die Industriestadt Jamshedpur und das große indische Stahlwerk, in dem viele unserer Christen arbeiten, wurden besichtigt. Das war auch für mich das erste Mal, daß ich in ein solches Werk kam und ich muß sagen, ich war sehr beeindruckt von dem, was dort geschaffen wurde. Auch das neue Industriezentrum Hatia, bei Ranchi, wurde besichtigt.

Überwältigt waren unsere Besucher von der herzlichen Liebe, mit der sie überall in den Gemeinden begrüßt wurden.

Der nächste Programmpunkt war Calcutta. Viel hat man von Calcutta im Fernsehen gesehen, gelesen und gehört und doch trifft es einen ganz anders, wenn man mit der Stadt und ihren Problemen, mit den Bettlern und den Flüchtlingen konfrontiert wird.

Von Calcutta aus flog die Gruppe allein nach Kathmandu, wo sie von Schwester Monika und Schwester Ellen begrüßt wurde. Ich begab mich gleich nach Benares und erwartete dort die Zurückkehrenden.

In Benares erlebten wir Diwali, das Lichterfest, Neujahr der Hindus, sehr eindrucksvoll. Am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang fuhren wir im Kahn auf den Ganges und beobachteten das Badeleben am Ufer. An diesem besonderen Tag waren wohl Tausende dort an den Badestellen versammelt, aber niemand ließ sich von dem Nebenmann in seiner Andacht stören. Der Traum ihres Lebens hatte sich erfüllt. Sie waren nach Benares gekommen und hatten im Ganges gebadet und konnten sich von dem heiligen Wasser etwas mit nach Hause nehmen.

Am Nachmittag ging es wieder nach Delhi, wo noch ein ganzer Tag zum Einkaufen übrig war. In der

Nacht vom 15./16. November traten unsere Gäste den Heimflug an und auch ich begab mich wieder zurück in den Alltag. Ich habe diese drei Wochen sehr genossen und werde noch eine ganze Weile davon zehren. Meine „Gruppe“ ist mir ans Herz gewachsen in der Zeit. Durch das Zusammensein mit ihnen habe ich manches hier wieder neu sehen gelernt, was mir schon ganz selbstverständlich geworden war. Sicher haben auch die Reiseteilnehmer manche ihrer vorgefaßten Meinungen korrigieren müssen und können in mancher Hinsicht Indien und seine Menschen besser verstehen.

Vorige Woche feierten wir Erntedankfest und heute brachten die Frauen noch eine Extra-Erntedank-Gabe zum Altar.

In unserer Gegend war die Ernte nicht so gut in diesem Jahr, weil es nicht genug regnete. So wird es auch im nächsten Jahr wieder viel Not geben. Immer noch sind wir die Reichen und immer noch haben wir Gelegenheit zu geben und die Ungleichheit in der Welt etwas zu ebnen. Natürlich sind wir bereit, gerade zu Weihnachten etwas mehr auf den Gabenteller für die Armen zu legen, aber Gott erbarmt sich unserer und unserer Brüder nicht nur zu Weihnachten. Er braucht uns und unsere Bereitschaft auch nach dem Fest. Er braucht uns, um sein Licht in die Dunkelheit von Herzensnot und Armut zu tragen. Diese Aufgabe haben wir alle, Sie dort und wir hier.

Möchte Gott uns immer bereit finden!

Er segne Ihnen diese Weihnachtszeit und schenke Ihnen viel Freude jetzt und auch im kommenden Jahr.

Mit herzlichen Grüßen bin ich Ihre Ilse Martin.

Winterfreuden

● Wer weiß sie zu finden?

Mancher mag bei diesem Thema sich schütteln. Winterfreuden? Für ihn ist das eine Jahreszeit, die möglichst schnell vorübergehen soll, damit man unter den Strahlen der Frühlingsonne langsam wieder zum Leben erweckt wird. Vielleicht würden einige sogar ganz gern, wenn sie es könnten, so etwas wie einen Winterschlaf antreten. Zu tief steckt ihnen in den Knochen, was einmal der Dichter mit den Worten beginnen läßt: „Der Winter ist ein harter Mann, kernfest und auf die Dauer...“

Da es uns aber nicht möglich ist, es manchen Tieren nachzutun und uns in irgendeinem Laub — sprich Bett — zu verkriechen, sollten wir das Beste daraus machen. Was dazu gehören kann? Nun, zum Beispiel ein winterlicher Spaziergang. Welch ein Gefühl, wenn so unter den Füßen der Schnee knirscht und der Atem in der kalten Luft wie eine Wolke stehen bleibt. Und wie bizarr sehen sie aus, die Bäume und Sträucher, reifüberzogen oder von Schnee bedeckt wie mit Watte. Es ist, als könnte man die Luft trinken, so zieht sie durch Mund und Nase in die Lungen und lüftet einen von allen möglichen Zivilisationsschäden heimgesuchten Körper. Übermütig könnte man werden! Manche werden's tatsächlich. Sie bücken sich und ballen Schnee zu kleinen Haufen, um einen kleinen Vorrat zu haben, fürs Schneeballwerfen. Verständlich, daß man erst rechts und links schaut, ob auch ja keiner zuguckt. Aber dann wird es wieder einmal probiert: Das Zielen und das Treffen. Allzuweit reicht es freilich oft nicht mehr, dazu fehlt die Übung. Aber mit ein bißchen Ehrgeiz und mit dem verlorengegangenen Schwung der Jugend gelingt einem mancher Treffer.

Vielleicht reicht es sogar bis zum Bau eines Schneemanns. Er muß ja nicht die Maße haben, mit denen wir ihn als Kinder ausgestattet haben: Rund und drall, groß und wie seine Majestät der Winter persönlich. Es tut auch eine kleine Ausgabe. Der Phantasie sind dabei keine Grenzen gesetzt, um Auge, Nase, Mund, Ohren, die Bauchknöpfe, den Hut und die Rute

zu markieren. Mit Wohlgefallen betrachtet man aus einem Abstand sein Werk, mit eigenen Händen geschaffen, und überlegt wie man diesen Burschen nennen sollte. Denn ein Name muß her — wie soll denn sonst dieses Geschöpf bestehen können. „Adrian“ oder „Alexander“ oder auch „Kasimir“, jedenfalls irgend so eine flotte Bezeichnung sollte es schon sein.

Zur Winterfreude und um sie recht zu genießen gehört vielleicht auch noch etwas anderes. Daß man die denkt, die sich schwer tun in dieser Jahreszeit. An die kleinen Geschöpfe, die uns im Sommer so viel Freude machen und denen es schwer fällt, im Winter zu ihrer Nahrung zu kommen. Ich meine die Vögel. Für sie ein Herz haben und die Taschen voll Körner, das ist fast eins. Und wenn dann die kleinen Meisen durch die verschneiten Äste schwingen und nach den Körnern picken, dann kommt man sich vor wie ein großzügiger Gastgeber. Freilich, bei manchem mögen Winterfreuden mehr in der Erinnerung Unvergängliches aufbewahrt haben. Mir geht das so, wenn ich ein paar Jungen sehe mit einem Schlitten dabei, dann gehen die Gedanken ziemlich keck spazieren.

Sie erinnern mich an manche wilde Schlittenfahrt mit „Horrido“ und „Bahn frei“, Wotans wilde, verwogene Jagd im kleinen. Das begann meistens mit einem Pfiff so am frühen Nachmittag. Und mit gespitzten Ohren vernahm man durch die Fenster: In einer halben Stunde geht's los. Hei, wie flott man nun Schularbeiten machen konnte! Und dann ging alles sehr schnell: Überstürzter Aufbruch mit unbestimmter Terminangabe als Antwort auf die Frage der Mutter nach der Rückkehr, den Schlitten geschultert, den stabilen, der so schön hochbordig war — und hinaus.

Da standen sie, die Freunde, fünf, sechs, acht, und vier Schlitten dabei. Das versprach wieder eine ordentliche Hatz. Aber zunächst mußten sehr fachmännisch die Schlitten miteinander verbunden werden. Davon hing für die Fahrt viel ab. Genug Abstand von Schlitten zu Schlitten war nötig, damit die Schlange elastisch blieb, und doch mußten die Kordeln straff genug gespannt sein, damit nicht aus der Schlittenpartie eine Schleuderpartie würde. Manchmal gab es einen harten Disput, wer steuern durfte. Denn das muß man auch können. Beine und Arme haben ordentlich gegenzuhalten, wenn hinter dem ersten Schlitten, der als Steuer benutzt wird, die ganze Mannschaft sicher und elegant in die Kurven kommen soll.

Das war schnell geklärt. Und jetzt im Dauerlauf zum Hang. Nach kurzer Einteilung in Anchieber und bloße Mitfahrer ging's los, natürlich mit Anlauf. Er gab sozusagen die Startgeschwindigkeit, um dann in eine breite Straße — Verkehr gab es kaum und Streukolonnen auch nicht — einzubiegen. Jetzt erst kam der ganze Bob, so wie wir es nannten, auf Fahrt. Und „wilden Gesellen, vom Sturmwind zerzaust“ gleich jagten wir die Straße hinunter. Plötzlich eine Mannschaft auf Parallelkurs. Ausgerechnet die aus der anderen Straße! Und sogar schneller als wir. Wie auf Kommando duckte sich alles. Heimlich bremsende Füße einiger Ängstlicher wurden eingezogen. Jetzt kam es darauf an: Wer wird Sieger? Manchmal allerdings wurde das nur durch die anschließende Schneeballschlacht entschieden.

Und nun ist das alles vorbei, eben nur noch dies: Bei winterlichem Spaziergang am Rand herumstehen und zuschauen? Dabei kribbelt es einen manchmal in Armen und Beinen. Aber warum nicht nach der Devise: Trimm dich mal! Jedenfalls — ab und zu steige ich wieder einmal auf solch eine Schlittenschlange. Natürlich, es ist alles sehr viel ziviler: die Hänge, die Schlitten und manchmal, meint man, auch der Schnee. Aber dann am Steuer, hinter sich die eigenen plus zehn Nachbarschaftskinder — das ist schon etwas.

Wenn die Kinder am Abend sagen: Papa, heute warst du gut! — dann ist es wie damals, auch wenn man inzwischen weiß, daß einem am nächsten Tag von dem Geschaukel ein ordentlicher Muskelkater bevorsteht. Trotzdem: wenn's wieder los geht, ich bin dabei. Und wie ist's mit Ihnen?

„mehr ein Streit und Kampf“ als „eitel Sieg und Triumph über die Sünde.“

Ich kann nicht zugleich im Licht und im Dunkeln sein, nicht zugleich „Ja“ und „Nein“ sagen. JESUS sagt: „Niemand kann zwei Herren dienen.“ (Matthäus 6). „Ganz sein oder laß es ganz sein“ sagten die „Väter“.

Laßt uns im Gebet immer wieder unser Leben JESUS ganz anvertrauen und um rechte Liebe zum Nächsten bitten.

Zu unserem WORT GOTTES heißt es im ersten Psalmsgesang in unserem Gesangbuch — einem Gesang aus der Reformationszeit: „So laßt uns nun ihm dankbar sein, daß er für uns litt solche Pein, nach seinem Willen leben.“

Auch laßt uns sein der Sünde feind, weil uns GOTTES WORT so helle scheint, Tag, Nacht daran streben, die Lieb erzeigen jedermann, die CHRISTUS hat an uns getan mit seinem Leiden, Sterben.

O Menschenkind, betracht das recht,
wie Gottes Zorn die Sünde schlägt,
tu dich davor bewahren!

EKG. 54

Zur Ablage

Aktenplaner

Datum

Handzeichen

fragt einen zwölfjährigen Jungen, der klare Antworten gibt. Er war von Geburt an blind. In der Vorwoche ist er zum Pastor einer Gossner-Gemeinde gebracht worden. Dieser hat lange über ihn gebetet und den Namen JESU angerufen. Daraufhin bekam er plötzlich sein Augenlicht wieder und kann jetzt aufzählen, was er alles sieht. Später unterhalte ich mich mit diesem Pastor, der solche Gebetsheilungen als eine ganz selbstverständliche Verkündigung betrachtet. „90 Prozent aller Krankheiten heilen wir auf diese Weise. Wenn JESUS sie von ihrer Lebensangst befreit, werden sie gesund.“

An einem anderen Ort fällt mir auf, daß die Kirche erbärmlicher aussieht als gewöhnlich, obwohl der Ort und die Zahl der Christen nicht klein ist. Ja, man wollte reparieren, aber der Kassierer sei mitsamt der Kasse durchgebrannt. Als ich über ein solches Verhalten erstaunt bin, beruhigt man mich: das käme öfter vor.

Wie ist es zu dieser merkwürdigen Kirche gekommen? Im vorigen Jahrhundert warteten vier deutsche Missionare in Calcutta, um nach Birma weiterzureisen. Nur „zufällig“ gerieten sie an die Adivasis (indische Ureinwohner) in einer Provinz westlich Calcuttas und predigten das Evangelium, leider ohne Erfolg. Sie schrieben Briefe nach Berlin, daß sie keine Lust mehr hätten, denn in fast fünf Jahren war es zu keiner Taufe gekommen.

„Vater“ Gossner — sein 200. Geburtstag wurde am 14. Dezember im letzten Jahr gefeiert — schrieb zurück: „Ob sich die Adivasis bekehren oder nicht, das sei auch ganz gleich; wollen sie das Wort nicht annehmen, so mögen sie das Wort zum Gericht hören. Ihr aber betet und predigt ruhig fort; wir hier wollen auch mehr beten.“

Die Adivasis nahmen an. Die erste Christengemeinde wurde 1850 gegründet, andere folgten. Es kommen mehr Missionare, die harte Entbehrungen auf sich nehmen — und die sich untereinander bisweilen leidenschaftlich streiten, so daß später die indischen Christen sich auch in dieser Beziehung auf gute Lehrmeister berufen können.

Manchmal bezweifeln die Missionare, ob die indischen Christen sich aus Überzeugung taufen lassen. Wenn sie vom neuen Leben in Christus predigen, heißt das auch das Ende der sozialen Ungerechtigkeit? Ist Christus nicht ein Anwalt der Armen und Entrichteten? Man will die Revolution. Die Missionare werden in sehr weltliche Dinge verwickelt, und sie wollen doch eigentlich eine neue Religion und keine Sozialreform.

Hundert Jahre später scheint es genau umgekehrt zu sein. Aus dem Missionsfeld ist inzwischen eine selbständige indische Kirche geworden. Statt der Missionare kommen aus Deutschland Berater und Besucher, die immer sehr willkommen sind. Jetzt reden die deutschen Freunde von Sozialreform und Entwicklungsprojekten, die für die immer noch Armen dringender als je zuvor seien.

Natürlich verstehen die Gossnerchristen dieses Anliegen, und sie nehmen die Anregungen und auch die Gelder dankbar an; die deutschen Fachleute für Landwirtschaft, Gesundheitswesen und technische Ausbildung werden willkommen geheißen. Aber so recht bei der Sache sind sie nicht, die Leidenschaft für diese Unternehmungen fehlt. Die Religion ist ihnen wichtiger als Entwicklung, oder ebenso wichtig.

Während wir Sachprobleme mit ihnen diskutieren möchten, reden sie vom Lebensgefühl. Die Theologie behandeln sie auch recht lässig. Noch nie hat es theologische Streitfragen in der Gossnerkirche gegeben. In ihren Versammlungen ist das Singen und Tanzen viel wirkungsvoller und ansprechender als das Predigen.

Ich muß sie demnächst wieder besuchen, mich wieder wundern und ärgern. Ich bin mir gar nicht sicher, wer wen am Ende bekehren und entwickeln wird.

Martin Seeberg

Liebeserklärung an eine unmögliche Kirche

Gehört hatte ich von ihr schon früher, aber kennengelernt hatte ich sie vor gut zehn Jahren. Aber was heißt schon: kennengelernt? Immer wenn ich sie besuche, wird sie mir rätselhafter und geheimnisvoller. Mit dieser Bewunderung vermischt sich allerdings auch ein handfester Ärger, denn sie macht Sachen, die einfach unmöglich sind. Im Herbst 1973 habe ich sie wieder gesehen, und mein Eindruck hat sich verstärkt. Ich möchte das so zum Ausdruck bringen wie ich es vor einem Ehemann hörte, der von seiner Frau sagte: Ich verstehe sie nicht, aber ich liebe sie.

Ich spreche hier keineswegs von einer Frau, sondern von der indischen Gossnerkirche. Sie ist durch deutsche Missionsarbeit entstanden, und deshalb gibt es enge und gute Beziehungen zwischen hüben und drüben. Doch dazu später. Zunächst sind ein paar Momentaufnahmen nötig, damit man sich ein Bild machen kann. Von den hundert Wundern und Merkwürdigkeiten, die mir während meines letzten Besuchs begegneten, greife ich vier heraus:

Die Gossnerchristen sind kleine Leute, schüchtern, zurückhaltend, nicht aggressiv oder provozierend. Trotzdem eroberten sie am 14. Oktober einen Bahnhof auf der Strecke zwischen Calcutta und Bombay. Der Ort heißt Manoharpur. Nun ist auf indischen Bahnhöfen zwar vieles möglich, was hierzulande unmöglich ist. Aber Bahnhofsmission ist in diesem nichtchristlichen Land durchaus nicht erlaubt. Genau das wollten die Gossnerchristen.

Mehrere hundert Gemeindeglieder besetzten das Gelände und sangen lautstark ihre Lieder, so daß sich die Hindus und Moslems in den Zügen auf den Bahnsteigen sehr wunderten, als sie hörten: „Ehre sei Dir, JESUS!“ Der Bahnhofsvorsteher ließ diese Demonstration gewähren — er ist selber Gemeindeglied.

Manoharpur ist eine von 1100 Gemeinden dieser Kirche, die natürlich eine Kirchenleitung und einen Kirchenpräsidenten hat. Diese erklärten Ende Oktober 1973 in einem Schreiben an alle Gemeinden, daß sie alle miteinander unfähig seien, die Kirche zu leiten und daß sie deshalb zurücktraten. Der Grund für ihre Unfähigkeit: Da sie sich dauernd streiten, können sie keine Entscheidungen mehr treffen.

Wenige Tage vorher findet in einer kleinen Stadt eine merkwürdige Prüfung statt. Die Kommission be-

der Konfessionen ansieht. — Luther sagt: „JESUS will, daß das ganze Leben seiner Gläubigen eine stete Buße sein soll.“ Nicht ein Tag pro Lebensjahr, nicht 1/365 des Lebens sondern das ganze Leben soll eine Buße sein.

Aber weil der Mensch vergeßlich ist, darum ist es notwendig, daß er an manche Dinge einmal ganz kräftig erinnert wird. Im Laufe der Kirchengeschichte haben sich eine Reihe von Tagen entwickelt, die ganz besonders darauf gerichtet sind, uns zur Buße zu führen und uns zu einem bußfertigen Leben zu ermahnen. Einer dieser Tage ist der Aschermittwoch — auch in unserer evangelisch - lutherischen Kirche! Er ist nie abgeschafft worden, wird aber in den allermeisten Gemeinden unserer Kirche leider nicht mehr gottesdienstlich begangen. Er steht im kirchlichen Kalender, um uns daran zu erinnern, daß es von diesem Tag an im Leben der Kirche in ganz besonderer Weise heißt: „Lasset uns mit JESUS ziehen, seinem Vorbild folgen nach“ (Lied 252). JESUS, so berichten uns die Evangelisten, hat zu Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit eine 40 tägige Zeit des Fastens verlebt, in der er satanische Versuchung und Verführung auf der einen Seite und göttliche Beständigkeit und Hilfe auf der anderen Seite erfahren hat. „...seinem Vorbild folgen nach...“, die Kirche hat eine 40 tägige Zeit des Fastens, der Konzentration auf Gott als Vorbereitungszeit auf Ostern eingeführt. Und der vierzigste Tag vor Ostern ist der Aschermittwoch (wenn man die Sonntage als „kleine Osterfeste“ nicht mitzählt).

Die Kirche hat es für gut gehalten, den ersten Tag dieser besonderen Zeit der Weggemeinschaft mit JESUS als Bußtag auszustalten. Ein Aschenkreuz wird dort, wo dieser Tag begangen wird, den Christen auf die Stirn gezeichnet: die Asche — das Zeichen der Vergänglichkeit, das Kreuz — Hinweis auf den gekreuzigten JESUS. Weil man sich in der mittelalterlichen Kirche und in der röm.-kath. Kirche bis in unsere Zeit in diesen Wochen vor Ostern vieler Dinge enthält, darum wird vor dem Aschermittwoch die Freude des Lebens noch einmal im Fasching auf ihre Weise deutlich.

Schade, daß sich der Fasching bei uns gehalten hat und ausgebreitet, während der dann folgende Bußtag und die Fastenzeit von vielen vergessen und übersehen wird. In der Fastenzeit wird ja in unserer Kirche die Geschichte von Leiden und Sterben JESU in besonderen Gottesdiensten gelesen und durchbetet als ein Versuch, sich ganz auf Gott zu konzentrieren.

Auch wenn der Aschermittwoch bei uns weder arbeitsfreier Tag noch Gottesdienst-Tag ist, so kann man doch in der Nachfolge JESU diesen Eröffnungstag der 40 tägigen Fastenzeit vor Ostern dadurch begehen, daß man allein oder in der Familie das Gebet und die Lesungen dieses Tages im Gesangbuch und in der Bibel liest. „Zur Asche werde ich werden, aber Christus hat mich durch sein Kreuz erlöst.“ Das ganze Leben soll eine Buße sein, aber wir brauchen Tage, an denen wir besonders darauf hingewiesen werden. Der Aschermittwoch ist ein solcher Tag.

M. Oe.

Hoffnung aus der Krise

Über die Ölkrise und ihre Folgen ist in den letzten Monaten viel geschrieben und diskutiert worden. Am auffallendsten daran ist, daß diese Krise nicht nur Ängste, sondern zugleich Hoffnungen geweckt hat. Das, was bis dahin nur in einem kleinen Kreis von Experten geschrieben und geredet wurde, ist nun auf einmal einer großen Zahl von Menschen bewußt geworden: Ungehemmtes wirtschaftliches Wachstum und uneingeschränkter technischer Fortschritt werden dazu führen, daß wir unseren Kindern und Enkeln eine ausgeplünderte, gebrandschatzte und verkommene Welt hinterlassen. Nicht nur die Umweltverschmutzung, sondern die Zerstörung unserer Umwelt ist die drohende Gefahr. Der Optimismus, daß die Technik auch für

diese Probleme praktikable Lösungen bereithalte, nimmt immer mehr ab. Es wächst das Bewußtsein, daß eine Neubesinnung von grundauf notwendig ist über den einzuschlagenden Weg. Das aber ist viel mehr als nur ein technisches Problem.

Die Kirche wird an der Beantwortung dieser Frage mitzuarbeiten haben. Denn nicht zuletzt die Wirkungsgeschichte des Christentums ist es gewesen, die zu dieser Entwicklung geführt hat. Der katholische Publizist Carl Amery spricht in diesem Zusammenhang sogar von den „gnadenlosen Folgen“ des Christentums und behauptet: „Wir, das heißt die Christen, haben den gegenwärtigen Krisenzustand verursacht — zumindest an führender Stelle mitverursacht.“ Das Gebot am Anfang der Bibel: „Macht Euch die Erde untertan“ ist in der christlichen Welt verstanden worden als Aufforderung zur totalen Unterwerfung der Natur. Die radikale Herrschaft des Menschen über seine Umwelt, die vom Christentum ausgehend sich über die ganze Erde verbreitete, hat schließlich zu der Krise der technischen Entwicklung unserer Tage geführt.

Man mag dieser These Amerys im einzelnen zustimmen oder nicht. In jedem Fall müssen die Christen mit mehr Nachdruck als bisher deutlich machen, daß der Aufforderung „Macht Euch die Erde untertan“ der Satz vorausgeht „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde“. Der Mensch steht in der Verantwortung vor Gott. Die Schöpfung ist uns anvertraut. Wir sind Rechenschaft schuldig für den Umgang mit ihr. Losgelöst aus der Verankerung der Verantwortung vor Gott wird das Gebot, sich die Erde untertan zu machen, der Natur und schließlich auch den Menschen mehr und mehr zum Fluch.

Martin Ruhfus

Ein Gruß ins Krankenzimmer

Wandelt in der Liebe, gleichwie CHRISTUS euch hat geliebt und sich selbst dargegeben für uns... Denn das sollt ihr wissen, daß kein Unzüchtiger oder Unreiner oder Habsüchtiger, das ist ein Götzendiener, Erbe hat an dem Reich CHRISTI und GOTTES.

Epheser 5

JESUS sagt zu seinen Jüngern: „Gleichwie mich mein Vater liebt, so liebe ich euch auch. Bleibet in meiner Liebe! Wenn ihr meine Gebote haltet, so bleibt ihr in meiner Liebe, gleichwie ich meines Vaters Gebote halte und bleibe in seiner Liebe.“ (Johannes 15).

JESUS liebt dich. Es gibt überhaupt keinen, den GOTT nicht liebt. (Johannes 3, 16). Du kannst es nicht einmal verhindern, daß GOTT dich liebt und darauf wartet, daß du zu ihm kommst. „CHRISTUS hat euch geliebt und sich selbst dargegeben.“

JESUS CHRISTUS hat für uns alles getan. Was er für uns tat, genügt vor GOTT in Ewigkeit.

Haben wir die herrliche Zusage von der unbedinglich großen Liebe CHRISTI recht gehört, sollten wir auch nicht überhören, daß GOTTES Gnade keine „billige“ Gnade ist. Das Erbe ist keine „Schleuderware“. Es hat dem Sohn GOTTES das Leben gekostet, daß ich errettet bin. „Der gute Hirte läßt sein Leben für die Schafe.“ (Johannes 10).

Wandelt in der Liebe gleichwie CHRISTUS euch geliebt hat.“

Mit einem neuen Leben füreinander im harten Kampf gegen allen „Schmutz“, gegen alle Habgier, immer mehr für sich haben zu wollen, sollten wir GOTT dankbar preisen. Dr. Martin Luther sagt uns aus seiner reichen Erfahrung, ein „Christ sein“ ist

Andere Missionsgesellschaften

1
2
3
4
5
6
7
8
9
0

3

LEITZ
1656 Trennblatt
zum Selbstausschneiden
von Registertasten

M. Frerichs
Georgswall 6

Aurich, im Dezember 1981

EINGEGANGEN

23. DEZ. 1981

Erledigt

Ihr Lieben!

Vor mir liegt der Weihnachtsbrief von 1980. Zum Schluß schrieb unser Vater: wir wünschen Euch ein von dem Segen Gottes gefülltes Weihnachtsfest, zugleich für den Weg im neuen Jahr ein gutes Geleit! Das war sein Wunsch für 1981. Das Jahr 1981 hat uns viel Leid gebracht, aber doch auch viel Freude. Ich will versuchen, diese Freudentage kurz aufzuzeichnen. Zum 6.1. fuhren wir nach Burgdorf, um dort die goldene Hochzeit unserer Geschwister Friedrich und Hanna mitzufeiern. Wir wohnten bei unserer Stella und verlebten schöne Stunden mit der Familie. Auf der Rückreise besuchten wir in Hannover unsere Schwägerin Eva Schaaf. - Im Februar war der 75. Geburtstag unseres Vaters ein wunderschöner Festtag! Ihr werdet alle den Dankesbrief erhalten haben. - Kurz vor Ostern luden Hilde und Manfred uns ein, eine Fahrt mit ihnen nach Hamburg und Altenwerder zu machen. Unsere Lisa Schütt fuhr uns durch das verlassene Altenwerder (es steht jetzt wohl nur noch die Kirche) und nach Hausbruch, wo Anne Flügge die in der Nähe wohnenden Altenwerder eingeladen hatte. Es war ein herzlich-fröhliches Beisammensein, auch in Dangelsen, wo wir unsere Hedwig (auch eine Konfirmandin der 30er Jahre) noch besuchten. - Vom 1. - 3. Mai war in der Volkshochschule Pöthausen der Frerichsche Familientag - trotz Regen, Sturm und Sonnenschein waren es herrliche Tage. Alt und Jung - bis hin zu den Babys - verstanden sich glänzend. - Im Juni erfreuten uns Besuche von Jan und Sigried Frerichs mit Sebastian und Giesela und Rudolf Wenzel mit ihren Kindern. - Im Juli fuhren wir beide für 5 Tage nach Lingen, wohnten bei unserer Ella Geuß, besuchten Hilke und Dieter in ihrem neuen Heim, waren in Holland und Stift Börstel. Diese Ferientage haben wir so richtig genossen! - Mitte August kamen unsere Cousinen Elisabeth und Wonne Schaaf aus der DDR, zugleich auch Maiti und Traudi geb. Kortmann.

Das gab ein frohes Wiedersehen. Die Kortmänner und Schaafe hatten sich jahrzehntelang nicht gesehen! Mit den Schaafen waren wir in Klostermoor bei Schwägerin Ruth, in Abelitzmoor bei Familie Bruder Hans und bei Hilde in Strackholt. Meinen Geburtstag am 17.8. feierten wir fröhlich mit Geschwistern, Kindern, Enkeln und Freunden. Zu Mittag hatte Almut uns eingeladen, das war für mich besonders schön. Am 18. und 19. fuhren unsere Gäste wieder ab. Und dann kam der 22. - und das fröhliche Beisammensein war so plötzlich zu Ende. -

Rückblickend kommen mir alle unsere Besuche und Begegnungen als ein Abschiednehmen vor! Ich danke Euch allen, die Ihr hier wart und auch für alles liebe Gedenken - bis heute hin. Meine Schwester Gertrud blieb noch einige Tage bei mir. - Am 5.11. feierte Gertrud ihren 80. Geburtstag (Ülzen). Ich bin mit Neffen und Nichten hin- und zurückgefahren. Es war dort ein sehr schöner Festtag. - Am 28.11. durfte Mutter Delbanco nach langer Krankheit heimgehen. Dann kam am 29.11. der 85. Geburtstag meiner Schwägerin Ruth Schaaaf in Klostermoor; ich war einige Stunden bei ihr. - Und dann kam der 9.12. - unser 50. Hochzeitstag! Am Abend vorher war unsere Hanna Kurschat aus Hannover gekommen. Vormittags am 9. kam Hilke aus Lingen (Stella mußte leider des Wetters wegen absagen), Familie Delbanco und Hilde, Manfred mit Frank (Manfreds Sohn) - da waren wir schon eine fröhliche Runde. Wir gingen - wie immer in den letzten Jahren - zum Essen in den Belgrad-Grill. Am Nachmittag haben wir viel gesungen und erzählt. Sogar ein kleines Konzert gab Hinrich mit der Flöte, Almut begleitete ihn auf dem Klavier und auch nochmal mit der P-Flöte, Hannah trommelte dazu! Das war herrlich - Opa hätte seine helle Freude daran gehabt. Die Kinder haben mir so sehr geholfen, so daß ich dankbar an ~~den~~ Tag zurückdenke. Sie helfen mir alle so sehr, das Alleinsein zu ertragen, denn das soll ja auch gelernt sein. Und viele Menschen hier und auch in Aurich-Oldendorf kümmern sich um mich. Almut und die Kinder sehe ich fast täglich, und wenn Hillard kann, kommt er dazu und hilft mir in vielen Dingen. Auch Hilde und Manfred kommen, so oft sie können. Hannah

hat so viele Fragen: wo schläft Opa - hat er seine Brille auch mitgenommen - wie ist er in den Himmel gekommen - konnte der liebe Gott ihn tragen oder hatte der ein Fahrrad? Ich habe Opa etwas in seinen Schrank gelegt, das kann er sich ja holen usw. usw. Sie ist mit ihren 3 1/2 Jahren ein aufgeweckter kleiner Wirbelwind, sie gewinnt aller Herzen! Hinrich ist stolz, daß Opa am letzten Tag noch in seinem Baumhaus war. Hinrich hat es in der Nähe unseres Gartenhäuschens gebaut. Er bastelt und baut noch immer sehr geschickt. Evert ist stolzer Gymnasiast, spielt Tischtennis und Gitarre, ist großer Briefmarkensammler und Bratkartoffel-Esser!! Ich bin dankbar, daß ich die Kinder so nahe habe und ihnen auch mal etwas helfen kann. - Am Heiligen Abend wollen wir erst alle bei mir feiern. Hilde muß dann mit ihrer Familie wieder nach Strackholt, und ich gehe mit Familie Almut und bleibe dort bis zum Gottesdienst um 11 Uhr.

Ich möchte denselben Wunsch aussprechen, den unser Vater letztes Jahr geschrieben hat:

Ich wünsche Euch ein von dem Segen Gottes gefülltes Weihnachtsfest und zugleich für den Weg im neuen Jahr ein gutes Geleit - nach Gottes gutem Rat und Willen - füge ich hinzu.

In treuem Gedenken

Eure

Hilja Finsch

fzgl. Kauf f. J. Kalender 15

z. d. A.

Dieter und Ursula Hecker
75 Karlsruhe, Gartenstr. 29a
Tel. 0721 / 81 62 55

Karlsruhe, den 27.12. 1978
Weihnachtsrundbrief 1978

EINGEG. GEN

3. JAN. 1979

Erledigt

Liebe Freunde, Verwandte und Bekannte!

Auch dieses Jahr haben wir es nicht geschafft, mit allen Bekannten durch persönliche Briefe in Verbindung zu bleiben. Dieser Rundbrief soll Sie darum wenistens über die äußersten Ereignisse bei uns auf dem Laufenden halten.

Die letzten zwölf Monate haben bei uns keine so einschneidende Veränderungen gebracht wie die Zeit davor. Dafür hat sich jeder von uns in seinen Lebensbereich weiter eingearbeitet.

Am besten ist dies Ursula gelungen, der das Klinikpfarramt trotz oder gerade wegen der starken Belastung durch die vielen Schwierigkeiten der Patienten auch viel Befriedigung verschafft, da man die Wirkungen oft sehr direkt sehen kann.

Die Arbeit im Studentenpfarramt lässt sich für Dieter weiterhin ziemlich mühsam an, obwohl es auch da Lichtblicke gibt. Es ist sehr schwierig, Studenten heute anzusprechen, vor allem, wenn die Kontinuität der Gemeindearbeit einmal gelitten hat.

Paulus ist nun im dritten Schuljahr in der Grundschule und zeigt sehr unterschiedliche Interessen in den einzelnen Fächern. Geographie, Biologie und Werken scheinen seine Lieblingsfächer zu sein, wenn er auch mehr theoretisch denkt. Seltsamerweise faszinieren ihn Technik und Maschinen nicht so sehr.

Friso hat sich im Kindergarten sehr gut akklimatisiert. Mitunter spielt er seine Schüchternheit und seine kleine Statur etwas stark aus, wozu ihn die Umgebung leider sehr ermuntert. Seine Probleme bespricht er ausgiebig mit Frau Rahman aus Bangla Desch, die ihn und uns auch immer wieder etwas an Indien erinnert.

Bis jetzt hat sich die Berufstätigkeit von uns beiden bewährt, vor allem bei der jetzigen Arbeitsverteilung. Gewiß, es gibt öfter einmal Probleme bei Terminabsprachen, vor allem, wenn außerordentliche Veranstaltungen hinzukommen - das scheint aber nicht nur unser Problem zu sein.! - Als wir im September ein paar Bekannte einladen wollten, merkten wir erst, wie schwer es in unseren Kreisen heutzutage ist, ein Dutzend Leute an einem Tag zusammenzubringen - ja, es hat sich eigentlich als unmöglich herausgestellt. Das hat uns doch ziemlich zu denken gegeben.

Bei einem Jahresrückblick, darf der "Freundeskreis Chotanagpur, e.V." nicht fehlen - ein Verein, den wir zusammen mit anderen an Fragen der Dritten Welt und besonders Indien Interessierten gegründet haben. Auf diese Weise bleiben wir in Verbindung mit Indien und haben vor allem auch eine tragfähige organisatorische Grundlage für das Projekt der Dorfweber in der Umgebung von Ranchi, das wir 1975 angeregt hatten. Daneben haben wir die Beziehungen zu dem Lepra Rehabilitationszentrum in Mangalore weitergeführt und einige Produkte von dörflichen Kleinindustrien im rückständigen Bundesstaat Bihar mit aufgenommen. Mit dem Erfolg dieser Dritte-Welt-Handels-Gruppe können wir voll zufrieden sein. Wir konnten nicht nur Handel zu fairen Bedingungen treiben, sondern auch Interesse an Fragen der Dritten Welt wecken, Bewußtsein über Probleme der internationalen Beziehungen schaffen und neue Aktionsformen für Gemeinden und Gruppen entwickeln.